Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1888.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Vor dem Kampfe.

Historischer Roman

von

P. E. v. Areg.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nunmehr erst dachte man im Schlosse daran, die unterbrochene Nachtruhe wieder aufzunehmen, aber der bald dämmernde Morgen trieb die noch immer Ermüdeten frühzeitig wieder von ihrem Lager auf.

Gaston und Eugène erhoben sich zu gleicher Zeit. Während den Ersteren der Drang zur Thätigkeit an einem Tage, wie dem heutigen, an dem man ereignißvolle Vorfälle erwartete, aus den Federn trieb, war es bei Eugène die sorgsam genährte Hoffnung, daß es ihm auch heute gelingen werde, Gabriele bei ihrem Morgenspaziergange allein zu sehen und zu sprechen. Er ging in die Halle hinunter und setzte sich auf denselben Platz, den er gestern inne gehabt hatte, aber er wartete heute umsonst.

Das war nun allerdings ein zweites widerwärtiges Mißgeschick zu den Ereignissen der Nacht, allein es mußte ertragen werden, und mit diesem Entschlusse kehrte Eugène, nachdem er länger als eine Stunde gewartet hatte, in sein Zimmer zurück.

Gleich darauf trat Gaston bei ihm ein und sagte: „Es ist nicht allein wahrscheinlich, daß Herr v. Rochefort eine Auseinandersetzung über die Vorgänge dieser Nacht hier in unserem Zimmer wünscht, sondern es ist auch meines Erachtens nothwendig, daß eine solche auch ohne eine besondere Anregung von seiner Seite gegeben wird. Da es sich bei dem Einbruche offenbar lediglich um etwas gehandelt hat, was sich in Ihrem Besitze befand, so wird es wohl am schicklichsten sein, wenn Sie es übernehmen, die erforderlichen Mittheilungen dem Herrn des Schlosses zu machen."

„Sie sehen mich hierzu bereit," erwiederte Eugène, „da es aber zu erwarten ist, daß Herr v. Rochefort bei meinem Besuche, bei dem ich nothwendiger Weise selbst über unsere gegenseitigen Beziehungen mich eingehender aussprechen muß, sich ein Bild von den einschlagenden Verhältnissen wird machen wollen, so lassen Sie mich gefälligst wissen, wie weit ich Ihrer Ansicht nach mit meinen Eröffnungen etwa zu gehen hätte, und ob es nöthig scheint, mit der ganzen ungeschminkten Wahrheit hervorzutreten."

„Da ich die Angelegenheit in Ihre Hände gelegt habe, so erscheint mir Ihre Anfrage fast überflüssig. Ich weiß gewiß, daß Sie die Wahrheit zu dem Grundstein Ihrer Rede machen werden, und das muß unter allen Umständen genügen. Was hätten wir denn auch zu verbergen? Daß wir mit irdischen Glücksgütern nicht besonders gesegnete Vögel sind, sieht uns ein Jeder an den Federn an, und das wäre doch zweifelsohne das Einzige, weshalb wir uns vielleicht zu schämen hätten. Reden Sie also frei von

der Leber weg; Sie werden auf solche Weise die beste Wirkung erzielen."

Als die passende Stunde erschien, ließ sich Eugène bei Herrn v. Rochefort anmelden und wurde sogleich angenommen.

„Ich hoffe," sagte der Schloßherr verbindlich, sobald sie sich begrüßt hatten, „daß die Ereignisse in den letzten Nachtstunden ohne jeden nachtheiligen Einfluß für Ihr Wohlbefinden gewesen sind. Wenn ich es Ihnen offen gestehen will, so war ich auf's Heftigste erschrocken, als ich durch die Stille der Nacht den Schuß fallen hörte, denn ich konnte mir nichts Anderes denken, als daß die Arbeiter unter dem Schutze der Finsterniß während der Nachlässigkeit der Wache in's Schloß eingedrungen seien, und daß jener Schuß das Zeichen des Gemetzels sei, dem Keiner von uns entgehen würde."

„Ueber diese Ihnen wahrscheinlich dunkle Angelegenheit einige Erklärungen zu geben, ist der Zweck meines Erscheinens, gnädiger Herr," versetzte Eugène. „Die ganze Sachlage rechtfertigt Ihre Vermuthung, daß es sich um eine Bedrohung Ihres Eigenthums und Ihrer Sicherheit gehandelt habe, so wenig, daß ich mich genöthigt sehe, etwas weiter auszuholen, weil ich im anderen Fall mit Recht befürchten muß, daß ich Ihnen mit meinen Auseinandersetzungen nicht recht verständlich werde."

„Sie verbinden mich zu besonderem Danke durch eine wahrheitsgetreue Darstellung, mein Herr, und diese ist es an erster Stelle, um was ich bitte."

Eugène begann nun umständlich zu erzählen, wie er

aus den Händen des Mannes, den er bis dahin für seinen Großvater gehalten habe, bei seiner Abreise von Paris jene Legitimationsurkunde empfangen habe', und welche Versuche bereits gemacht worden seien, ihm dieselbe zu entreißen, bis der heutige Einbruch diese Versuche seiner Gegner mit dem von ihnen ersehnten Erfolge begleitet habe.

„Es ist mir vollständig dunkel," fuhr er fort, „wie dieses einfache Dokument, das doch für Niemanden ein Interesse haben kann, als für mich allein, weil an dasselbe ja lediglich die Aufklärung meiner Abstammung geknüpft ist, für dritte Personen von einem Werthe hat sein können, der sie selbst von der Ausübung eines Verbrechens nicht hat zurückschrecken lassen."

„Hier kann nur die einzige Vermuthung Platz greifen, junger Herr," erwiederte Herr v. Rochefort, „daß die Personen, welche es unternommen haben, jenes Dokument Ihren Händen zu entreißen und es in ihren eigenen Besitz zu bringen, ein für uns noch nicht aufgeklärtes Interesse daran haben, entweder Ihnen jene Eröffnungen, die Sie bei den Benediktinern in Rouen erhalten sollen, für immer vorzuenthalten, oder sich selbst in den Besitz derselben zu bringen. Mag von diesen beiden Annahmen richtig sein, welche will, so viel steht fest, daß die Wahrung Ihrer eigenen Interessen Ihre thunlichst zu beschleunigende Abreise nach Rouen dringend erheischt. Sie werden am besten selbst ermessen, wie schwer es mir unter den vorliegenden Verhältnissen wird, Ihnen mit diesem Rathe entgegenzukommen. Allein unser Aller Wohl tritt

selbstverständlich zurück, wo es sich um so schwerwiegende persönliche Verhältnisse Ihrerseits handelt."

„Nein, gnädiger Herr," erwiederte Eugène feurig, „niemals werde ich diesem Rathe folgen, obgleich ich erwarten durfte, keinen anderen von Ihnen zu hören. Wäre Ihr Herr Sohn wieder hier, vielleicht vermöchte ich mich anders zu entschließen, aber ich werde niemals in einer Stunde der Gefahr eine Familie verlassen, deren Gastfreundschaft ich genieße."

„Ich unterlasse es, mit meinem Rathe weiter in Sie zu dringen," entgegnete der Hausherr mit sichtlicher Befriedigung.

„Wir haben einen der Verbrecher gefangen, gnädiger Herr, lassen Sie uns zunächst erproben, was wir über den Urheber der That aus ihm herauszupressen vermögen. Sollte es kein Mittel geben, ihn zum Reden zu bringen? Heute Nacht schwieg er allerdings beharrlich."

„Unser Justitiarius ist ein energischer, rasch vorgehender Mann; wenn es Einem gelingt, einen Schuft auszuholen, so diesem. Morgen wird er hier eintreffen, ich habe ihm bereits von dem vorliegenden Falle Nachricht gegeben und werde nicht unterlassen, seinen Eifer noch besonders anzuspornen. Oder scheint es Ihnen vielleicht gerathener, mein Herr, daß wir heute schon selbst einen Versuch machen, dem Verbrecher ein Geständniß abzuringen?"

„Wenn Sie sich dieser Mühe unterziehen wollen, gnädiger Herr, so werden Sie mich zu ganz besonderem Danke verbinden."

„So kommen Sie, mein Herr, wir wollen dem Manne einen Besuch in seinem Gefängniß machen!“

Er rief nach den Dienern, die den Gefangenen am Morgen in Haft genommen hatten, ließ eine Fackel anzünden und stieg mit dem jungen Edelmanne nach dem unterirdischen Raume hinab, in dem man den Gefangenen verwahrte.

Als die Riegel zurückgeschoben waren und das Licht der Fackel in den Raum fiel, sahen Alle gleichzeitig, daß dasselbe leer war.

Das Gitter an dem vom Boden aus nicht erreichbaren Luftloche war unter Anwendung großer Gewalt herausgebrochen und lag nebst dem Stricke, mit welchem der Verbrecher gefesselt gewesen war, auf dem Fußboden.

Der Gefangene war entflohen.

Vierzehntes Kapitel.

Meister Frontignac, der rechtskundige Vertraute und Berather des Marquis v. Rambonillet, ritt an einem Nachmittag mit außerordentlich heiterem Gesichte in den Schloßhof v. Rambonillet ein. Selbst in den Winkeln seiner Augen zeigte sich heute jener Zug von Verschlagenheit, der sonst über seiner ganzen Physiognomie ausgebreitet lag, und die roth und blau karrirten Stellen an Nase und Backen glänzten so feurig, als ob sie sich selbst heute ihrer sonderbaren Färbung zu erfreuen hätten. Die Nachrichten, die dieser Reiter brachte, mußten jedenfalls zu den angenehmsten gehören.

Ein Reitknecht lief herbei, um das Maulthier in Empfang zu nehmen; Frontignac fragte nach dem Herrn Marquis.

Der gnädige Herr sei im Schlosse, auch augenblicklich kein Besuch bei ihm, lautete die Antwort.

Der Notar schwang sich aus dem Sattel und stieg die Stufen hinauf, die von der Rampe in das Schloß führten. Er wurde sogleich bei dem Grundherrn vorgelassen.

„Ah," rief dieser dem Eintretenden, der sich tief verbeugte, mit einem Ausdrucke großer Spannung entgegen, „Ihr bringt gute Nachrichten, Meister Frontignac! Ich müßte denn nicht mehr verstehen, in Eurem Gesichte zu lesen."

„Ihr Scharfsinn hat Sie nicht getäuscht, gnädiger Herr," entgegnete der Notar mit offenbar großer Befriedigung über seine Thaten. Und nun begann er von dem Mißlingen des ersten, und dem glücklichen Ausgange des letzten gegen Eugène d'Alembert gerichteten Anschlages zu erzählen.

Der Marquis folgte seiner Erzählung mit aufmerksamen Ohre, und als der Notar bis zu dem Punkte gelangt war, wo der gelungene Raub des Dokumentes geschildert ward, unterbrach er ihn.

„Laßt mich dieses Dokument sehen."

„Der Herr Marquis haben eine bessere Einsicht in meine Zuverlässigkeit," entgegnete der Notar, „als daß Sie glauben könnten, ich würde mit jenem Papiere bei der jetzigen Unsicherheit der Straßen mich auf die Reise begeben."

„Aber diese Vorsicht, Meister Frontignac, ist übertrieben und mir ärgerlich!“ versetzte der Marquis, indem sich seine Stirne leicht bewölkte; er bezwang jedoch seine augenblickliche Erregung und fuhr fort: „Genug! Sagt mir also, was jenes Couvert enthielt.“

„Ich bitte den Herrn Marquis nicht etwa zu glauben, daß ich den Versuch machen will, die Angelegenheit in's Scherzhafte zu spielen, allein wenn ich der Wahrheit die Ehre gebe, so kann ich nur sagen, daß in jenem Couverte sich nichts befand, als ein vollkommen leeres Stück weißen Papiers.“

„Unmöglich, Frontignac!“

„So wahr, als ich die Ehre habe, vor dem Herrn Marquis zu stehen! Aber solche kleine Finten der guten Brüder Benediktiner schlagen bei einem Manne, wie ich bin, nicht an! Ich ließ ein kleines Feuer in meinem Kamine anzünden und hielt das leere Blatt über die Flamme, von der es erwärmt wurde. Das genügte. Im nächsten Augenblicke waren die Schriftzüge des Mönchs sichtbar.“

„Und welchen Inhalt hatte die Schrift?“ rief der Schloßherr in höchster Spannung.

„Sie lautet also:

Dem Inhaber dieses Dokumentes sind die im Archive des Klosters der Benediktiner zu Rouen unter der Aufschrift: ‚Nachweis über die Abstammung des am 15. Oktober 1772 von mir dem Kloster übergebenen Kindes‘ aufbewahrten Papiere, welche sich in einem verschlossenen Umschlag befinden, ohne weitere Bedingung auszuhändigen,

als daß dieses Schriftstück in einem mit dem bekannten Siegel verschlossenen Couverte vorgelegt wird.

Pater Eusebius."

„So werden wir also diese Papiere niemals erlangen, nachdem Ihr das Couvert erbrochen habt, Meister Frontignac," rief der Marquis.

Der Notar griff in seine Brusttasche und zog aus derselben ein kleines Packet, das er dem Marquis überreichte. Es trug dieselbe Aufschrift, von der er eben gesprochen.

„Hier sind die Papiere, Herr Marquis," sagte er, „und ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß ich mit ihrem Erwerbe einen neuen Beweis dafür erbracht habe, wie viel mir daran gelegen ist, mir durch die Erfolge meiner Dienste die Zufriedenheit des gnädigen Herrn zu erwerben. Wenn Sie zu wissen verlangen, auf welche Weise ich in den Besitz der Papiere gelangt bin, so ist das einfach genug erklärt: ich hielt das Couvert mit der aufgerissenen Seite an die Flamme, so daß es anbrannte und vergilbte. Sobald das Feuer die Spuren des Aufreißens vernichtet hatte, zerdrückte ich es mit meinen Händen. Als ich das Couvert in diesem Zustande bei den Benediktinern präsentirte, indem ich vorgab, dasselbe sei mit anderen unwichtigen Papieren in's Feuer gewandert und nur durch einen Zufall noch im rechten Augenblicke durch mich selbst den Flammen entrissen worden, traute der Prior meiner Ehrlichkeit hinreichend, um mich ohne längeren Aufenthalt in den Besitz der für den Herrn Marquis so wichtigen Papiere zu setzen, die ich

Ihnen uneröffnet und genau in demselben Zustande, wie ich sie erhielt, zu überreichen soeben die Ehre hatte."

Mit zitternden Händen hatte der Marquis die Papiere in Empfang genommen; jetzt legte er sie vor sich auf den Tisch.

„Laßt mir eine Stunde Zeit, Meister Frontignac," sagte er, und seine Stimme klang heiser vor innerer Erregung, „damit ich diese Dokumente prüfen kann. Nehmt inzwischen eine Erfrischung ein, deren Ihr nach den Anstrengungen der Reise bedürftig sein werdet, und laßt Euch schon jetzt mit der Versicherung gedient sein, daß Ihr keinen Grund finden werdet, über meine Dankbarkeit jemals Klage zu führen."

Der Notar entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung. Der Herr des Schlosses folgte seinem Weggange mit den Augen, und seinen sich entfernenden Schritten mit dem Ohr, dann erhob er sich, verschloß eigenhändig die Thür und kehrte auf den Platz an seinem Schreibtische zurück.

Er nahm das kleine Packet zur Hand, das er soeben von dem Notar empfangen hatte, und betrachtete es aufmerksam. Die Umhüllung war unbeschädigt und unversehrt, das Siegel deutlich erkennbar. Auf ihm war ein betender Mönch angebracht und die Umschrift lautete: Omnia cum Deo.*)

Er zauderte, das Siegel zu brechen und die Umhüllung zu lösen. Welche Aufklärungen brachten diese Blätter? Hielt er den Nachweis über das Lebensschicksal dessen in

*) Alles mit Gott.

der Hand, den er suchte, oder handelten die Papiere von einem ihm fremden Geschick?

Und mit einem Male kam der Muth des Entschlusses über ihn, er zerriß mit einer scheinbar großen Anstrengung den Umschlag, und die wenigen Blätter, welche er enthielt, lagen vor ihm.

Scheu flog sein Blick durch's Zimmer, als es geschehen war, aber er traf auf keine lebende Seele, er war allein. Und mit noch immer zitternder Hand ergriff er die einzelnen Blätter und begann zu lesen.

Es waren nur Minuten, die er brauchte, um sich mit dem Inhalte des Päckchens vertraut zu machen, aber es mußte eine sonderbare und Entsetzen erregende Lektüre sein, die sich ihm geboten hatte: er sah so bleich aus wie eine Leiche, und Tropfen kalten Schweißes standen auf seiner Stirn, als er die Blätter niederlegte.

Und nun starrte er eine lange Zeit vor sich hin, als ob er sich mit den wichtigsten Erwägungen beschäftige. Aber nach und nach kehrte Leben in seine Glieder zurück, seine Hände faßten wieder nach den Blättern vor ihm, mit erneuter Aufmerksamkeit betrachtete er jedes und legte sie sorgfältig über einander. Und wie er damit zu Stande gekommen war, begannen seine Lippen sich zu bewegen und abgerissene Worte vor sich hinzumurmeln.

Es war sicher nichts Gutes, das er sann.

Jetzt erhob er sich, die Blätter, die er eben durchgelesen hatte, in der Hand haltend, schloß die Thür auf, klingelte dem Diener und befahl ihm, ein Feuer im Kamin anzuzünden.

Und nachdem dies geschehen, begann er eins der Blätter nach dem anderen in die Flamme zu werfen, bis auch das letzte von ihnen verzehrt war. Darauf holte er den Umschlag von seinem Schreibtische und warf ihn in den Kamin, und stand dabei und beobachtete, bis das letzte Restchen von der gierigen Flamme verzehrt war.

Und nunmehr klingelte er abermals.

„Der Notar Frontignac soll zu mir kommen," befahl er dem eintretenden Diener. —

Der Notar hatte während des eben erzählten Vorganges im Gemache des Haushofmeisters gesessen und mit dem Gefunkel einer vor ihm stehenden Flasche Burgunder geliebäugelt.

Er hatte heute den gewohnten Gesellschafter nicht an seiner Seite; der Haushofmeister war dringend beschäftigt und hatte sich sogleich wieder entfernen müssen, nachdem er den Advokaten begrüßt und für sein leibliches Wohl Sorge getragen hatte.

Infolge davon war der Notar genöthigt gewesen, das Vesperbrod allein einzunehmen; man hätte aber lügen müssen, wenn man hätte behaupten wollen, sein Appetit habe irgendwie darunter gelitten. Speisen und Wein verschwanden auch trotzdem mit jener bewunderungswerthen Schnelligkeit, über welche Meister Frontignac zu öfterem Erstaunen seiner Freunde zu gebieten hatte.

Erst als er die zweite Flasche angebrochen hatte, kam etwas mehr Ruhe über ihn. Er strich sich wiederholt mit der flachen Hand über den Magen, gleich als wolle er sich auch von außen die Ueberzeugung verschaffen, daß die

genossenen guten Sachen an dem richtigen Ablagerungsorte angekommen seien, und hielt zum Oefteren das mit der purpurnen Flüssigkeit gefüllte Glas gegen das Licht. Dabei hatte sein Gesicht den Ausdruck ungemeiner Behaglichkeit und Zufriedenheit mit sich selbst, was ihn denn auch veranlaßte, ein kleines Zwiegespräch mit seiner eigenen Person anzustellen.

„Ein außerordentlich liebenswürdiger Herr, dieser Marquis," sagte er vor sich hin und betrachtete sein grinsendes Gesicht in dem Spiegel, der ihm gegenüber hing. „Sagte er nicht: ‚Ihr werdet niemals über meine Dankbarkeit zu klagen haben, Meister Frontignac?' Wir werden diese Dankbarkeit also nächster Tage zu prüfen haben! Wenn er freilich wüßte, was ich weiß, so wäre es mit seiner Dankbarkeit vielleicht nicht so günstig bestellt! Wer im Rohr sitzt, der schneidet die Pfeifen, mein lieber Marquis, wenn Du das noch nicht weißt, so wirst Du es in nicht gar zu ferner Zeit erfahren! — Haha, ich sehe ihn oben in seinem Zimmer sitzen und die Papiere studiren, die ich ihm gebracht habe. Und wenn er fertig ist, was wird er thun? Diese Papiere vernichten! — Ha, ha, ha! Mein guter Marquis, Du weißt nicht, daß es nur Abschriften sind, die in Deine Hände gefallen, und daß die Originale sich wohlverwahrt in meinem Besitze befinden. Ein köstlicher Gedanke, der gar nicht mit Geld zu bezahlen ist, gab mir diesen Anschlag ein. Der Herr Marquis, wie die guten Mönche scheinen keine Ahnung zu haben, wie leicht man sich nach einem Siegelabdrucke ein passendes Petschaft herstellen kann."

Er lachte nochmals laut auf vor Vergnügen, rieb sich die Hände und stärkte sich mit einem neuen Glase Burgunder, das er mit der Miene des Kenners langsam über seine Zunge gleiten ließ.

„Jetzt gilt es Deiner Schlauheit die Krone aufzusetzen, Meister Frontignac," fuhr er fort. „Zunächst wollen wir diesen lieben Marquis schröpfen, so lange schröpfen, als diese Citrone noch einen einzigen Tropfen Saft enthält. Und wenn er ausgeleert ist bis auf die letzte Neige, so werde ich die Originale an die Marquise für einen Preis verkaufen, wie er für Papiere bis jetzt noch nicht gezahlt worden ist. Aber auch an Dich muß ich denken, mein Söhnchen, für das der vorsorgende Verwandte schon das Todesurtheil unterschrieben hat. Ich werde Dich in meiner Hand halten, und doch soll Dein Zügel lang sein. Und für das, was ich Deinetwegen habe ersinnen und ertragen müssen, für Deine und Deines Freundes Grobheit und Eure alberne Schießerei sollst Du einen Denkzettel von mir bekommen, und wenn er Dich auch bis hart unter den Galgen führte, damit ich gleich die Todesart wähle, die Dir als die häßlichste erscheinen wird. Aber dann werden wir Dich retten, denn Du bist der Vogel, der die goldenen Eier legen soll." —

Der Diener kam und rief den Notar zu dem Marquis.

Der Letztere hatte seine Gemüthsbewegung vollständig bezwungen; nur die ungewöhnliche Ruhe, die er zur Schau trug, ließ erkennen, daß die Stunde, die er allein verbracht hatte, eine schwere gewesen sei.

„Was Ihr neulich ausspracht, Meister Frontignac,"

sagte er, „hat sich als zutreffend herausgestellt; wir haben den Gesuchten nicht gefunden; es handelt sich um eine mir wildfremde Person, deren Papiere ich, damit sie nicht in unrechte Hände fallen können, bereits vernichtet habe."

„Das war von vornherein zu erwarten, gnädiger Herr."

„Ich muß es nun Eurer eigenen Geschicklichkeit überlassen, Euch vor den Folgen Eurer That so gut zu schützen, daß Ihr Euch vor Uebelem bewahrt. Die Vorschläge, die Ihr mir neulich machtet, scheinen mir hierzu am zweckdienlichsten und ich rathe Euch, unverweilt an ihre Ausführung zu gehen, so unverweilt, daß die Möglichkeit einer Anfrage bei den Benediktinern in Rouen durch den Geschädigten ausgeschlossen ist. Ich hoffe, Ihr habt Eure Maßregeln so getroffen, daß Euch die in Rede stehende Person nicht zu entschlüpfen vermag?"

„Der Herr Marquis können unbesorgt sein, es ist auf Alles Rücksicht genommen."

„So säumt nicht und geht an's Werk. Wenn Ihr mir die Nachricht bringt, daß geschehen ist, was geschehen muß, so wird der Augenblick da sein, an dem Ihr meine Hand offen finden werdet."

„Schon die Zufriedenheit des Herrn Marquis macht mich glücklich," erwiederte der Notar und machte Anstalten, sich zu empfehlen.

Allein der Marquis hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Ich will Euch nicht von mir gehen lassen, Meister Frontignac," sagte er, „ohne eine Angelegenheit mit Euch

des Weiteren zu bereden, deren möglichste Förderung mir am Herzen liegt. Nach den Eröffnungen, die Euch die verwittwete Frau Marquise neulich gemacht hat, habe ich mich veranlaßt gesehen, mich des Gedankens an eine Verehelichung mit ihr zu entschlagen. Damit aber ist der Plan meiner Verheirathung überhaupt nicht aufgegeben. Ich wünsche, daß Ihr mir in solcher Beziehung Vorschläge macht. Ihr kennt alle Adelsgeschlechter und ihre Verhältnisse weit und breit in der ganzen Gegend; laßt hören, wo Ihr eine Gebieterin für Schloß Rambonillet zu finden vermeint!"

„Unvorbereitet, wie ich bin, gnädiger Herr, will ich doch, so weit das in meinen Kräften steht, sogleich beginnen, den Kranz schöner und edler Frauen aus den ersten Geschlechtern der Umgegend vor Ihren Augen vorbeispazieren zu lassen, obgleich ich noch nicht einmal eine Sichtung meines Materials vorzunehmen im Stande gewesen bin. Das ist jedoch vielleicht das Schlimmste nicht, wenn der Herr Marquis die Güte haben wollten, die kritischen Randbemerkungen zu jenem Kranze sogleich selbst zu übernehmen."

„Fangt an, Meister Frontignac! Aber laßt mir wenigstens die Alten aus dem Spiele, denn nachdem ich mit meiner ersten Bewerbung, die einer in den Jahren vorgeschrittenen Dame galt, so wenig Glück gehabt habe, will ich mich nunmehr zunächst an die Jugend halten."

„Da wäre zuerst die junge Marquise Bertha d'Epany, Herr Marquis, eine Ihrer Nachbarinnen."

„Die nennt Ihr jung, Meister Frontignac? Sie muß

fast dreißig Jahre sein! Der Vorschlag taugt nichts, nennt eine Andere!"

„Arabella d'Amboise!"

„Man sagt, sie habe mehr Liebhaber gehabt, als sie Jahre zählt! Eine Andere!"

„Die Gräfin Angèle v. Stainville."

„Ich habe bis jetzt nur Ungünstiges über die pekuniären Verhältnisse des Hauses gehört."

„Die Marquise Silhouette!"

„Die Leute sagen von ihr, daß sie einen Höcker habe, den die Kunst ihrer Schneiderin verbirgt. Ich will keine Bucklige heirathen."

„So nehmen Sie die Comtesse Betsy de Carreaux, an der werden der Herr Marquis keine Ausstellungen zu machen vermögen."

„Wie, wißt Ihr nicht, Meister Frontignac, daß sie eine Zunge hat wie ein Dolch? Ich hasse boshafte Frauenzimmer mehr, als den Tod! — Diese niemals."

„Es scheint mir, als sei ich mit meinen Vorschlägen zu Ende. Denn wenn bis jetzt kein Name dem Herrn Marquis Befriedigung gewährte, so fürchte ich sehr, daß es mir schwerlich überhaupt gelingen wird, einen passenden Namen noch zu finden. Doch halt, hier ist noch einer: Gabriele v. Rochefort."

„Ah, die Tochter des Mannes, von d.m heute bereits die Rede war. Aber ich kenne sie nicht, Meister Frontignac, sie ist mir noch niemals in der Gesellschaft begegnet und ist wohl kaum mehr als ein Kind."

„Sehr jung ist sie noch, Herr Marquis, wenn auch

kein Kind mehr; sie hat das siebenzehnte Lebensjahr vollendet."

„Und wenn sie noch jünger wäre, das ist ein Fehler, an den sich Niemand stößt, weil er sich mit jedem Tage bessert."

„Sie ist schön, Herr Marquis, schön wie der junge Tag."

„So schön, daß Euch diese Schönheit zum Poeten macht, Meister Frontignac? Dann muß allerdings ihre Schönheit von einem bestrickenden Zauber sein, denn noch niemals hatte ich Gelegenheit, eine gleiche wunderbare Einwirkung auf Euch zu beobachten."

„Auch in Beziehung auf das disponible Vermögen würde die Parthie den Ansprüchen genügen, welche der Herr Marquis zu stellen berechtigt und Willens sind. Herr v. Rochefort hat große Kapitalien in der englischen Bank stehen, welche sich jeder Zeit flüssig machen lassen; außerdem steht er im Begriffe, die ihm gehörigen Eisenwerke zu verkaufen, was ihm eine erkleckliche Menge baaren Geldes einbringen wird. Diese Gruben gehören nicht zum Allodialbesitze, es sind Erwerbungen aus dem eingebrachten Heirathsgut der Frau, wodurch sie jeder Zeit veräußerlich werden."

„Dann wären allerdings die drei Dinge gefunden, die unerläßlich zu betrachten sind: Jugend, Schönheit und Reichthum. Nun laßt mich hören, Meister Frontignac, warum Ihr diese Parthie zuletzt vorgeschlagen habt. Jedenfalls ist irgend wo und wie ein Haken bei der Sache, von dem Ihr mir noch nichts gesagt habt."

„Ich weiß von keinem, gnädiger Herr, und daß ich Gabriele v. Rochefort erst an letzter Stelle in Vorschlag gebracht habe, daran ist lediglich der Umstand Schuld, daß ich mich nicht früher ihrer erinnert habe.“

„Ich will Euch glauben, Meister Frontignac, obgleich es mir vorkommt, als ob Ihr mir etwas verschwieget. Hört also meinen Auftrag. Geht in meinem Namen zu Herrn v. Rochefort und fragt unter der Hand an, ob er geneigt wäre, mir sein Kind zur Gattin zu geben. Ihr mögt bei dieser Gelegenheit die Verhältnisse von Rambouillet immerhin in einem möglichst rosigen Lichte schildern; ein etwas starkes Auftragen der Farben schadet nichts, doch das versteht Ihr bereits besser, als ich es Euch zu rathen im Stande bin. Findet Ihr den Schloßherrn geneigt, auf meinen Antrag einzugehen, woran ich nicht zweifle, so bevollmächtige ich Euch, abzuschließen und meinen persönlichen Besuch in nächste Aussicht zu stellen.“

Fünfzehntes Kapitel.

„Es liegt mir viel daran, von Ihnen, meine Herren, zu erfahren,“ sagte Herr v. Rochefort, während er mit seiner Familie und seinen Gästen an einem der letzten Tage der folgenden Woche das Mittagessen einnahm, „wohin sich Ihre Wünsche für die Zukunft richten, damit ich rechtzeitig jede sich darbietende Gelegenheit ergreifen kann, bei der ich mit meinem Einflusse mich Ihnen dienstfertig zu erweisen vermag. Ich gebe gern zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu einem derartigen Vorhaben wenig günstig erscheint. Denn sicherlich täusche ich mich

nicht über die anscheinende Ruhe, die wir in den letzten sechs Tagen oben in den Gruben zu beobachten Gelegenheit fanden, sie bedeutet nur die Ruhe vor dem Sturme. Unerklärlich bleibt mir bei alledem, warum wir keine Nachrichten von Edmond empfangen, und weshalb er nicht zu uns zurückkehrt; nach Maßgabe von Zeit und Entfernung müßte das Letztere bereits geschehen sein. So aber können wir vorläufig nichts weiter thun, als in Ruhe und Vorsicht das Kommende erwarten, und wir erfüllen diese Zeit des Wartens am besten mit einer Berathung über die von mir berührte Angelegenheit. Ich bitte Sie also zunächst um eine Mittheilung, welche Zwecke Sie für Ihre Zukunft verfolgen."

„Sie haben in uns zwei junge Edelleute vor sich, gnädiger Herr," antwortete Gaston, „denen das Geschick außer einem alten, ehrenvoll von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Namen keine Güter an liegendem Besitz oder sonstigen Reichthum in den Schoß geworfen hat. Der Degen, und eine ungekränkte Ehre sind die einzige Habe, deren wir uns erfreuen. So sind wir darauf ausgezogen, das Glück zu suchen, wo es uns auch immer entgegenkommen möchte. Allein der Weg, den wir bis jetzt zurückgelegt haben, ist noch ein kurzer, deshalb durften wir auch wohl noch nicht auf einen Erfolg rechnen. Ich habe in Paris versucht, eine Stelle bei den Musketieren des Königs zu erlangen, allein man schmiedete allerlei Kabalen, denen ich in meiner einfachen Offenheit nicht gewachsen bin, um mir die Erlangung dieses Wunsches unmöglich zu machen. So wollen wir nunmehr versuchen,

ob wir bei einem der Regimenter in der Provinz eine Offiziersstelle oder vielleicht bei einem der Grand-Seigneurs einen Posten zu erlangen vermögen."

„Wenn Sie sich damit begnügen wollten, zwei Offizierstellen bei dem Regimente der Lanciers anzunehmen, welchem mein Sohn angehört, so bin ich mit dem Kommandeur des Regiments, dem Obersten Lessart, so weit befreundet, daß ich mir getraue, Ihnen dieselben auszuwirken. — Was willst Du, Jean?"

Der Kammerdiener war lautlos eingetreten, um seinem Gebieter eine Meldung zu machen. Auf die direkt an ihn gerichtete Frage antwortete er: „Es kommt ein Trupp Arbeiter aus den Werken den Park herauf nach dem Schlosse zu, doch scheinen sie sich nicht mit feindlichen Absichten zu tragen, denn sie sind unbewaffnet und in ihren Sonntagskleidern. Förster Rambert läßt den gnädigen Herrn um Verhaltungsmaßregeln bitten."

„Aha, eine Deputation," sagte der Schloßherr, „also versuchen sie doch den Weg des gütlichen Uebereinkommens. Ich will sie empfangen, wenn mir Sicherheit vor einem Skandale hier im Schlosse geboten wird."

„Gestatten Sie mir, gnädiger Herr," ließ sich Gaston vernehmen, „den mir übertragenen Posten als Kommandirender des Platzes einzunehmen; ich werde sie zu Ihnen führen, sobald ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie in der Absicht erscheinen, ihre Wünsche in einer Weise vorzutragen, wie es sich für sie, die Untergebenen, geziemt."

„Besorgen Sie das ganz nach Ihrem Gefallen, mein Herr," versetzte der Schloßherr.

Gaston erhob sich gleichzeitig mit Eugène von der Tafel und verließ den Speisesaal. Als sie unten in der Halle ankamen, befahl Gaston dem dort anwesenden Förster: „Lassen Sie das hintere Thor zur Halle schließen, Rambert, und geben Sie sogleich Befehl, daß sich Alles, was von der Dienerschaft entbehrlich ist, wohl bewaffnet hier aufstellt. Es ist ohne Zweifel vortheilhaft, den Leuten heute bereits einen Begriff davon zu geben, was sie zu erwarten haben, wenn sie versuchen sollten, sich die Schädel an den Mauern dieses Schlosses einzurennen.

Sie haben wohl die Güte," wandte er sich dann an Eugène, „den Befehl über die hier aufzustellenden Mannschaften zu übernehmen. Sollte die sogenannte Deputation durch das hintere Thor der Halle Einlaß begehren, so werden sie zurückgewiesen, denn sie wissen recht gut, wo der rechte Weg in's Schloß geht. Ich selbst will mich an die vordere Thorfahrt, welche angeordnetermaßen geschlossen gehalten worden ist, begeben, um die Leute zu empfangen." —

Die Arbeiter machten keinen Versuch, von der hinteren Seite in's Schloß zu gelangen; sie schwenkten auf dem breiten Fahrweg ab, der um dasselbe herumführte, und näherten sich der Thoreinfahrt zum Hofe, woselbst sie von dem Thorhüter Einlaß begehrten.

Aber dieser erklärte ihnen, er habe nicht die Befugniß, sie einzulassen; sie möchten sich gedulden, bis der Beauftragte des Schloßherrn erschiene, mit ihnen zu verhandeln; er sei bereits benachrichtigt.

Bald darauf schritt Gaston über den Hof, die Pistolen

im Gürtel, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. Am Thor angekommen, blieb er stehen und betrachtete die draußen Befindlichen eine Zeit lang, dann erst erhob er die Stimme.

„Ihr verlangt Einlaß, was ist Euer Begehr?"

„Wir bitten, uns bei dem gnädigen Herrn vorzulassen," sagte ein älterer Mann, in der ersten Reihe stehend, dessen von Noth und Hunger gebleichtes Gesicht mit tiefen Furchen überzogen war, „wir haben mit ihm zu reden."

„Ob er aber mit Euch reden will, das ist eine Frage, die Ihr Euch wohl noch nicht vorgelegt habt," entgegnete der Gascogner. „Und deshalb sage ich Euch, er will mit Euch, wie Ihr da seid, nicht reden, denn ich schätze Eure Zahl auf fünfundzwanzig, und mit so Vielen hält der gnädige Herr keine Unterredung ab. Um Euch aber einen deutlichen Beweis von seiner Güte gegen Euch zu geben, hat er sich entschlossen, mit einer Deputation von Euch zu reden."

„Wir sind die ausgewählte Deputation der gesammten Arbeiter der Werke," schrien viele Stimmen durcheinander.

„Merkt Euch, wenn Ihr Euch noch einmal untersteht, so zu schreien," entgegnete Gaston finster, „so wende ich Euch den Rücken und Ihr könnt nach Hause zurücktraben und sagen, daß Ihr hier gewesen wäret. Vergeßt nicht wieder, daß Ihr Euch vor dem Schlosse Eures Herrn befindet, Ihr würdet es sonst bereuen! Die Deputation, welche Herr v. Rochefort zu empfangen geneigt ist, darf im höchsten Falle aus drei Personen bestehen. Ich gebe

Euch fünf Minuten Zeit, sie auszuwählen, aber eilt Euch, meine Zeit ist gemessen!"

Es erhob sich draußen ein drohendes Gemurmel, an das sich der Gascogner in keiner Weise kehrte, sondern ruhig hinter den geschlossenen Thorflügeln auf und ab schritt. Erst als der festgesetzte Zeitraum verstrichen war, blieb er stehen und fragte barsch: „Nun, wie wird es?"

Die Arbeiter hatten sich unter einander verständigt; der alte Mann, welcher zuerst gesprochen hatte, trat mit zwei jüngeren Kameraden vor und bat, man möchte der nach dem Willen des gnädigen Herrn abgeminderten Deputation nunmehr den Zutritt nicht länger verweigern.

Dieser Bitte wurde dadurch entsprochen, daß der Thürhüter auf Gaston's Geheiß den einen Thorflügel gerade so weit öffnete, als es nöthig war, um die drei Abgesandten einzulassen; unmittelbar hinter ihnen wurde das Thor wieder geschlossen.

Gaston ging der Deputation über den Hof weg voraus; er unterließ nicht, die ihm Folgenden nochmals zu einem friedfertigen und gemäßigten Auftreten dem Herrn gegenüber aufzufordern, wenn sie nicht gewärtigen wollten, alsbald wider ihren Willen an die frische Luft befördert zu werden.

Beim Durchschreiten der Halle musterten die Leute mit finsteren und drohenden Blicken die in derselben aufgestellten Bewaffneten; sie verstanden recht gut, was man ihnen mit diesem Anblick zeigen wollte, und die Drohung der überlegenen Gewalt, welche sie darin erblicken mußten,

war keineswegs geeignet, ihre trotzigen Herzen demüthig zu stimmen.

Herr v. Rochefort empfing die Deputation seiner Arbeiter im Salon, wohin sie Gaston einführte, und dann in ihrer unmittelbaren Nähe stehen blieb, als ob er sie daran erinnern wollte, daß sie sein Einschreiten zu gewärtigen hätten, sobald sie seiner Warnungen vergäßen.

„Was bringt Ihr mir, Leute?" fragte Herr v. Rochefort, als die Deputirten in respektvoller Entfernung vor ihm stehen blieben, und der Ton seiner Stimme war so freundlich, daß er zu erkennen gab, er wolle jenen Anfall auf seine Frau und Tochter bei dieser Gelegenheit nicht zur Anrechnung bringen.

Der älteste der Drei, eben Jener, den wir bereits mit Gaston verhandeln hörten, trat einen halben Schritt vor und begann zu reden. Im Anfang klang seine Stimme rauh und hart, seine Sprache war stockend, als ob er sich die einzelnen Worte, deren er bedurfte, erst mühsam zusammensuchen müsse; aber bald belebte ihn der gute Geist der Sache, für die er eintrat, seine Ausdrucksweise wurde eine fast gefällige und das Eckige seine Worte rundete sich ab.

„Gnädiger Herr," sagte er, „wir erscheinen hier vor Ihnen nicht aus eigenem Antriebe, sondern im Auftrage unserer Brüder, die mit uns darben und hungern seit Jahren, ohne daß wir jemals geklagt haben. Aber es gibt ein bestimmtes Maß, gnädiger Herr, bis wohin auch dem Geduldigsten gegenüber das Elend fortschreiten kann; geht es über dieses Maß hinaus, so wird es unerträglich.

Und über dieses Maß ist es bei uns jetzt hinausgegangen. Unser Wahlspruch lautete bis jetzt: Arbeite und darbe. Von nun an müßte er heißen: Arbeite und verhungere! Aber wenn wir einmal verhungern sollen, gnädiger Herr, so geschieht das unseres Erachtens ebenso gut, wenn wir nicht dabei arbeiten. Deshalb haben wir neulich die Hochöfen ausgeblasen und wir sind entschlossen, sie nicht früher wieder anzuzünden, auch keinen Karren Eisen mehr aus den Gruben zu holen, bis Sie sich unserer erbarmt haben, gnädiger Herr, und uns durch Ihren Machtspruch Hilfe geschafft haben, nach dem wir schreien in unserer Noth."

„Ihr richtet Eure Bitte an eine falsche Adresse, Leute. Eure Verhältnisse als Arbeiter und ich haben nichts mit einander zu thun. Geht zu den Pächtern, die Eure Arbeitgeber sind; mit ihnen müßt Ihr Euch verständigen, wenn Ihr glaubt, daß man Euch für Eure Arbeit einen zu geringen Lohn zahlt."

„Auf eine solche Antwort, gnädiger Herr, waren wir vorbereitet, allein sie hilft uns nicht, sie bringt uns kein Brod, ohne das wir sterben müssen. Die Pächter verweigern jede Aufbesserung des Lohnes, sie sagen, sie stellten ihre eigene Existenz in Frage, wenn sie sich dazu herbeiließen. Bei wem sollen wir bitten gehen, als bei Ihnen, gnädiger Herr? Wir sind auf dem Boden geboren, der Ihnen gehört, und wenn wir auf dem gleichen Boden verhungern sollen, so wollen wir das doch so lange nicht, bis wir versucht haben, das Mitleid unseres Herrn zu rühren, damit er sich unserer erbarme. Entlassen Sie die

Pächter, nehmen Sie die Verwaltung der Gruben selbst in die Hand, gewähren Sie dem Arbeiter einen angemessenen Lohn und dem Alten und Arbeitsunfähigen ein Jahrgehalt, damit er nicht zu betteln braucht, versprechen Sie uns das Alles bei Ihrem Worte als Edelmann, gnädiger Herr, und Sie sollen künftighin nicht die geringste Klage über uns zu führen haben."

„Ihr verlangt eine Unmöglichkeit, Leute. Ein Edelmann ist nicht dazu auf der Welt, um Steine zu graben und Erz zu schmelzen. Das Leben stellt andere Ansprüche an mich, als daß es verlangte, ich solle den Meister über eine Arbeiterschaar machen. Der Gedanke muß Euch ebenso lächerlich vorkommen, wenn Ihr ihn richtig erwägt, als es mich befremdet, daß er in Eurem Hirn überhaupt aufgetaucht ist."

„Kein Entschluß ist unwiderruflich, gnädiger Herr," sagte einer der jüngeren Mitglieder der Deputation, ein Mann mit glühenden Augen und bleichem Gesicht, dem von der Aufregung der Verhandlung die Hände zitterten, „ändern Sie den Ihrigen! Sie wissen ebenso genau wie wir, daß es in dieser Weise nicht drei Tage weiter fortgehen kann. Treiben Sie uns nicht zur Verzweiflung — zu lange schon haben wir schweigend geduldet. Sie haben sich Ihren Verpflichtungen gegen Ihre Unterthanen entzogen, indem Sie die Gruben verpachteten, und uns Alle dadurch den Blutsaugern überliefert. Auf Sie also fällt alle Verantwortung für das, was geschehen wird. Denken Sie daran, so lange es noch Zeit ist."

„Wie, Unverschämter," schrie Herr v. Rochefort erzürnt,

„Ihr untersteht Euch, mir hier in meinem eigenen Hause zu drohen? Das fehlte gerade noch, um dem Fasse den Boden auszustoßen! Nachdem Ihr Euch bereits unterstanden habt, Eure Hände nach dem Weib und Kind Eures Herrn auszustrecken, wagt Ihr es, mir hier in's Gesicht zu sagen, meine Existenz sei bedroht, von Euch bedroht! — Glaubt Ihr, ich fürchte mich vor Euch? Kommt nur herunter und versucht Gewalt gegen mich! Ihr werdet sehen, was Ihr erreicht! Meine Geduld ist zu Ende. Wenn Ihr Euch nicht freiwillig fügen lernt, wird man Mittel finden, Euch zu zwingen. — Herr v. Serquigny, würden Sie die Güte haben, die Leute hinausführen zu lassen!"

„Aha, das ist der richtige Ton!" rief der junge Arbeiter ingrimmig. „Nun, so werden wir uns unser Recht auf andere Weise zu verschaffen wissen!"

Das war das Ende der Unterredung. Zwar versuchte der alte Mann noch einmal zum Worte zu kommen, aber Herr v. Rochefort hatte ihnen bereits den Rücken gewendet, und Gaston drängte sie heftig nach der Thüre des Saales.

So schieden sie mit dem bitteren Bewußtsein, daß sie nur halb angehört und ohne jede Hoffnung wieder fortgeschickt worden seien, und wenn auch der ältere Gefährte den jüngeren tadelte, weil er in der Wahl seiner Worte nicht vorsichtig gewesen war und dadurch den Zorn des durch das Attentat auf seine Frau und Tochter ohnehin erbitterten Herrn v. Rochefort wachgerufen hatte, so änderte das an der Sachlage selbst nicht das Geringste; man

hatte versucht, die Brücke der Verständigung zu schlagen, aber dieser Versuch war als vollkommen hinfällig zu betrachten. Der Weg der Güte war erschöpft.

„Machen Sie sich gefaßt darauf, Herr v. Serquigny," sagte der Schloßherr zu dem zu ihm zurückkehrenden Gaston, „daß sie den Versuch machen werden, das mit Gewalt durchzusetzen, was ihnen in friedlicher Weise nicht gelungen ist. Ich sah das auf ihren trotzigen Gesichtern geschrieben. Aber niemals sollen sie mich dazu zwingen, von meinem guten Rechte auch nur um eines Haares Breite zu weichen. Ich bin nach dem heutigen Vorgange fest entschlossen, die mit den Pächtern gepflogenen Verhandlungen so sehr als möglich zu beschleunigen, damit der Kaufkontrakt aufgestellt und unterzeichnet werden kann."

„Ich bin vollkommen der Ansicht des gnädigen Herrn," versetzte Gaston, „hier zögern oder nachgeben, hieße sich in die Botmäßigkeit einer Macht begeben, die niemals eine berechtigte Anerkennung finden kann. Selbst wenn es möglich schiene, was ich aber entschieden in Abrede stelle, ihnen ein theilweises Zugeständniß zu machen, würde ich augenblicklich davon abrathen; denn ich bin fest überzeugt, daß auch damit nichts weiter erreicht werden würde, als daß sich diese Verrückten auf neue Bewilligungen Hoffnung machten."

„So wäre es in der That, und wir müssen eine jede solche Hoffnung gleich von vornherein und mit einem Male zu Boden schlagen, wollen wir uns vor Vorwürfen hüten, die uns die Zukunft nicht ersparen würde. Diese

Unsinnigen, zu verlangen, daß ich selbst die Bewirthschaftung der Gruben übernehmen und die Pächter fortschicken soll! Sie könnten ebenso gut von mir verlangen, ich sollte ihnen den Mond vom Himmel holen und ihnen denselben als Lichtstumpf in ihre Laternen stecken, damit sie bei ihrer Arbeit besser sehen können."

„Haben Sie weitere Befehle für mich, gnädiger Herr? Ich beabsichtige sogleich Alles das vornehmen zu lassen, was geschehen kann, um uns vor einer Ueberrumpelung zu bewahren. Bedauerlicher Wei'e bieten wir dem Feinde ein ziemlich ausgebreitetes Angriffsfeld in der hinteren Seite des Schlosses, die von keiner schützenden Mauer gedeckt wird; es ist mir sehr wahrscheinlich, daß wir einen Angriff von dieser Seite zu erwarten haben. Deshalb wird es nothwendig sein, daß wir Verrammelungen und Verbarrikadirungen jeder Art vornehmen, um ein Einsteigen an allen den Punkten zu verhindern, welche wir mit dem Blei aus unseren Flinten nicht bestreichen können."

Herr v. Rochefort erklärte sich mit diesen Maßregeln vollkommen einverstanden, und Gaston ging, um sie in Ausführung zu bringen.

Als er in die Halle hinabkam, sagte er zu Eugène, welcher ihm dort entgegenkam: „Halten Sie sich bereit, wir stehen vor der Schlacht! Unterlassen Sie nichts, was Ihnen zu thun noch nöthig erscheinen könnte, bevor wir zum Kampf gehen; denn es ist unter allen Verhältnissen ungewiß, ob wir aus demselben zurückkehren. Ich halte auch den Augenblick für den günstigsten, um auf eine

Entfernung der Frauen hinzuwirken, die jetzt noch wohl ausführbar erscheint, allein ich kann in dieser Angelegenheit keine weitere Schritte übernehmen, da ich mit meinem Versuche bereits gescheitert bin. Ihnen ist dies dagegen noch ein ungepflügtes Feld; versuchen Sie Ihr Glück bei den Damen, und hoffen wir, daß Ihre Ueberredungskunst kräftig genug ist, um sie zum Fortgehen zu bewegen."

„Ich eile, Ihrem Vorschlage sofort die Ausführung folgen zu lassen," erwiederte Eugène.

Sechzehntes Kapitel.

Unter angestrengter Beschäftigung mit kriegerischen Vorbereitungen verfloß der Tag. Man schnitt in die eichenen Fensterläden des Parterre Schießscharten, damit man das vorliegende Terrain von allen Seiten her bestreichen konnte.

Vor der breiten Doppelthüre, die aus der Halle nach dem Parke führte, wurde ein möglichst tiefer und breiter Graben ausgeworfen, so weit es eben die Zeit erlaubte; das gewonnene Material wurde zum Aufbau eines Erdwalles vor diesem Graben verwendet, und während man so eine Deckung gegen einen direkten Angriff errichtete, hinter der man vor einer Kugel in ziemlicher Sicherheit war, erreichte man gleichzeitig den Gewinn eines Hindernisses gegen einen gewaltsamen Anlauf, mit dem man jene Thür einzurennen etwa versuchen könnte.

Man überdeckte diesen Graben hier und da mit breiten Bohlen, um den Vertheidigern die Gelegenheit zu gewähren, unbehindert bis an den Erdwall und von diesem wiederum in die Halle zurückkehren zu können; man hatte

im letzteren Falle nur nöthig, die Bohlen zurückzuziehen, um den Angreifern dann den Zugang zur Thür zu erschweren.

Die Fenster des Unterstockes lagen in mehr als Mannshöhe über dem Erdboden des Parkes, von einem Einsteigen durch dieselben in das Schloß konnte also nur dann die Rede sein, wenn man Geräthschaften zum Ersteigen mitbrachte und die Fensterläden zertrümmerte.

Gaston erachtete diese Sicherheitsmaßregeln für ausreichend, um einen ersten Angriff abzuwehren, denn er verließ sich auf die wohl bewaffneten Mannschaften, die ihm zu Gebote standen. Es war ja auch durchaus unwahrscheinlich, daß die Gegner über Waffen und namentlich über Schießgewehre verfügten; daß man in den Minen keinen Vorrath von derartigen Dingen hatte, war bekannt, und die Möglichkeit einer plötzlichen Erwerbung derselben so gut wie ausgeschlossen.

Er bestimmte noch die einzelnen Leute, welche von den Fenstern aus einen Angriff zurückweisen sollten, und ordnete an, daß niemals früher geschossen werden dürfte, als bis die Gefahr nahe, und der Feuernde des Treffens sicher sei. Um eine möglichst erfolgreiche Handhabung der Feuerwaffen zu sichern, war für jedes Fenster, von dem aus geschossen werden sollte, mindesten einer der jüngeren Forstleute bestimmt.

Die Hauptmasse der Vertheidiger blieb in der Halle aufgestellt, denn von hier aus, als dem Mittelpunkte des ganzen Baues, konnte man am leichtesten Verstärkungen überall dahin abschicken, wohin es nothwendig war. Man

behielt auf solche Weise auch gleichzeitig die Möglichkeit in der Hand, einem Angriff auf die Hofseite, wenn diese je bedroht werden sollte, zu begegnen, da ja die Halle mit ihrer anderen Thür in den Hof mündete; der Kommandirende hatte sich jedoch begnügt, dort nur an wenigen besonders geschützten Stellen, von denen aus man das vorliegende Terrain vollständig überblicken konnte, einzelne Posten aufzustellen; es schien ihm ganz unmöglich, daß man einen Versuch zur Erstürmung der hohen und starken Hofmauern machen sollte.

Die Thüren zu allen Gemächern des Unterstockes waren geöffnet, so daß man die ganze Reihe der Gemächer durchschreiten konnte; man vertheilte ausreichende Munition an jeden Einzelnen und verwahrte den übrig bleibenden großen Vorrath in einer großen Kiste, die in der Halle aufgestellt wurde.

Alle Gewehre, die sich irgend tauglich erwiesen, wurden geladen, so weit dies nicht früher bereits geschehen war, und alle Flintenschlösser mit neuem Zündkraut versehen.

In die Nische jeden Fensters, von dem aus geschossen werden sollte, wurden Reservegewehre gestellt, so daß die Vertheidiger in dem Gebrauche der Waffen abwechseln konnten, während ein Dritter die abgeschossenen Gewehre wieder lud; das war zugleich ein Mittel, die Angreifer bei einem so erzielten Schnellfeuer in dem Glauben zu erhalten, daß die Zahl der Vertheidiger weit höher sei, als sie in der That war.

Diese Vorbereitungen insgesammt verliehen den unteren Räumen des Schlosses das Bild kriegerischer Thätigkeit

und eines regen militärischen Lebens; dem Uneingeweihten mußte es erscheinen, wenn er die Halle betrat, als befände er sich in dem Mittelpunkte einer kleinen Festung, in der man sich eben vorbereitete, einem drohenden feindlichen Angriffe zu begegnen.

Während Gaston sich diesem Kriegsspiele, welches ihm so viel des Interessanten bot, mit Eifer und Vorliebe widmete, stieg Eugène in die obere Etage hinauf und ließ sich bei der Frau des Hauses anmelden.

Frau v. Rochefort befand sich mit Gabriele in ihrem Boudoir, welches nach der Parkseite hinaus lag.

Sie begrüßte ihn mit aller Liebenswürdigkeit, die ihr so gut stand, als er bei ihnen eintrat, und bat ihn, Platz in einem kleinen Fauteuil zu nehmen, das neben ihr am Sophatische stand.

„Ich komme," hob er an, als er ihrer Aufforderung Folge geleistet hatte, „um den Damen eine Bitte vorzutragen. Es besteht zwar keine Gewißheit darüber, allein es ist immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das verunglückte Ende der Deputation heute ernstere Folgen für uns bringen wird. Es werden zwar im Schlosse selbst augenblicklich alle Vorbereitungen getroffen, um einem Angriffe mit Erfolg die Spitze bieten zu können, allein wir können nicht gut sagen für ein unvorherzusehendes Unglück, welches ein Steinwurf oder gar eine Flintenkugel anrichten kann. Diese Erwägungen lassen mich Ihnen, gnädige Frau, die Bitte vortragen, daß Sie bis zur Wiederherstellung völliger Ruhe geneigt sein möchten, Zimmer zu Ihrem Aufenthalte auszuwählen, deren Fenster

nach der anderen Seite des Schlosses, nach der Hofseite hinausgehen. Vom Parke aus ist höchst wahrscheinlich ein Angriff zu erwarten, während der vorliegende breite Hofraum durch die ihn umgebende Mauer Schutz vor einem solchen gewährt."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, mein Herr," erwiederte Frau v. Rochefort, „und für das Interesse, das Sie an unserem Wohlergehen nehmen. Es wird in der That ohne jede Unbequemlichkeit für uns geschehen können, daß wir einen Wechsel unseres Aufenthaltsortes vornehmen, wenn Sie wirklich daran glauben, daß wir einem Angriff in kürzester Zeit ausgesetzt sein werden. Denn wenn ich und meine Tochter auch Muth genug besitzen, um uns vor den Schrecken des Kampfes nicht feig zu verkriechen, so ist doch das Anhören von Kampfgeschrei und Schießen, und der Anblick von Blut und Wunden keineswegs ein solcher, daß Frauen darnach Verlangen tragen könnten."

„Dieses Eingeständniß, gnädige Frau, gibt mir den Muth, eine von uns ausgehende Erwägung zur Entscheidung vorzutragen, welche sich mit dem gleichen Gegenstande beschäftigt. Wir erwarten den Sieg, gnädige Frau, und diese Hoffnung belebt unseren Muth und unsere Kampffreudigkeit. Wir würden Unrecht thun, uns der Ueberzeugung zu verschließen, daß auch die Gegner sich mit der gleichen Hoffnung tragen; denn thäten sie das nicht, so wäre ihr Angriff nur die That von Wahnsinnigen. Das Kriegsglück, meine Damen, ist aber ein im höchsten Grade wandelbares Ding; Niemand weiß, wenn die eisernen

Würfel zu rollen beginnen, wem das Geschick den höchsten Wurf in den Schoß werfen wird. Wenn Sie daran denken wollen, daß hiernach auch die Möglichkeit, wir könnten unterliegen, nicht ausgeschlossen ist, so scheint mir der Augenblick da zu sein, um ihnen die Frage vorzulegen: Sollte es nicht sowohl für Sie, meine Damen, als für Ihren Herrn Gemahl und Vater und uns andern Allen die größtmöglichste Beruhigung gewähren, wenn wir Sie in vollkommener Sicherheit wüßten? Der Weg nach Evreux ist heute noch frei, wenige Stunden genügen, Sie dorthin zu bringen und so einem Schutze anzuvertrauen, den wir für vollständig zuverlässig erachten."

„Bevor ich Ihnen eine Antwort gebe," sagte Frau v. Rochefort, „bitte ich Sie, mein Herr, mir zu erklären, ob mein Gemahl von Ihrem Plane weiß."

„Wir unterließen nicht, ihn davon in Kenntniß zu setzen."

„Und wie lautete seine Antwort auf Ihre Mittheilungen?"

„Er erklärte, er könne nicht daran glauben, daß Sie ihn auf einem Platze allein lassen würden, an den ihn Pflicht und Ehre fesselt."

„O, mein Gott, welch' eine glückliche Frau bin ich! Das sind die Worte meines Gemahls, die Sie mir da sagen, und es ist mir gerade, als hätte ich sie aus seinem eigenen Munde gehört. Welch ein Vertrauen muß dieser Mann in die Liebe seines Weibes setzen, daß er mit voraussehender Ueberlegung das ruhig ausspricht, was sie im Innersten ihres Herzens trägt! Nein, mein Herr,

und tausendmal nein, niemals werde ich dies Schloß verlassen, so lange dasselbe meinen Gatten in seinen Räumen birgt! Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Fürsorge für uns unterschätze, aber Sie sind jung, Sie haben noch nicht Zeit genug gehabt, ermessen zu lernen, welchen Muth und welche Verachtung der Gefahr eine glückliche Liebe gewährt. Jetzt aber lassen Sie mich vor allen Dingen zu meinem Gemahl eilen, damit ich ihm sage, ein wie großes Recht er hatte, es auszusprechen, daß seine Gattin niemals, trotz aller Schrecknisse und Gefahren von seiner Seite gehen wird."

Sie erhob sich rasch und verließ das Zimmer. Die Liebenden waren allein.

„Gabriele," hob Eugène an, indem er sie mit einem traurigen, innigen Blicke seiner feurigen Augen bittend anschaute, „Gabriele, fliehen Sie, so lange es noch Zeit ist. Nicht Tod und Gefahr sind es, die ich für Sie fürchte, denn gegen beide kann ich mich vor Sie werfen und Sie mit meinem Degen, mit meinem Leibe schützen. Aber wenn das Unmögliche doch geschähe, wenn ich vorher fallen sollte und ich müßte vor meinem Sterben daran denken, daß Sie in die Hände dieser Wüthenden fallen sollten, daß ihre ungeschlachten Fäuste sich nach Ihnen ausstrecken, und daß man Sie in ihrer Mitte fortführen würde, als eine Beute des ersten besten dieser wahnwitzigen Thoren, Gabriele, der Gedanke macht mich rasend, das Herz steht mir still, wenn ich nur daran denke! Gabriele, der Freund fleht zu Ihnen, hören Sie auf seinen Rath, folgen Sie seiner Bitte, Gabriele, fliehen Sie!"

„Du bist groß und schön, mein Eugène, in Deiner Sorge um die Geliebte," erwiederte das Mädchen mit ihrer sanften, süßen Stimme, indem sie zärtlich zu ihm aufblickte. „Hörtest Du, daß ich sagte: mein Eugène, hörtest Du es, Du Mann meines Herzens, den ich liebe mit der ganzen Gluth meiner Seele! Sieh, meinem Herzen entquillt das süße Geheimniß wider meinen Willen, und meine widerstandslosen Lippen plaudern Dir aus, was sie sorgsam behüten sollten."

Er stürzte vor ihr nieder und barg sein Antlitz in ihrem Schoße.

„O, Du reiner Engel meines Lebens," rief er, „wie soll ich Dir danken für die beseligenden Worte, die mich Deine süßen Lippen hören ließen? Mein Herz gehörte Dir von dem ersten Augenblicke an, wo Dich meine Augen in Deiner ganzen strahlenden Schönheit erblickten, und meine Liebe war es, die mich in die Welt trieb, Dich zu suchen, als Dich das Schicksal mir entführt hatte. Und nun, welches Entzücken, Du selbst sagst es mir, daß Du mein bist, mein allein auf dieser Welt!"

Er umschlang sie fest und suchte mit durstigen Lippen die ihren, welche sich ihm sehnsuchtsvoll zum Kusse boten. Sie vergaßen so die Welt, den Ort, wo sie sich befanden, die Verhältnisse, welche sie trennen mußten: sie liebten sich, was brauchte es weiter? Das war Seligkeit, und das war genug.

Gabriele war es, welche zuerst zur Wirklichkeit zurückkehrte.

„Mein Eugène," sagte sie, indem sie sich sanft seinen

Armen entwand, „wir müssen daran denken, daß wir uns im Zimmer der Mutter befinden, und daß sie jeden Augenblick zurückkehren kann. Wir wollen das süße Band, das uns verbindet, vor den Augen der Menschen noch verbergen, denn nichts gibt größere Seligkeit, als ein stilles Glück, in das sich zwei Herzen theilen. Auch ist die Zeit zu ernst, als daß wir jetzt unsere Liebe preisgeben dürfen an Andere — Alle sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie sich mit uns erfreuen könnten an dem Dufte der lieblichen Blume, die soeben an der Gluth unserer Herzen aufgeblüht ist."

„Deine Worte führen mich aus allen meinen Himmeln auf diese Erde zurück, Geliebte. Und wie dies geschieht, sehe ich wieder meine Befürchtungen zurückkehren wegen Deiner Sicherheit, Gabriele, wegen der Gefahr, die Dir von jenen wahnsinnigen Rotten droht. Gabriele, sage mir, willst Du fliehen? Willst Du nach Evreux? Ich selbst will Dich geleiten."

„Glaubst Du, Eugène, ich könnte, selbst wenn ich mich zwänge, die Eltern zu verlassen, jetzt daran denken, von Dir zu gehen? Niemals. Sieh, welch' ein heroisches Beispiel mir meine gute Mutter gibt, wie ein Weib lieben soll. Meinst Du, ich könnte mich ihrer unwürdig erweisen? Sicher denkst Du zu groß von dem Mädchen, das Dich liebt, als daß Du sie solcher Feigheit für fähig halten solltest. Wo Du bist, will ich sein, wo Du kämpfst, will ich Wunden heilen, wo Du stirbst, will ich auch sterben. Zwei Herzen, die zu einander gehören, sollen auch bei einander schlagen!"

„Wie glücklich machst Du mich, Geliebte, wie süß klingen Deine Worte, wie bezaubernd wirkt der Klang Deiner Stimme! Aber meine Sorge um Dich darf nicht einschlafen bei dem entzückenden Traum, in den mich Deine Gegenwart wiegt. Ach, ich fühle zu wohl, wie ich mir den Schmerz selbst in die Brust pflanze, wenn ich daran denke, daß ich es bin, der Dich bittet, von ihm zu gehen; ich weiß nicht, ob ich von dieser Stunde an noch leben kann, ohne daß ich Dich sehe, aber auch wenn ich sterben müßte, Gabriele, laß mich Dich anflehen, fliehe, so lange es noch möglich ist, und bewahre Dich und mich vor der Befürchtung, daß Dir von den Händen jener Wüthenden ein Leid geschähe!"

„Fürchte nichts für das Mädchen Deiner Liebe, mein Freund, das sich nicht von Dir trennen will. Eine Rochefort kann niemals ihre Ehre verlieren, davor schützt sie der Tod aus eigener Hand. So jung ich bin, so fest ist mein Entschluß: hat es mir das Geschick bestimmt, daß ich in die Hände jener Elenden falle, so befreit mich dieser Dolch von dem Verluste meiner Ehre, und rein wird sich meine Seele zum Himmel schwingen, um sich mit der Deinen wieder zu vereinigen, denn Du wirst sterben, bevor Du duldest, daß mich jene ergreifen."

Sie zog die Waffe, die in einer Sammetscheide steckte, aus ihrem Busen und zeigte sie ihm. „Die Mutter kommt zurück, ich höre ihren Schritt," fuhr sie fort, die Waffe wieder verbergend.

Beide saßen in ihren Fauteuils, anscheinend in lebhafter Unterhaltung begriffen, als Frau v. Rochefort eintrat.

„Diese Angelegenheit ist abgethan," sagte sie, ihren früheren Platz einnehmend, „mein Gemahl ist vollständig damit einverstanden, daß wir hier im Schlosse bei ihm bleiben. Ich habe natürlicher Weise nicht allein in meinem Namen zu ihm gesprochen, Gabriele, sondern auch in dem Deinen. Es ist Dir doch unzweifelhaft Recht, daß dies geschehen ist, Kind?"

„Gewiß, Mama, wo sollte ich besser und lieber aufgehoben sein, als bei Dir und Papa?"

Die Worte sprach ihr Mund, aber das Auge, das dabei auf den Geliebten fiel, sprach es deutlicher aus, als ihre Lippen, daß vor Allem seine Nähe hier sie festbinde, und daß sie am liebsten an seiner Brust aufgehoben sei.

„Wir werden also," ließ sich Frau v. Rochefort weiter hören, „diese Räume verlassen und einige Zimmer, die nach dem Schloßhofe hinaus gehen, zu unserem Aufenthalte wählen. So erfüllen wir nicht allein Ihre Bitte, mein Herr, sondern entsprechen auch den Wünschen meines Gemahls, welche er mir soeben mitgetheilt hat. Er unterschätzt keineswegs die große Liebenswürdigkeit, mein Herr, welche Sie uns damit entgegen bringen, daß Sie ein so großes Interesse für unsere persönliche Sicherheit erkennen lassen; er wird auch nicht verfehlen, Sie deshalb noch seiner aufrichtigen Dankbarkeit besonders zu versichern; allein er ist fest entschlossen, uns nicht von sich zu lassen, nachdem ich ihm nochmals versichert habe, daß keine Macht der Welt uns von ihm zu trennen vermag."

„So bleibt mir nur übrig, mich den Damen zu empfehlen," sagte Eugène, indem er sich erhob.

„Ich will Sie Ihrer kriegerischen Thätigkeit nicht entfremden, mein Herr," antwortete die Frau vom Hause, „sonst würde ich Sie bitten, es sich länger bei uns gefallen zu lassen. Zum Abschied aber, mein Herr, nehmen Sie die Bitte einer bejahrten Frau mit: wenn Sie für uns kämpfen, suchen Sie nicht die Gefahr, und lassen Sie niemals die Tollkühnheit die Uebermacht über den Muth gewinnen, denken Sie, daß Sie für uns fechten, mein Herr, und daß uns Ihr Leben ebenso theuer ist, als das unserige."

Zum Beweise, wie nahe ihm diese freundschaftlichen Worte gingen, beugte sich Eugène auf die Hand der Dame nieder und küßte sie. Dann machte er eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

„Er ist so voll Ehrerbietung, so voll Sorge um uns, und so voll Liebenswürdigkeit," sagte die Mutter, als sich die Thür hinter dem Abgehenden geschlossen hatte, „daß ich nicht umhin konnte, ihm einige freundliche und ermunternde Worte für die Aufmerksamkeit zu sagen, die er uns in der That mit dem Wunsche, daß wir uns von hier entfernen möchten, entgegen bringt. Es ist mir immer, als wäre unsere Bekanntschaft nicht erst Tage alt, sondern als sei er mir ein lieber Sohn, der vordem lange in der Fremde umhergeschweift und nunmehr heimgekehrt sei in's elterliche Nest. Wie findest Du den jungen Mann, Gabriele?"

„O, Mama," erwiederte die Kleine, indem sie auf's Heftigste erröthete, „ist das nicht eine indiskrete Frage, die Du an meine Jugend richtest? Was kann ich Dir anders

antworten, als daß ich Deine Ansicht über Herrn d'Alembert vollständig theile, denn thäte ich das nicht, so würde ich mit Recht unbescheiden genannt werden. Ein Mädchen von siebenzehn Jahren thut ja unter allen Umständen nicht wohl daran, ein selbstständiges Urtheil über einen jungen Mann zu fällen, sondern überläßt sich besser dem Urtheile der Erfahrung."

„Deine Worte drücken einen anderen Sinn aus, Gabriele, als ich nach Deinem tiefen Erröthen bei meiner ersten Frage erwarten durfte. Wenn ich mir nicht vollkommen wohl bewußt wäre, daß Dein Herz noch frei ist, so würde ich behaupten, daß der junge Mann einen Eindruck auf Dich gemacht hat, den Du zu verbergen strebst. Ich hoffe, Du wirst in solcher Beziehung Deinen Gefühlen Zügel und Zaum anlegen und niemals vergessen, daß Du eine Rochefort bist, mein Kind!"

„Gewiß, Mama," erwiederte die Tochter, „es wird mein erstes und heißestes Bestreben sein, mich Dein gehorsames Kind zu nennen." —

Herr v. Rochefort kam noch vor dem Mittagessen herab, um die Vertheidigungsmaßregeln in Augenschein zu nehmen. Es erschien ihm Alles vortrefflich, nirgends fand er einen Tadel, er hielt auch mit seiner Anerkennung durchaus nicht zurück.

„Ich sehe," sagte er zu Gaston, „daß Sie mit Sorgfalt vermieden haben, den Bäumen im Parke ein Leid anzuthun, und erkenne darin die zarte Rücksicht vollkommen, welche Sie den Damen des Hauses damit entgegen bringen, daß Sie ihre Lieblinge schonen. Allein im Interesse der

Vertheidigung müssen alle diese Rücksichten schwinden, was in Schußweite vom Schlosse an Bäumen und Strauchwerk liegt, ist dem Beile verfallen; wir würden damit im anderen Falle für die Gegner die beste Deckung bereit gehalten haben, durch welche sie sich vor unseren Kugeln schützen können. Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Herr v. Serquigny; ich will selbst Ihnen die Linie bezeichnen, von welcher ab alles Hochstehende niedergelegt werden muß."

Serquigny folgte ihm, und sie stellten die Linie in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten vom Schlosse fest. Unter den vielen der dadurch dem Untergange geweihten Bäumen befand sich auch die herrliche Ulme, unter deren Zweigen die Familie die schönen Abende im Sommer regelmäßig zu verbringen pflegte; Herr v. Rochefort seufzte leise, als er bestimmte, daß auch dieser Baum fallen solle.

Durch die Durchführung dieser Anordnungen waren die Arbeiten zu einem neuen Aufschwunge gekommen. Man benutzte die gefällten Bäume zu einer Verstärkung des aufgeworfenen Erdwalles und gewann dadurch ein Hinderniß, welches nicht leicht erstiegen werden konnte.

Der Ton, mit dem die Glocke zum Mittagessen rief, klang Allen angenehm, denn Arbeitende sowohl als Befehlende fühlten sich von den Anstrengungen des Tages ermattet.

Das Gespräch bei Tische war angeregt und heiter. Man sprach seine Verwunderung darüber aus, daß man von den Minen keine Nachricht erhielt, und man wollte

sich gerade dem Glauben hingeben, daß alle Aussichten auf einen Kampf aufzugeben seien, als der Kammerdiener eintrat und meldete, daß einer der Pächter vor dem Hofthore halte und bitte, mit einem der Herren sprechen zu dürfen.

„Wenn Sie die Güte haben wollen, an meiner Stelle hinunter zu gehen, Herr v. Serquigny, so würden Sie mich zu Dank verbinden," sagte der Hausherr zu Gaston.

Dieser erhob sich sogleich und begab sich hinunter an das Hofthor, vor dem der alte Pächter, mit dem die jungen Leute neulich gesprochen hatten, auf seinem Pferde hielt.

„Ich bedauere, daß ich Ihnen, gnädiger Herr, nur trübe Nachrichten bringen kann," sagte er, nachdem er Gaston begrüßt hatte. „Machen Sie sich auf Alles gefaßt. Sie sehen mich auf der Flucht. Meine Collegen sind mit den Frauen und Kindern bereits nach Evreux voraus. Die Aufrührer boten uns, in Masse anrückend, freien Abzug mit Weib und Kind, aber ohne jedes Gepäck, wenn wir binnen einer Stunde den Platz räumen würden; da eine Weigerung Wahnsinn gewesen wäre, haben wir eingewilligt. Was die Magazine und unsere Wohnungen an Vorräthen bergen, wird ihnen in die Hände fallen, ebenso die Waffen und Munition, über die wir verfügten, und die wir in der Eile nur nothdürftig verstecken konnten. Ob sie heute noch zu Ihnen kommen werden, ist zweifelhaft, denn die Plünderung unseres Hauses wird sie beschäftigen. Ich wollte nicht vorüber reiten, ohne Sie zu warnen. Haben Sie die Güte, mich dem gnädigen Herrn zu empfehlen."

Er ritt fort. Gaston kehrte zu den Speisenden zurück und berichtete; man wurde ernst und stumm.

Der hereinbrechende Abend ließ eine rothe Lohe an den Bergen aufgehen; die Arbeiter brannten das Haus der Pächter nieder und berauschten sich in den Weinvorräthen, die sie im Keller desselben gefunden hatten.

Siebenzehntes Kapitel.

Man hatte im Schlosse erwartet, daß die Aufrührer nicht zögern würden, noch in der Nacht einen Angriff zu machen, aber man sah sich in dieser Voraussetzung getäuscht.

Gegen Mitternacht begann die große rothe Brandwolke, die oben in den Bergen genau auf der Stelle lag, wo man sonst am Tage das graue Rauchmeer aus den Schloten der Hochöfen schweben sah, nach und nach zu erblassen, ein Zeichen, daß die angezündete Brandfackel im Erlöschen begriffen war. Zuerst nahm der intensiv feurige und glühende Schein eine rosa Färbung an, die mehr und mehr erbleichte, bis nur ein heller glänzender Fleck am Nachthimmel übrig blieb, der Widerschein der noch glimmenden Balken und Trümmer von dem zusammengestürzten Wohngebäude und den Magazinen.

Jetzt schien der Augenblick gekommen, an welchem die Schaaren vor dem Schlosse erscheinen mußten, um den Versuch zu machen, ob sie hier ihr Zerstörungswerk fortzusetzen vermöchten, allein nichts zeigte sich, die ganze Umgebung des Schlosses lag still und verlassen, und die von Viertelstunde zu Viertelstunde ausgeschickten und zurück-

kehrenden Patrouillen hatten nichts davon zu melden, daß sich Anzeichen von einem Anrücken des Feindes erblicken ließen.

Förster Rambert erbot sich freiwillig, eine Schleichpatrouille nach den Minen selbst zu übernehmen, damit man wenigstens einige Gewißheit über die Absichten der Gegner erlange und so die Möglichkeit fände, wenigstens dem größten Theile der von dem Warten ermüdeten Dienerschaft die für die kommenden Ereignisse unerläßliche Nachtruhe zu gewähren, sobald sich herausstellen sollte, daß ein Angriff im Laufe der Nacht nicht zu gewärtigen sei.

Gaston stellte dem Vorhaben des erfahrenen und erprobten Mannes seinerseits kein Hinderniß entgegen, der Förster wählte sich einen jüngeren Forstmann zu seinem Begleiter aus, und Beide verließen mit Flinte und Pistolen wohl bewaffnet die Halle, um ihr Vorhaben auszuführen.

Gaston befahl die Matratzen hereinzubringen, und hieß so viele Mannschaften, als sich auf ihnen niederzulegen vermochten, der Ruhe zu pflegen; nach zwei Stunden sollten sie ihre Plätze mit den munter Bleibenden wechseln.

Niemals verstreicht die Zeit langsamer, als wenn man auf eine wichtige Nachricht wartet, von der eine Entscheidung abhängt; das empfanden die beiden Freunde deutlich, als sie an der geöffneten Thür der Halle einander gegenüber saßen und in die Dunkelheit der Nacht hinausstarrten. Nichts regte sich, als der Nachtwind, der leise durch die Blätter der Bäume strich und damit jenes eigenthümliche gespenstische Rauschen hervorrief, als ob Geisterhände mit ihnen spielten.

Endlich in der zweiten Morgenstunde ging der Mond auf, seine schmale Sichel, kurz vor dem Eintritte des Neumondes, erhob sich am Osthimmel, und wenn auch die Helligkeit, die er verbreitete, eine geringe war, so genügte sie doch, um auch den letzten Schein des Feuers zu verwischen, der bis dahin am Nachthimmel zurückgeblieben war.

„Der Teufel hole dieses Warten auf die Schufte," sagte Gaston, sich dehnend, um den Schlaf aus den Gliedern zu schütteln, „nichts ermüdet mehr, als diese Unthätigkeit, die das Blut in den Adern stocken läßt und den Schlaf in die Augen treibt, so daß man kaum im Stande ist, sich seiner zu erwehren. Wie frisch und wie munter ist dagegen der Kampf! Wie lustig klingt das Knattern des Gewehrfeuers, und das Klirren der blanken Waffen gegen einander! Mir zuckt es in allen Gliedern, wenn ich nur daran denke! Und dabei müssen wir hier sitzen und warten, ob es diesem Gesindel beliebt zu kommen und uns anzugreifen."

„Ich empfinde das Unangenehme der Lage nicht weniger schwer, als Sie," erwiederte Eugène, „und das einzig Erträgliche ist bei diesem peinvollen Warten, daß wir die Gewißheit haben, die Stunden seien gezählt, während welcher es noch andauern kann. Ich mache Ihnen übrigens den Vorschlag, mir, wie Sie dies neulich thaten, die Wache bis zum Tagesgrauen zu überlassen und sich zur Ruhe zu begeben; ich werde mit der gleichen Aufmerksamkeit hier an Ihrer Stelle thätig sein, als ob Sie selbst da wären, und würde nicht unterlassen, Sie sogleich

zu benachrichtigen, sobald Ihre Gegenwart mir hier erforderlich erschien."

„Haben Sie Dank für Ihr freundliches Anerbieten, ich würde dasselbe sicherlich annehmen, müßte ich nicht befürchten, daß ich keine Ruhe finden würde, so lange ich mich mit der Ungewißheit über das, was kommen muß, trage. Wenn der Förster wieder herein ist, wollen wir Ihren Vorschlag in Erwägung ziehen."

Sie saßen noch eine geraume Zeit schweigend einander gegenüber; endlich hörte man auf dem Kieswege die Schritte der herannahenden Männer, das Losungswort fiel, der Förster erschien auf der Schwelle.

„Wie steht es," riefen Beide gleichzeitig, „bringt Ihr gute Nachrichten?"

Der Förster schüttelte mit dem Kopfe.

„Meine Nachrichten sind weder gut, noch schlimm," sagte er, „aber die Gewißheit bringe ich mit, daß wir in dieser Nacht nichts mehr von ihnen zu befürchten haben. Als wir uns den Minen näherten, schallte uns wüster Lärm, Geschrei und Gesang von der Stelle entgegen, wo früher das Pächterhaus und die Magazine standen; jetzt bedeckt ein Schutthaufen den Ort. Wir zweifelten nicht, daß wir die ganze Bande dort versammelt finden würden, und schlichen uns von der Waldseite unter dem Schutze der Bäume so nahe heran, daß wir den ganzen Platz zu übersehen vermochten. Wir hatten uns auch nicht getäuscht; sie hatten im Dorfe nur die Alten, Kranken und kleinen Kinder zurückgelassen, alle Anderen waren hier rings um den in der letzten Gluth aufleuchtenden Trüm-

merhaufen versammelt. Der Ort glich einem Feldlager; Alles, was die ausgeleerten Magazine an Vorräthen enthalten hatten, war in großen Haufen dort aufgestapelt, und während die Frauen beschäftigt waren, die aufgefundenen Fleischvorräthe zu braten oder zu kochen, wie sich ihnen eben die Gelegenheit bot, lagen die Männer um die erbeuteten Wein- und Schnapsfässer, die sie aufgeschlagen hatten, und bemühten sich, ihre durstigen Kehlen fleißig, und mehr als ihnen gut war, anzufeuchten. Auch die Frauen und die größeren Kinder schienen sich an diesem Gelage lebhaft betheiligt zu haben, denn man erkannte aus den Bewegungen und dem Gebahren der Einzelnen deutlich, daß sie nicht mehr Herren ihrer fünf gesunden Sinne waren. Ein ohrenzerreißendes wüstes Toben, Lärmen und Schreien, denn von einem Gesange war keine Rede mehr, erfüllte die Luft, und der Gestank des Fusels drang bis zu uns herüber. Vor uns lagerte, daran war kein Zweifel, eine Rotte Trunkener, von denen der geringste Theil noch seine Beine in der Gewalt hatte. Durch diese Ueberzeugung war unsere Aufgabe erfüllt; wir zogen uns zurück."

„Vermochtet Ihr einen Ueberblick über die Zahl der Aufrührer zu gewinnen," fragte Gaston.

„Nach meiner Schätzung müssen es mehr als fünfhundert, ja vielleicht nahe an sechshundert Männer gewesen sein, die dort herum lagerten; auf die Zahl der Frauen und Kinder habe ich meine Aufmerksamkeit nicht gerichtet," antwortete Rambert.

„Eure Schätzung stimmt mit den Angaben des Herrn

v. Rochefort überein," erwiederte Gaston, „wir werden also bei einem Kampfe Einer gegen Sechs sein. Das ist eine Uebermacht ohne Zweifel, allein sie wird vollkommen ausgeglichen durch die Menge der vortrefflichen Waffen, über die wir verfügen, und durch den Schutz dieser Mauern, unter denen wir fechten werden."

Eugène erinnerte jetzt an seinen früher gemachten Vorschlag, den Gaston nunmehr annahm und sich zurückzog. Eugène behielt nur eine kleine Anzahl erprobter Männer um sich; alle Anderen mußte sich zur Ruhe begeben, damit man Kräfte für die Ereignisse des nachfolgenden Tages sammle.

Langsam kam der Morgen heran; die Sonne ging auf und vergoldete mit ihren Strahlen die Fenster des Schlosses, vor dem Eugène, um sich der Müdigkeit zu erwehren, langsam auf und ab wandelte. Er wußte, daß die Geliebte unter diesem Dache schlummerte, und der Gedanke, daß er seine erste Waffenthat heute unter ihren Augen ablegen werde, erfüllte ihn mit Stolz und Freude. Die Besorgniß um sie, welche sein Herz bis heute umstrickt hielt, war einer muthigen Zuversicht gewichen, er glaubte an den Sieg, und die Gewißheit, daß er bestimmt sei, ihn erfechten zu helfen, machte ihn glücklich. Hoffnung ist ja der süßeste Zauber, der junge Herzen erfüllt!

— — — — — — — — — — — —

Der neue Tag war bis zur zehnten Morgenstunde vorgeschritten, als sich die ersten Anzeichen von der Annäherung der Aufrührer bemerken ließen.

Sie kamen in einzelnen Trupps von vierzig bis fünfzig

Mann von allen Seiten des Parkes heran und stellten sich in eben solchen Abtheilungen am Rande desselben im Schutze der Bäume auf. Da man den Platz in der Nähe des Hauses von allen Bäumen gesäubert hatte, so standen sie auf solche Weise außerhalb Schußweite und brauchten sich vor den sie bedrohenden Gewehren der Vertheidiger nicht zu fürchten.

Die Aufstellung vollzog sich rascher, als man bei der Undisziplinirtheit der Masse hätte erwarten sollen. Sobald sie vollendet war, löste sich von der Mitte ein kleiner Trupp von etwa zehn Personen los und kam, einen weißen Lappen als Fahne schwenkend, auf das Schloß zu. In einer Entfernung von etwa hundert Schritten blieben sie stehen.

Gaston verstand: man wollte unterhandeln.

Er ließ das Thor der Halle öffnen, schritt die Stufen hinab und auf der bereitgelegten Bohle über den Graben. Er war mit Degen und Pistolen bewaffnet und hatte den Hut auf dem Kopfe; ein Gewehr hatte er nicht in der Hand.

Als er so frei und Allen sichtbar dastand, rief er den Vorgetretenen zu: „Aus Eurer Bewegung erkenne ich, daß Ihr verhandeln wollt. Ich bin gekommen, Euch anzuhören, sprecht!"

Die Stimme des alten Mannes, welcher der Führer der Deputation gewesen war, ließ sich antwortend hören „Wir kommen noch einmal, zum letzten Mal bittend, wir dringen auf die Erfüllung unserer Forderungen von gestern. Nichts steht einer Gewähr unserer Forderungen im Wege;

wir haben die Pächter vertrieben und uns frei gemacht; wir sind bereit, zu unserer Arbeit zurückzukehren, wenn Herr v. Rochefort den Willen hat, die Verwaltung der Gruben in seine eigene Hand zu nehmen. Er soll selbst kommen und uns die Versicherung geben, daß er dies thun will."

Gaston erwiederte mit so lauter Stimme, daß seine Worte Allen, selbst den entfernt Stehenden, vollkommen deutlich hörbar wurden: „Herr v. Rochefort wird nicht vor Euch erscheinen, Leute, diese Forderung weise ich als eine ungehörige entschieden zurück. Habt Ihr vergessen, wer Ihr seid, daß Ihr Euch zu solchem Verlangen erkühnt? Er ist der Herr, er befiehlt, Ihr gehorcht! Durch meinen Mund, hört wohl auf meine Worte, befiehlt er Euch, daß Ihr ohne Verzug an Eure Arbeit zurückkehrt und mit ihr beschäftigt in Ruhe erwartet, was er beschließen wird, das weiter geschehe."

„Wir haben nicht Zeit, uns mit Ihren Aufforderungen aufzuhalten," lautete die Antwort. „Wir verlangen eine knappe, kurze und runde Erklärung: will Herr v. Rochefort die Verwaltung der Gruben in die eigene Hand nehmen oder nicht, will er unsere Forderungen, die wir gestern aussprachen, erfüllen oder nicht?"

„Nein, nein und dreimal nein!" schrie Gaston, indem er mit dem Fuße stampfte.

Ein Schuß fiel; dicht am Ohre Gaston's pfiff die Kugel vorbei.

„Schande über Euch," rief er, „daß Ihr auf mich schießt, während ich mit Euch verhandle. Denkt wohl

daran, daß Ihr es waret, welche die Feindseligkeiten eröffneten. Dieser Schuß wird Euch theuer zu stehen kommen!"

Er sprang über den Graben. Zu gleicher Zeit pfiffen noch sechs oder acht Kugeln über die Stelle hin, auf der er eben gestanden hatte.

Also sie hatten Feuergewehre! Wie viele oder wie wenige ließ sich nicht erkennen, aber er wandte sich doch noch einmal um und versuchte, die unter den Gruppen vertheilten Flinten zu zählen. Er wußte, daß sie nur diejenigen aufgefunden haben konnten, welche sich im Besitze der Pächter befunden hatten, das waren also höchstens ein halbes Dutzend. Aber damit stimmte die Wirklichkeit nicht überein: es waren mehr Schüsse gefallen, als sie Gewehre haben konnten. Wie war dies zu erklären?

Als er so überlegend über die Wallhöhe schaute, bemerkte er, daß der Mann, welcher seiner Stellung nach den ersten Schuß abgefeuert haben mußte, gerade beschäftigt war, sein Gewehr wieder zu laden. Er war zu dem Zwecke ein wenig zur Seite getreten und deshalb besser zu erkennen, als wenn er im Haufen der Anderen stehen geblieben wäre. Die Entfernung war groß genug, um selbst dem scharfen Auge Gaston's eine Unterscheidung der Gesichtszüge unmöglich zu machen, aber die ganzen Umrisse der Gestalt, der breite, gedrungene Bau, der kurze Hals, die mächtige Brust kamen ihm so wohlbekannt vor, daß er in dem Manne jenen Pierre wieder zu erkennen glaubte, der seinen Weg hier zum dritten Male kreuzte.

Sollte sich aus diesem Umstande vielleicht die Thatsache erklären, daß die Banden über mehr Gewehre verfügten, als sie nach seiner Berechnung haben konnten? Vielleicht, und sicher war es geboten, vor der Verschlagenheit dieses Burschen auf der Hut zu sein.

Mit gleichmäßig ruhigem Schritte, als ob er sich auf einem Spaziergange befände und als ob sein Leben nicht soeben von den todbringenden Kugeln bedroht worden sei, stieg Gaston die Stufen hinauf, die zur Halle führten. Die Thür war offen gehalten worden, er verschwand hinter derselben, ohne daß ein neuer Schuß fiel. Wahrscheinlich geizten die Aufrührer mit der Munition.

„Gehe Jeder auf den ihm angewiesenen Posten," befahl Gaston, als er unter den Mannschaften in der Halle stand und der Freund ihm, den Unversehrten beglückwünschend, die Hand gedrückt hatte, „ehe eine Minute vergeht, werden wir sie auf dem Halse haben. Laßt sie bis auf hundert Schritte herankommen, ehe Ihr Feuer gebt, aber dann gebraucht die Gewehre energisch und haltet auf den dicksten Haufen, je mehr ihrer fallen, desto rascher werden wir sie wieder los sein."

Draußen hatten sich inzwischen die einzelnen Haufen zu einem einzigen vereinigt, man hörte die dumpfen Töne einer Stimme, die wahrscheinlich die weiteren Befehle für den Angriff ertheilte; als sie schwieg, erscholl ein wildes Gebrüll; die ganze geschlossene Masse setzte sich gegen das Schloß in Bewegung.

Als die Angreifer näher kamen, erkannten die Vertheidiger auch ihre Bewaffnung: Brecheisen, Spitzhacken,

Schmiedehämmer, Knüttel, Stangen, kurz, was Jeder für Werkzeug zu führen gewohnt oder was ihm gerade in die Hand gefallen war, hatten sie ergriffen und mitgebracht.

Jetzt waren sie auf hundert Schritte heran und Gaston kommandirte Feuer. Eine Pause von nur wenigen Sekunden, und dann abermals eine volle Salve!

Als sich der Pulverdampf ein wenig verzog, sah man, daß die Masse stand.

Allein die Zahl derer, aus denen sie sich gebildet hatte, war um weit mehr als die Hälfte abgemindert, die Anderen flohen über das rückwärts liegende freie Terrain, bis sie den Schutz der Bäume erreichten.

Die Zurückbleibenden schienen einen Augenblick unschlüssig, sie blickten sich nach den Flüchtenden um, die Stimme des Führers erschallte, auch sie zogen sich zurück, indem sie die Verwundeten mit sich schleppten.

Es waren dies ihrer mehr als zwanzig; zwei Todte blieben auf dem Platze.

Das war ein Erfolg. Gaston strich sich mit dem Lächeln der Befriedigung den Schnurrbart.

Er ging durch die ganze Reihe der Zimmer des Unterstockes und überzeugte sich, daß man an keinem Fenster das Geschäft des Ladens unterließ.

Er sagte sich mit Bestimmtheit, daß sie sofort wieder kommen würden, und daß sie alsdann auf der Stelle, wo sie jetzt umgekehrt waren, nicht wieder umkehren würden. Deshalb gab er Anweisung, daß sich die Männer in der Halle in drei Gliedern hinter einander unmittelbar der großen Thür gegenüber so aufstellen sollten, daß die Hinter=

glieder über das Vorderglied, welches niederknien sollte, wegschießen konnten, ohne die eigenen Leute zu verletzen; so erzielte er, wenn die Wirkung der Schüsse aus den Fenstern nicht ausreichend zur Abwehr erscheinen sollte, eine dritte Salve aus zwanzig Gewehren durch die Thür, und es erschien ihm vollkommen unwahrscheinlich, daß die Angreifer auch diesem Kugelgruß aus nächster Nähe Stand halten würden.

Sie kamen rascher wieder, als er geahnt. Aber nicht Alle kamen, die bei dem ersten Anlauf betheiligt waren, man hatte die Unzuverlässigen bei den Verwundeten zurückgelassen. Das war ein Beweis dafür, daß man Ernst machte.

Sie kamen diesmal auch nicht brüllend angezogen, wie zuerst; lautlos, stumm bewegte sich der Haufe, hinter den Bäumen hervorkommend, nach dem Schlosse zu.

Aber als sie bis auf zweihundert Schritte herangekommen waren, begannen sie zu laufen, als ob sie gejagt würden.

Das Doppelfeuer, das aus den Fenstern fiel, hielt sie nicht auf, sie ließen die Verwundeten liegen und stürmten vorwärts.

Jetzt waren es noch hundert Schritte bis zum Walle, jetzt achtzig, jetzt sechzig.

Gaston riß die Thürflügel auf und kommandirte Feuer.

Eine Wolke von Feuer strömte aus der Thüröffnung Ihr nach drangen die Vertheidiger, Gaston und Eugène an der Spitze, in den umwallten Raum, um den Feind an der Brustwehr zu empfangen.

Allein er kam nicht. Das Blutbad, welches die in unmittelbarer Nähe auf die Angreifenden abgegebenen Salven angerichtet hatte, war gräßlich. Man sah den Boden mit Verwundeten und Sterbenden bedeckt. Alles, was noch laufen konnte, lief davon, dem deckenden Schutz der Bäume zu.

Gaston sammelte seine Leute und führte sie nach der Halle zurück. Dort war seine erste Sorge, daß alle Gewehre wieder geladen wurden. Dann sagte er zu Eugène: „Uebernehmen Sie den Befehl an meiner Stelle. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie heute einen dritten Angriff machen werden, allein Vorsicht ist immerhin geboten. Weisen Sie ihnen gehörig die Zähne, wenn ich mich in meiner Annahme irren sollte; ich will bei Herrn v. Rochefort anfragen, was mit den Verwundeten geschehen soll."

Er stieg die Treppe hinauf, Eugène blieb in der Halle zurück, deren Thür man offen gelassen hatte; das Röcheln der Sterbenden und das Aechzen der Verwundeten tönte herein; es war eine traurige und niederdrückende Musik.

Gaston fand den Hausherrn oben bei den Damen. Er hatte den Gang des Gefechtes von einem nach dem Parke gehenden Zimmer aus beobachtet, und begann sogleich, sich anerkennend und lobend über die gehabten Erfolge auszusprechen.

Gaston wollte eben seine etwas überschwänglichen Worte ablehnen, aber Frau v. Rochefort ließ ihn nicht zu Worte kommen und fragte:

„Ueber das Eine, was mich am meisten bekümmert,

mein Herr, gibt mir mein Gemahl keine Auskunft; sagen Sie es mir, haben wir Verluste?"

„Bis zu dieser Minute keinen einzigen."

„Auch keine Verwundeten, keine Verletzten?"

„Keine, gnädige Frau."

„Gott sei Lob und Dank! Es bleibt für mich immer ein schrecklicher Gedanke, daß Jemand, der uns zu beschützen zu den Waffen griff, seine That mit Leben oder Gesundheit büßen müßte."

„Tragen Sie deshalb keine Sorge, gnädige Frau, wir Alle gehen mit Muth und Freude in den Kampf und sind ebenso gern bereit, bei der Vertheidigung dieses Schlosses unser Leben zu lassen."

„Wie hoch schätzen Sie den Verlust der Angreifer?" fragte Herr v. Rochefort.

„Auf mindestens ein halbes Hundert, gnädiger Herr, und von diesem liegt der größte Theil noch unten auf der Wiese in unmittelbarer Nähe des Hauses. Um Ihre Befehle darüber zu empfangen, was mit diesen geschehen soll, bin ich hier erschienen."

„Es ist unmöglich, sie in das Schloß aufzunehmen und hier zu verpflegen. Wir müssen dabei zunächst an unsere eigenen Leute denken, wenn wir auch zur Zeit noch mit keinem Verwundeten geplagt sind. Es wird hiernach das Vortheilhafteste sein, wenn wir den Versuch machen, Jene selbst zur Abholung ihrer Verwundeten zu bewegen. Wenn Sie diesen Verschlag machen wollen, mein Herr, verbinden Sie mich."

Gaston verbeugte sich zustimmend und ging. Unten

in der Halle sagte er zu dem ihn erwartenden Eugène: „Kommen Sie und begleiten Sie mich ein wenig, ich habe einen kleinen Spaziergang vor."

Er legte seinen Arm in den des Freundes, und so gingen sie zusammen durch die noch offene Thür über den Wall und die Sohle des Grabens in den Park.

Als sie dort angekommen waren, zog Gaston mit der einen Hand den Degen, mit der anderen sein Taschentuch aus der Tasche, und befestigte das letztere an der Spitze des ersteren, während er den Degen einige Male hin und her schwenkte.

Man verstand im feindlichen Lager, daß er damit die Eröffnung einer Verhandlung andeuten wolle, und schickte sich an, ihm entgegen zu kommen.

Er aber winkte, daß man das unterlassen möchte, und erhob seine Stimme so gewaltig, daß sie drüben verstanden wurde: „Ich gebe Euch eine Stunde Zeit, Eure Verwundeten abzuholen. Nicht mehr als sechs Mann auf einmal und unbewaffnet dürfen dazu erscheinen. Was nach Ablauf der Stunde liegen bleibt, wird füsilirt."

Das half; sie kamen in der vorgeschriebenen Zahl und trugen auf selbst bereiteten Bahren die Verwundeten fort.

Gaston und Eugène promenirten während der Zeit in ihrer unmittelbaren Nähe, aber Niemand ließ ein Wort des Zornes oder Hasses hören; sobald sie die letzten Verwundeten aufgehoben hatten, verschwanden sie und zogen sich vollständig aus der Nähe des Schlosses zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Um die Mitte des Tages kam man zu der Ueberzeugung, daß die Aufrührer sich in die Minen zurückgezogen haben mußten, denn das bewegte Leben vom Vormittag war nicht allein im Parke verschwunden, sondern es lag auch Weg und Steg verlassen, von den Grubenarbeitern ließ sich in der Umgebung des Schlosses kein einziger mehr erblicken, alle ohne Ausnahme waren nach ihren Hütten zurückgekehrt; nur die Todten hatte man zurückgelassen, und diese bildeten eine grauenvolle Staffage auf der abgeholzten grünen Parkwiese.

Damit man sich über die Lage vollkommen klar werde, erhielt Förster Rambert Auftrag, die Gegend abzusuchen; er machte sich mit einer Anzahl Begleiter sofort auf den Weg, ließ diese jedoch am Ausgange des vollständig leer gefundenen Parkes zurück mit dem Auftrage, auf seine Rückkehr hier mindestens eine Stunde zu warten und sich bei seinem Ausbleiben erst dann auf das Schloß zurückzuziehen.

Er rechnete darauf, daß es ihm allein weit leichter glücken würde, die Aufrührer zu beschleichen, als gemeinsam mit den Anderen, und bei seiner genauen Kenntniß der Gegend durfte er auf ein Durchkommen hoffen, selbst wenn er von den Aufrührern entdeckt und verfolgt werden sollte.

Seine Berechnung täuschte ihn nicht; er gewann die Blöße zwischen dem Parke und dem Walde, ohne daß er auf einen Begegnenden stieß, und sobald er im Walde

war, hatte er den größten Theil seiner Aufgabe so gut wie erfüllt.

In der gerechtfertigten Voraussetzung, daß er die Gegner nicht im Dorfe selbst zu suchen haben würde, schlich er dem Orte zu, auf dem noch am Tage vorher das Haus der Pächter und die Magazine gestanden hatten. Er hatte sich nicht geirrt, hier lagerte die Masse der Arbeiter bei derselben Beschäftigung, bei der er sie am Abend vorher beobachtet hatte. Die Weiber brieten und schmorten wieder an großen Feuern, die sie mit den aus dem Schutt gezogenen Balkenresten nährten, die Männer tranken. Aber es war in dem ganzen Treiben auf dem Platze offenbar eine weit größere Ordnung und Regelmäßigkeit als gestern, das wilde Geschrei war verstummt, wenn auch die Unterhaltung noch sehr erregt zu sein schien; Trunkene bemerkte er keine.

Was aber vor Allem seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war eine Thätigkeit, die sich etwas abseits von dem eigentlichen Lagerplatze entwickelte.

Dort im Schutze des Gehölzes lag ein kleiner Schuppen, in welchem die Pächter ihre Heu- und Strohvorräthe für die Pferde aufzubewahren pflegten. Dieses Gebäude war der Zerstörung am gestrigen Abend entgangen, die Windrichtung hatte die Flamme gerade nach der entgegengesetzten Seite zu getrieben.

In diesem scheunenartigen Gebäude befand sich eine Thorfahrt und unter dieser hatten die Pächter ihre großen Erntewagen eingestellt, die zur Frühjahrszeit ja nicht gebraucht wurden. Eine Anzahl junger Männer hatte diese

beiden Wagen herausgezogen und waren eben damit beschäftigt, sie mit den großen Strohbündeln, die ihnen Andere aus dem Schuppen zutrugen, zu beladen.

Rambert war über die Thätigkeit, die sich vor seinen Augen entwickelte, erstaunt, er konnte sich nicht erklären, zu welchem Zwecke diese Wagen beladen wurden. Und doch sagte er sich, daß man einen bestimmten Zweck damit verfolgen müsse, denn zu ihrem Vergnügen hatten sie diese Arbeit nicht auf sich genommen.

Was er sonst sah, brachte ihm die feste Ueberzeugung bei, daß man augenblicklich nicht an einen Angriff auf das Schloß dachte, in diesem Falle hätte man sich dem Trinken und Schmausen sicherlich nicht mit so großer Ruhe überlassen.

Er kehrte auf demselben Wege zurück, der ihn hergeführt hatte, erreichte seine Begleiter und mit ihnen das Schloß.

Seine Nachrichten schienen Gaston wichtig genug, um Herrn v. Rochefort davon in Kenntniß zu setzen; er begab sich mit Eugène und dem Förster zu diesem, und ließ den Letzteren dort dem Schloßherrn nochmals die Nachrichten wiederholen, die er ihm soeben mitgetheilt hatte.

Der Besitzer von Rochefort hörte mit Aufmerksamkeit auf das, was der Förster erzählte; nachdem Jener geendigt, sagte er: „Mir geht aus dem Gehörten das Eine unzweifelhaft hervor, daß wir den Nachmittag ruhig verleben werden und uns nunmehr auf einen Angriff in der Nacht gefaßt machen müssen. Sie haben die Ueberzeugung gewonnen, daß sie am Tage nichts auszurichten vermögen,

so lange sie unsere sicheren Kugeln bedrohen; aber die Nacht, in der die Möglichkeit des Zielens und Treffens gering ist, scheint ihnen den Sieg zu sichern, den sie durch ihre Masse zu erringen hoffen. Treffen wir also unsere Vorbereitungen, damit wir nicht überrumpelt werden."

„Ich sehe aus der Erzählung Rambert's," ließ sich Gaston hören, „wie sehr begründet Ihre Annahmen sind, gnädiger Herr. Allein auf etwas will ich ganz besonders aufmerksam zu machen nicht unterlassen, weil ich gerade darin die schwerste Bedrohung erblicke, die sie gegen uns im Schilde führen. Es ist das der Umstand, daß die Meuterer damit beschäftigt sind, jene von den Pächtern erbeutete Erntewagen mit Stroh zu beladen. Daß sie diese Wagen bei einem Angriffe auf das Schloß zu verwenden gedenken, ist vollkommen klar. Entweder wollen sie dieselben, als Deckung gegen unsere Schüsse vor sich herschiebend, bis hart an uns, und somit zum Handgemenge gelangen, oder sie haben die noch weit schlimmere Absicht, dieselben als Brander bis an das Schloß heranzubringen und auf diese Weise das Gebäude in Brand zu stecken. Fast möchte ich mich mehr der letzteren Ansicht zuneigen, als der ersteren, denn sie werden sicherlich so klug gewesen sein, sich zu überlegen, daß die Nacht auch ohne eine andere Vorkehrung durch ihre Dunkelheit sie in hohem Grade vor der Möglichkeit, von unseren Schüssen getroffen zu werden, schützt."

„Es wäre übel, wenn Ihre Voraussetzungen einträfen, mein Herr," erwiederte der Schloßherr, „allein ich sehe wohl ein, wie begründet sie sind, und bitte Sie, nichts zu

unterlassen, was uns wenigstens einigen Schutz gegen ein derartiges Vorkommniß verspricht."

„Gegen brennendes Stroh hilft nur Wasser, um es zu löschen, und lange Gabeln, um die brennenden Bunde abzuwerfen und zu zerstören. Man wird beides bereit halten, gnädiger Herr," versetzte der niemals um eine Hilfe verlegene Gascogner.

„Ich bin der Ansicht," hub Eugène an, „daß wir es das nächste Mal nicht allein mit einem Angriffe auf die Hinterseite des Schlosses zu thun haben werden, sondern daß sicherlich auch der Versuch gemacht werden wird, von der Hofseite aus einzudringen. Die Anzahl der Angreifer ist groß genug, daß sie eine solche günstige Chance für sich in Anspruch nehmen können, und sie werden sich gut genug gesagt haben, daß sie unsere halbe Kraft lähmen, wenn sie uns von zwei Seiten aus in die Mitte nehmen."

„Wenn sie dies bewerkstelligen sollten, und ich bezweifle keinen Augenblick, daß es geschehen wird, so bleibt nur übrig, daß Sie sich Beide, meine Herren, in die Vertheidigung des Schlosses in der Weise theilen, daß ein Jeder auf der einen Seite das Kommando übernimmt. Wir werden so einen außerordentlich schwierigen Stand haben, allein wir dürfen nicht verzagen," entgegnete Herr v. Rochefort. „Ich werde mich natürlich selbst an dem Kampfe betheiligen, der um die Erstürmung meines Besitzes entbrannt, und nicht verabsäumen, Sie, wo es gilt, mit Rath und That zu unterstützen."

Ein Diener kam und meldete, daß ein Mann auf einem Maulthiere vor dem Schloßthore halte und um Einlaß bitte.

„Beritten werden die Strolche nicht zu uns kommen," sagte der Herr vom Hause lächelnd, „ich bitte, lassen Sie den Mann vor mich führen, Herr v. Serquigny, sobald er sich ausgewiesen hat."

Gaston ging hinab und war einigermaßen erstaunt, als er in dem draußen Haltenden den Advokaten Frontignac erkannte, welcher ihm von der Begegnung in Meudon her noch sehr wohl bekannt war.

„Ah, Meister Frontignac," sagte er, „Ihr seid es, der Einlaß begehrt? Euch hätte ich in diesem Augenblicke am wenigsten zu sehen vermuthet. Ein Mann des Rechtes kann nur den Frieden bringen. Mache das Thor auf, André!"

„Tausend Dank für die Ehre," erwiederte der Advokat absteigend und sein Maulthier dem Diener überlassend, der es nach dem Stalle zog, „die mir der gnädige Herr dadurch erweisen, daß Sie mich wieder erkennen. Ja, es ist Ihr gehorsamer Diener, der vor Ihnen steht, und Sie um die Erlaubniß bittet, dem Herrn dieses Schlosses seine Aufwartung machen zu dürfen."

„Ich denke, Ihr hättet zu Eurem Besuche eine passendere Stunde wählen können, als diese, Meister Frontignac," versetzte der junge Mann, indem er seinen Schnurrbart strich, „wir sind hier keineswegs in einer Verfassung, in der uns an dem guten Rathe eines Rechtsgelehrten besonders viel gelegen wäre."

„Zu meinem Bedauern hörte ich bereits in Evreux, daß die Grubenarbeiter hier revoltiren; ich hoffte aber, es sei nichts von Bedeutung."

„Laßt es sein, von was es will, und geht an Eure Geschäfte! He da, André, führe den Mann da zu dem gnädigen Herrn!" —

Als der Advokat vor dem Schloßherrn stand, machte er diesem, dem sein Erscheinen ein keineswegs willkommenes war, wie sich gut genug aus seinen Gesichtszügen erkennen ließ, eine tiefe Verbeugung. Herr v. Rochefort kannte ihn bereits seit längerer Zeit, er hatte aber stets vermieden, sich bei seinen Rechtsgeschäften des Rathes des Anderen zu bedienen, weil er ihm unsympathisch war.

„Was bringt Ihr, Meister Frontignac," fragte er kurz.

„Ich hörte zu meinem großen Bedauern bereits im Hofe, daß es ein ungeschickter Zeitpunkt sei, den ich zu meinem Erscheinen vor dem gnädigen Herrn erwählt habe," versetzte der Advokat mit einer abermaligen Verbeugung. „Wären es meine eigenen Geschäfte, die mich zu Ihnen führen, so wäre diese Erfahrung genügend gewesen, um mich sofort mein Thier wieder umwenden und zu geeigneter Zeit zurückkehren zu lassen; allein da mein Mandator, der Herr Marquis v. Rambonillet, ein ungeduldiger Herr ist und mich beauftragt hat, seine Angelegenheiten mit Eifer und Schnelligkeit zu erledigen, so ist mir nichts übrig geblieben, als selbst auf die Gefahr hin, dem gnädigen Herrn unwillkommen zu sein, meinen Weg zu Ihnen fortzusetzen."

„Ihr kommt also im Auftrage des Herrn Marquis v. Rambonillet, Meister Frontignac. Laßt die Höflichkeit Eurer redegewandten Formen etwas mehr bei Seite, wenn Ihr beabsichtigt, Euch bei mir einen wohlwollenden

Empfang zu sichern, und kommt zu dem Auftrage, der Euch herführt."

„Der Wunsch des gnädigen Herrn soll mir Befehl sein. Ich enthalte mich also aller einleitenden Worte und komme zu meinem Auftrage selbst. Mein Gebieter, der Herr Marquis v. Rambouillet, hat den Entschluß gefaßt, sich zu verehelichen. Er hat unter den Jungfrauen des Landes Umschau gehalten, um zu erfahren, wo die ihm ebenbürtige, edle, schöne und gefeierte Dame zu finden sei, welcher er die Ehre erweisen könne, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Bei dieser seiner Umschau, gnädiger Herr, sind seine Augen auf das Schloß Rochefort gefallen, und hier hat er die Blume aufgeblüht gefunden, welche er für sich so gerne pflücken möchte. Diesen seinen Wunsch dem gnädigen Herrn vorzutragen, sandte er mich ab, damit ich dabei Gelegenheit hätte, in Erfahrung zu bringen, ob seine Absichten sich mit den Plänen des Herrn v. Rochefort deckten. So lautet mein Auftrag, gnädiger Herr, und ich habe ihn vorgebracht mit aller der Kürze, die mir überhaupt zu Gebote steht."

„Ich bin einigermaßen überrascht von dem, was Ihr da vorgebracht habt, Meister Frontignac, und ich kann wohl vermuthen, daß Ihr es seid, der meinem Kinde zu der Ehre verhelfen will, Marquise v. Rambouillet zu werden. Versteht mich wohl, ich erkenne vollständig an, wie ehrenvoll für mich und meine Tochter der Antrag ist, den Ihr mich eben habt hören lassen, nichtsdestoweniger werdet Ihr Euch selbst bereits klar gemacht haben, daß Ihr auf eine sofortige Antwort von meiner Seite, noch

dazu unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nicht rechnen könnt."

„Ich bitte den gnädigen Herrn, sich mit der Antwort durchaus nicht zu übereilen; ich kann bis zum Abend warten, bevor ich sie erhalte, nur bitte ich, mich nicht ohne Antwort wieder fortzuschicken."

„Ich werde die Angelegenheit in weitere Ueberlegung nehmen, Meister Frontignac. Laßt es Euch einstweilen hier im Schlosse gefallen, ich werde Befehl geben, daß man Euch mit allem Nöthigen versieht. Jedenfalls werdet Ihr meine Antwort so frühzeitig empfangen, daß Euch Zeit bleibt, mit derselben noch heute auf Eurem Maulthiere nach Rambouillet zurückzukehren."

Damit war der Advokat entlassen.

Er stieg die Treppe wieder hinunter und wurde, kaum in der Halle angekommen, von einem Diener in Empfang genommen, der ihn in eines der nach dem Hofraum hinausgehenden Zimmer des Unterstocks leitete. Dort trug man ihm kurze Zeit später das Mittagessen auf, denn bis zu diesem Zeitpunkte war der Tag bereits vorgeschritten. Er war übrigens unverschämt genug, dem Diener, welchem die Beschäftigung bei ihm übertragen war, zu bedeuten, daß er gewohnt sei, Burgunder beim Essen zu trinken, und er erreichte durch diese Unverschämtheit in der That, daß man ihm den geforderten Wein brachte.

Herr v. Rochefort war, sobald er sich von dem Advokaten frei gemacht hatte, zu seiner Gattin gegangen, hatte die bei der Mutter weilende Gabriele hinabgeschickt, um sich im Freien ein wenig zu ergehen, wie er ihr anempfahl,

und war dann sofort an die Eröffnung dessen gegangen, was der Besuch des Advokaten bei ihm zu bedeuten gehabt hatte.

„Es ist unzweifelhaft,“ sagte er, „daß uns der Antrag in keinem ungünstigeren Augenblicke gemacht werden konnte, als gegenwärtig. Wer ist je zu einer ungeschickteren Zeit mit weitläufigen Heirathsverhandlungen in Aufregung versetzt worden, als wir. Wir befinden uns im Kampfe mit einer aufrührerischen Bande, man bedroht unser Eigenthum, ja vielleicht unser Leben, und gerade in diese so verwickelte Sachlage fällt dieser Frontignac mit seinem Antrage um die Hand unserer Tochter. Ich war deshalb zuerst Willens, den Mann rundweg abzuweisen, allein ich bin bei weiterer Ueberlegung doch davon zurückgekommen. Es zwingen mich dazu lediglich die Rücksichten auf die Person des Marquis, den ich durch eine solche Abweisung zweifelsohne heftig beleidigen würde, und das wünsche ich selbst unter der Gewißheit zu vermeiden, daß wir in unseren freien Entschließungen jetzt durch die widerwärtigsten Verhältnisse eingeengt sind. Das Letzte endlich, was ich berühren wollte, ist eine Frage an Dich, die Mutter des Mädchens, das man begehrt; ich weiß, daß man diese Frage heutzutage selten stellt, allein es ist sicherlich von Vortheil, sie dennoch anzuregen: ist das Herz Deines Kindes noch rein von jeder Leidenschaft für einen Anderen, noch unberührt von dem, was wir Liebe nennen?“

„Was dies anbelangt, mein Gemahl, so kann ich Dir die Versicherung geben, daß von dem Herzen unseres Kindes noch keinerlei Neigung zu einem Manne Besitz ergriffen

hat. Es sind ja nur wenige Monate vergangen, seit sie von den Karmeliterinnen zu uns zurückgekehrt ist. Wie sollte sie also Gelegenheit gefunden haben, ein Herzensbündniß zu schließen?"

„Ich darf aus Deinen Worten zu meiner Beruhigung entnehmen, daß Gabriele vollständig frei von jeder Jugendschwärmerei geblieben ist. Unter solchen Umständen erscheint es mir nothwendig, dem Marquis die Gelegenheit zu gewähren, seine Werbung persönlich bei uns anzubringen, wenn es überhaupt in nächster Zeit geschehen kann. Ich werde diese Einladung mit allen Vorbehalten umgeben, welche uns eines bestimmten Entschlusses vorläufig überheben, und welche unsere Lage uns diktirt."

„Thue das, mein Gemahl, und laß Dir dafür danken, daß Du den Rücksichten auf das Glück Deiner Tochter bei Deinen Entschließungen den ersten Platz einräumst."

Den zwischen den Gatten verabredeten Bescheid empfing Meister Frontignac gegen Abend, und scheu sich umblickend, ob ihm auch keine Gefahr drohe, trabte er auf seinem Maulthiere davon.

Neunzehntes Kapitel.

Gabriele hatte nicht gezaudert, von der ihr durch des Vaters Weisung ertheilten Erlaubniß, einen Spaziergang vornehmen zu dürfen, Gebrauch zu machen.

Sie hatte ihren Strohhut genommen und war nach der Halle hinabgestiegen; dort traf sie auf Eugène und Gaston. Sie war klug genug, den Geliebten sofort von

ihrer Absicht zu unterrichten und ihm so eine indirekte Aufforderung zu geben, sie zu begleiten.

„Ich beabsichtige ein wenig zu promeniren," sagte sie, sich zu Gaston wendend, „vorausgesetzt natürlich, daß mir hierzu der Herr Kommandant die Erlaubniß ertheilt."

„Es steht dem nicht das geringste Bedenken entgegen, mein gnädiges Fräulein," erwiederte der Gascogner, „zumal wir eine Ueberraschung von Seiten des Feindes augenblicklich durchaus nicht zu gewärtigen haben. Allein um meiner Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu genügen, muß ich Sie bitten, Ihr Vorhaben nicht allein auszuführen, die Begleitung meines Freundes Eugène und die meine steht zu Ihrer Verfügung: haben Sie die Güte zu bestimmen, wer der Glückliche sein soll, der Sie begleiten darf."

„Ich will Sie der Nothwendigkeit überheben, Herr v. Serquigny," versetzte Gabriele, „Ihren Obliegenheiten als Kommandirender des Platzes um meinetwillen untreu zu werden. Wenn Sie mich der Obhut des Herrn d'Alembert anvertrauen wollen, wird mich das mit Vergnügen erfüllen, vorausgesetzt natürlich, daß dieser Herr selbst dagegen keine Einwendungen zu erheben hat."

„Bin ich bei Ihnen so schlecht angeschrieben, mein gnädiges Fräulein," sagte Eugène, „daß Sie sich zum Aussprechen einer solchen Möglichkeit überhaupt veranlaßt sahen? Den Damen zu dienen, ist die erste Pflicht des Edelmannes, und ihr mich zu entziehen, würde ich unter keinerlei Umständen wagen, wäre auch der Gedanke an

sich nicht schon verlockend genug, daß es mir verstattet sein soll, an Ihrer Seite zu wandeln."

„So kommen Sie, mein Herr," entgegnete das Mädchen, „damit wir uns des schönen Frühlingssonnenscheins erfreuen, der so lockend hier hereinschaut. Ich habe während des ganzen heutigen Tages meinen Fuß noch nicht in's Freie gesetzt, und fühle deshalb ein dringendes Bedürfniß nach frischer Luft."

So schritten die Beiden neben einander durch die breite Thür der Halle, die Stufen hinab. Aber nun kam ein Hinderniß: der Wall.

„Wir müssen umkehren," sagte Gabriele, „es ist für mich unmöglich, da hinüber zu gelangen."

„Lassen Sie mich Ihren Führer sein, Gabriele," erwiederte Eugène mit leiser, zitternder Stimme, „mein Arm ist kräftig genug."

Und er hob ihre schlanke Gestalt auf seinen Arm und schwang sich mit ihr auf die Höhe des Walles, und in derselben Weise glitt er mit ihr auf der anderen Seite hinab.

Es war nicht der Zeitraum einer Minute, welcher während dem verfloß, aber ein Gefühl der Seligkeit überkam ihn, als er das Weib, das er liebte, so eng an seine Brust geschmiegt fühlte, daß er den Schlag ihres Herzens an seinem Ohre hörte, und der Hauch von dem Athem ihres Mundes um seine Stirne spielte.

Sanft ließ er sie auf den Boden nieder.

Eine Zeit lang sprach Keines von Beiden ein Wort, als sie miteinander weiter gingen, Beide fühlten dieselbe Seligkeit und dieselbe Beängstigung.

Man hatte im Laufe des Nachmittags die von dem Kampfe am Morgen herumliegenden Todten beerdigt und die Blutflecke, die den Rasen besudelt hatten, verwischt. So erinnerte nichts mehr, als die umgehauenen Bäume an die wüsten Vorgänge, die sich noch vor wenig Stunden hier abgespielt hatten.

„Warum so schweigsam, mein Freund?" fragte Gabriele endlich, „fühlst Du Dich nicht glücklich, daß Du bei mir bist?"

„O, mein Lieb, die Seligkeit ist so groß, daß sie mich der Sprache beraubt," erwiederte ihr Begleiter. „Das Glück, mich geliebt zu wissen, umfängt mit so großer Gewalt all' mein Denken und Fühlen, daß ich nicht im Stande bin, die Worte zu finden, um es Dir zu beschreiben, zumal jetzt, in diesem Augenblicke, wo ich mein theuerstes Gut auf meinen Armen, an meinem Herzen trug."

„So laß uns mit einander reden, wie ein Paar Verständige, nicht wie ein Paar Liebende, mein Freund; denn sieh', ich habe nicht ohne Absicht es so eingefädelt, daß wir hier neben einander wandeln dürfen. Ich wollte Dir eine Bitte vortragen, Eugène, und ich sage Dir im Voraus, daß Du sie mir nicht abschlagen darfst."

„Wäre es möglich, daß es auf der Welt ein Ding gäbe, das ich Dir nicht zu gewähren vermöchte, Gabriele, forderst Du Beweise dafür, jeden bin ich bereit, Dir zu geben. Doch laß mich wissen, mein Lieb, worin Deine Wünsche bestehen."

„Vielleicht erscheint Dir unrecht, was ich bitten will,

Eugène, allein ich weiß, daß Du nichts thun wirst, von dem Du gewiß bist, daß Du mich damit kränkst, und doch hast Du heute schon etwas gethan, was mich, als ich davon hörte, mit einer wilden Beängstigung erfüllt hat."

„Was wäre das gewesen, mein Lieb? Ich vermag mir nicht zu vergegenwärtigen, was es gewesen sein könnte, das Dich mit einer solchen Aufregung quält. Rede, sprich, Gabriele, was hab' ich gethan?"

„Ich erfuhr, daß Du heute früh, als die Aufrührer ihre Verwundeten von hier fortschafften, mit Deinem Freunde Gaston mitten unter ihnen umherspaziert bist, ohne alle Rücksicht darauf, daß in jeder Sekunde Dein Leben bedroht war. Weißt Du, daß ich das nicht Muth nenne, Eugène, sondern Tollkühnheit? Und weißt Du auch, daß Dein Leben nicht allein Dir mehr gehört, seit wir uns gesagt haben, daß wir uns lieben? Ich habe ein Recht darauf, daß Du dieses Leben schonst, denn es gehört mir, und Du weißt, daß ich sterben würde, wenn Du mir entrissen werden solltest. Darum, Eugène, steh' ab von solchen Versuchen, Deine Kühnheit und die Verachtung der Gefahr zu beweisen, steh' ab davon, wenn Du mich wirklich liebst!"

„O, Du Süße! Die Sorge um mich also war es, die Dein armes Herz beängstigt? Du ahnst nicht, wie glücklich mich das macht, was Du mir sagst! Aber ich will Deiner Bitte eingedenk sein, mein Lieb, so weit ich nur immer vermag."

„Versetze Dich in meine Lage, Eugène, sieh', ich muß drinnen bei der Mutter sitzen und mit anhören, wie unten der Kampf tobt, in dem ich Dich weiß. Der Knall jedes

Schusses ruft immer den Gedanken wach, ob Du es gewesen, dem seine Kugel gegolten, jeder Schrei, der in meine Ohren gellt, kann von Dir herrühren. Soll ich unter solchen Beängstigungen, nicht wenigstens die Gewißheit zu meiner Beruhigung haben, daß Du die Tapferkeit mit der Vorsicht paarst? O, mein Geliebter, versprich mir, daß Du mich niemals wieder so ängstigen willst?"

„Gewiß niemals wieder, mein Lieb, niemals wieder! Deine Worte werden in Flammenschrift neben Deinem süßen Bilde vor meinen Augen angeschrieben bleiben. Nimm meine Hand zum Pfande, daß ich ihrer niemals vergessen werde!"

Sie waren wieder bis in die Nähe des Schlosses gekommen.

„Ich darf nicht länger hier weilen, Eugène," sagte Gabriele, „ich muß zur Mutter, mein längeres Ausbleiben würde ihr auffallen. Sei Deines Versprechens eingedenk, das Du mir gabst. Und nun darfst Du mir noch die Hand küssen, indem Du Dein Recht als Cavalier in Anspruch nimmst, und damit Lebewohl!"

Er beugte sich auf die zierliche weiße Hand, von der sie den Handschuh gezogen hatte und drückte einen zärtlichen Kuß darauf. Er hörte noch einmal von ihrer süßen Stimme das einzige Wort: „Lebewohl!" Dann flog sie behend die Stufen hinauf und war verschwunden.

„Wissen Sie, daß ich ein Anrecht auf Ihre ganz ungeheure Dankbarkeit habe," tönte ihm die Stimme des Gascogners entgegen, als er in die Halle trat. „Ich bin als der Bescheidene zurückgetreten, als es sich um die Ver-

gebung der Ehre handelte, wer das gnädige Fräulein begleiten dürfe, und habe Ihnen den Vortritt gelassen, ist das nicht ein wahres Freundschaftsstück?"

Eugène mußte unwillkürlich lächeln, er konnte sich keine klare Vorstellung davon machen, was wohl der Freund an seiner Stelle gesagt und gethan haben würde, wenn er der Begleiter Gabrielens gewesen wäre.

„Für diesen Freundschaftsdienst bin ich zu jeder Gegenleistung bereit und will auch meinen Dank dafür nicht zurückhalten," antwortete er.

„Ihr Dank soll darin bestehen," entgegnete der Gascogner, „daß Sie selbst diesen Abend die Vertheidigung der hinteren Seite des Schlosses übernehmen, während ich mir die der Hofseite vorbehalte. Es ist kein Eigennutz dabei, denn es bleibt unter allen Verhältnissen ungewiß, wem dadurch der bessere Theil zufällt, und es ist wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich, daß ich Ihnen das Gute lasse und mir das Schlechte wähle; allein so sehr ich ein Feind von Vorahnungen bin: seit ich heute das Gesicht dieses schuftigen Advokaten hinter den Gitterstäben des Hofthores habe auftauchen sehen, ist es mir gerade, als drohe uns von dieser Seite Uebles. Doch dem sei, wie ihm wolle, wo die Gefahr kommt, wollen wir ihr entgegentreten."

Und er strich, wie er oft pflegte, mit liebkosender Hand seinen mächtigen Schnurrbart. —

„Sollte es nicht gerathen sein, mein Gemahl," sagte Frau v. Rochefort während des Abendessens besorgt, „uns nach einer Hilfe in der Nähe umzusehen? Wie wäre es,

wenn wir einen Boten nach Evreux schickten und von dort Unterstützung erböten?"

„Warten wir den Morgen ab, bevor wir uns zu einem derartigen Schritte entschließen," versetzte ihr Gemahl. „Wären die Herren Bürger in Evreux besonders begierig, uns zu Hilfe zu kommen, so müßten sie bereits an Ort und Stelle sein. Denn unzweifelhaft hat Edmond nicht verfehlt, bei seiner Durchreise dem Maire dort die erforderlichen Eröffnungen zu machen; hätten diese die nothwendige Beachtung gefunden, so müßten wir von jenen Herren unbedingt schon etwas gehört haben."

„Sie haben gestern den deutlichsten Beweis dafür erhalten, gnädiger Herr," sagte Eugène, „daß wir auch ohne die Bürgergarde von Evreux diesen Aufrührern Stand zu halten vermögen. Warum wollen wir an unserer eigenen Kraft verzweifeln? Wenn wir ihnen noch einmal heute die Stirne bieten müssen, so werden wir —"

Ein Schuß fiel. Gaston und Eugène erhoben sich gleichzeitig.

„Verzeihen Sie," sagte der Erstere, „daß wir Sie verlassen. Das war ein Ruf zur Pflicht!"

„Ich folge Ihnen sogleich, meine Herren," rief der Schloßherr den Enteilenden nach.

Alles war in Bewegung, als sie in die Halle hinab kamen. Es war angeordnet worden, daß beim Einbruch des Abends Posten bis an die Außenseite des Parkes vorgeschoben werden sollten, welche bei einem Herannahen der Gegner die Schloßbewohner durch einen Schuß davon benachrichtigen und sich dann ungesäumt nach dem Schlosse

zurückziehen sollten. Das war das Signal, welches auch die Freunde alarmirt hatte.

Man wartete auf die Ausgesandten. Und sie kamen rasch hinter einander von den verschiedenen Seiten des Parkes und brachten die gleichlautende Nachricht: der Feind ist im Anzug!

Gesehen hatte Keiner von ihnen etwas; aber sie hatten das Geräusch gehört, welches die festen Sohlen der Anziehenden auf der harten Straße verursachten, und die Stimmen der Führer. Der große Haufe hatte sich merkwürdig ruhig verhalten.

Das Zwielicht war längst verblichen, es war dunkle Nacht. Jeder stand auf seinem Posten in lautlosem Schweigen.

Auf dem gegen den schwarzen Schatten der Bäume abstechenden helleren Wiesengrunde erschienen nach und nach vier große dunkle Flecke: das waren vier Haufen, die sich dort aufstellten.

Aber zwischen den Wiesen durch wand sich auf dem noch helleren breiten Kieswege eine große dunkle Schlange, und bei ihrer Fortbewegung erscholl das Knarren und Rollen eines vorwärts geschobenen Wagens auf dem Kiesgrunde: das waren die, welche um das Schloß herumzogen, um es von der Vorderseite anzugreifen.

Man hörte kein Geschrei, die Männer schienen stumm geworden zu sein.

Gaston stand am Hofthor, als die schwarze Schlange herangezogen kam. Aber sie schienen sich nicht um die Vertheidiger zu bekümmern. Ein Haufe blieb dem Thor gegenüber stehen, die Anderen zogen weiter. Die Letzteren

begleitete das Geräusch, das der sich fortbewegende Wagen verursachte.

Im nächsten Augenblicke wußte Gaston, was geschehen würde.

„Mir nach, auf die Böden über den Ställen," schrie er. „Schießt nieder, was Ihr erblicken könnt. Vorwärts, vorwärts!"

Er stürmte Allen voran hinauf.

Die Böden über den Ställen waren mit Heu- und Strohvorräthen nur noch theilweise angefüllt, aber die schindelgedeckten Dächer ragten über die Mauer empor und auf diese war es abgesehen.

Als sie oben Löcher in die Schindeln brachen, um sich auf die Dächer hinauszuschwingen, hörten sie den dumpfen Anprall des Wagens an die Mauer. In der nächsten Minute flammte das rasch entzündete Stroh auf dem Wagen auf, eine riesige Lohe erhob sich und überschüttete die Vertheidiger mit einem Funkenregen, während die gefräßige Gluth, vom Winde getrieben, an den trockenen Schindeln leckte.

In demselben Augenblicke, als die lohende Flammensäule auf der Vorderseite des Schlosses in die Höhe stieg und den rückwärts liegenden Park mit einem bleichen Schein erleuchtete, begann der Angriff auf der Rückseite.

Zwei von den Haufen vereinigten sich und stürmten geschlossen gerade auf den Wall los.

Als sie bis auf fünfzig Schritte heran waren, empfing sie die Salve der Vertheidiger. Viele stürzten, aber das hielt sie nicht auf. Eugène stürmte mit seinen Leuten die Treppe hinunter an den Wall. Dort trafen sie zusammen.

Ein wildes Ringen entspann sich, Niemand wich. Aber so viele auch versuchten, den Wall zu erklimmen, ebenso viele stürzten todt oder verwundet wieder hinab.

Sie rangen den Vertheidigern keinen Fuß breit Boden ab; sie düngten ihn nur mit ihrem Blute.

Aber während hier der Kampf raste und die Vertheidiger fesselte, schoben die an der Grenze des Parkes Zurückgebliebenen den zweiten mit Stroh gefüllten Wagen bis dicht an die Schloßmauer, wo sie ihn anzündeten.

Mächtig schlug die Gluth auf, klirrend zersprangen die Fenster, die gierige Flamme leckte in das Innere der Gemächer hinein.

Eugène sah das drohende Verderben, raffte eine kleine Anzahl Leute zusammen, machte einen Ausfall vom Wall herab nach der Seite des Feuers hin, durchbrach glücklich die Reihen der Angreifer und stürmte mit seinen Begleitern nach dem Wagen, den sie mit Aufbietung aller Kräfte zurückschoben.

Aber im nächsten Augenblicke waren sie umringt, Eugène stieß und hieb um sich wie ein Verzweifelter, da traf der Schlag eines Knüppels sein Haupt: er fiel.

Mit lautem Triumphgeschrei umringten ihn die Gegner, rissen den Ohnmächtigen empor und schleppten ihn fort.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Gefühl von Kälte war das Erste, was Eugène empfand, als das Bewußtsein nach und nach in seinem von dem Schlage noch immer dröhnenden Kopf zurückkehrte. Und dieses Gefühl wiederholte sich öfter und öfter,

bis er allmählig so weit zur Besinnung kam, daß er die Augen aufschlug.

Er sah, daß er am Boden lag in der Nähe eines kleinen Baches, und daß mehrere bärtige Männer von schmierigem Aussehen damit beschäftigt waren, das mittelst ihrer Mützen, Hüte oder Hände aus dem Bache geschöpfte Wasser über ihn auszuleeren. Bei jedem solchen Gusse, der über ihn hereinbrach, kehrte das Gefühl der Kälte zurück, welches ihn aus seiner Bewußtlosigkeit erweckt hatte.

Sein Versuch, sich aufzurichten, mißlang; erst dabei bemerkte er, daß seine Hände gefesselt waren, und jetzt kehrte das volle Bewußtsein der Lage, in die er gerathen war, wieder bei ihm ein.

Sein mißglückter Versuch, sich zu erheben, war von denen nicht unbemerkt geblieben, welche sich um ihn beschäftigten, zwei von ihnen packten ihn mit kräftiger Hand, hoben ihn auf und stellten ihn auf die Füße.

Er schwankte einen Augenblick hin und her wie ein Trunkener, allein bald war er Herr über diese Schwäche, seine Muskeln kräftigten sich, er vermochte zu stehen.

Seine Blicke wanderten suchend umher, und er erstaunte nicht wenig, als er sich bei dieser Gelegenheit unter lauter Bekannten befand. Zuerst allerdings mochte er seinen Augen nicht trauen, denn das reiche Gewand des Edelmanns, das er zuletzt an seinen Zechgenossen in dem kleinen Dorfe gesehen — und daß er diese vor sich hatte, darüber schwand ihm schnell jeder Zweifel — war dem schmutzigen Kittel des Bergmanns gewichen, die zier-

lich gestutzten Bärte und sorgfältig gedrehten Locken von damals hingen wirr, lang und beschmutzt über Kopf oder Gesicht, und selbst der breitschulterige Pierre, dieses Muster eines Dieners, glich weit mehr einem Feuerarbeiter bei den Hochöfen, als einem Bedienten bei einem Edelmanne.

Wie diese ihm wohlbekannten Leute in diese Verfassung und unter die Schaar der aufrührerischen Minenarbeiter kamen, war ihm ein ebenso großes Räthsel, als daß gerade sie es waren, die sich seiner Person bemächtigt hatten.

Man ließ ihm übrigens zu einer Lösung desselben auch durchaus keine Zeit. Sobald zu erkennen war, daß er Herr seiner Schwäche geworden sei und die Kraft seiner Glieder wieder erlangt habe, sagte der Eine von ihnen: „Vorwärts, nach den Minen!"

Der kleine Haufe schob sich, Eugène in der Mitte führend, den Abhang hinauf nach den Gruben und Hochöfen zu. Dort, wo ehemals das Pächterhaus stand, wurde Halt gemacht. Man sagte Eugène, er möchte sich auf dem Boden niederlassen, und sein eigener Zustand ermahnte ihn, diese Aufforderung nicht unbeachtet zu lassen.

Darauf trat der Eine, welcher der Führer des Trupps zu sein schien, zu ihm und sagte: „Nun, mein Hühnchen, haben wir Dich zahm gemacht, ohne daß Dein langer Freund dazwischen gefahren ist! Das gefällt Dir nicht, mein Bürschchen, nicht wahr? Du sollst nunmehr erkennen lernen, was wir mit solchen Vögeln, wie Du bist, vorzunehmen pflegen. Ich glaube, Du würdest gut thun, jetzt eine Bitte um Barmherzigkeit an uns zu richten!"

Der junge Mann schwieg. Er empfand einen Ekel vor der Einleitung eines Gespräches mit einem Manne, den die Verfolgung seiner persönlichen Absichten hierher in das Lager der aufrührerischen Arbeiter getrieben hatte.

Die Männer traten jetzt zu einander und steckten die Köpfe zusammen, aber sie sprachen so leise, daß er kein Wort von ihrer Unterhaltung zu verstehen vermochte.

Nach und nach füllte sich der Platz mit einzelnen zurückkehrenden Grubenarbeitern, während vorher nur Weiber anwesend gewesen waren. Mit der Zeit kamen größere Haufen, und bevor eine Stunde verstrich, schien sich Alles hier wieder gesammelt zu haben, was bei dem nächtlichen Angriffe auf das Schloß betheiligt gewesen war. Von Allen zuletzt erschien jener alte Mann, welcher der Führer des ganzen Aufstandes zu sein schien, und der schon bei den verschiedenartigen Ereignissen in Thätigkeit gewesen war.

Bei jedem der einzeln ankommenden Haufen befanden sich Verwundete, die man mit heraufgeschleppt hatte, und ihre Zahl war nicht gering. Man überließ die Fürsorge für dieselben den Weibern, die sie heulend und schreiend nach dem Dorfe schafften.

Alle die wilden Gestalten, die Eugène um sich sah, waren in niedergedrückter, zorniger Stimmung. Eugène konnte daraus die Gewißheit schöpfen, daß es gelungen war, den heißen Angriff abzuschlagen. So wußte er die Geliebte in Sicherheit, wenigstens für diese Nacht. Das ließ ihn beruhigt aufathmen; die größte Sorge war von seiner Brust genommen. Was konnten sie mit ihm vorhaben? Sie würden ihn hier als Gefangenen behalten,

bis die Unruhen zu Ende gekommen sein würden; das war schlimm genug, denn es hinderte ihn, wenn es ihm nicht gelang, sich durch einen Zufall die ersehnte Freiheit wieder zu verschaffen, seine eigene schützende Hand über das Haupt der Geliebten zu halten, die jetzt um ihn weinte. Aber wußte er sie nicht im Schutze des Vaters und des Freundes, die Beide bereit waren, ihr Leben zu lassen für sein theuerstes Gut, seinen höchsten Schatz? Und endlich mußten doch die Bürgergarden aus Evreux kommen, oder die Lanciers aus Rouen, und diese Bande zu Paaren treiben. —

Man hatte mitten auf dem Platze ein großes Feuer angezündet; Material dazu war von den Trümmern des Hauses noch im Ueberfluß vorhanden. Der röthliche Schein der Flammen gab Licht genug, um die wilden und trotzigen Gesichter zu erkennen, die in nächster Nähe der Gluth saßen, lagen und standen. Unter ihnen tauchte auch die Gestalt des Führers auf, er stand in unmittelbarer Nähe des Feuers und sprach mit heftigen Geberden zu einigen, die dicht bei ihm standen und seine Reden in gleich erregter Weise erwiederten; es handelte sich offenbar entweder um eine Beurtheilung der Vorgänge, welche sie heute um den erwarteten Erfolg gebracht hatten, oder um die Entwerfung von neuen Plänen für den folgenden Tag.

Bis dahin, wo Eugène sich befand, drang der Schein der Flamme nicht. Er konnte also von den in der Nähe des Feuers Befindlichen nicht gesehen werden, während er selbst alle Vorgänge dort deutlich zu erkennen vermochte.

Plötzlich übertönte ein gewaltiger Ruf das Gewirr und den Streit der einzelnen Stimmen.

„Ruhe!“

Der Ruf war so laut und kräftig, daß man kaum hätte vermuthen können, ein alter Mann von so verkommenem Aussehen, wie der Führer war, hätte ihn ausstoßen können.

Im nächsten Augenblicke trat eine verhältnißmäßige Stille ein, die gestattete, die nachfolgenden Worte derselben lauten Stimme vollkommen deutlich zu vernehmen: „Man hat einen Gefangenen eingebracht, ich will ihn sehen!“

Es entstand das Geräusch von Hin- und Herfragen, den Meisten schien die Thatsache unbekannt.

Unter denen, die unmittelbar bei Eugène standen und deren Gefangener im engeren Sinne er war, erregte die Aufforderung des Führers eine gewisse Unruhe, sie steckten die Köpfe zusammen zu einem kurzen Austausche ihrer Gedanken; er hörte die Stimme des Mannes, der zuerst mit ihm gesprochen hatte, die Worte sagen: „Haltet ihn hier, ich will selbst hingehen,“ und sah, wie Jener gleich darauf nach der Mitte des Kreises, dahin, wo der Führer stand, schritt.

Sie hatten eine Unterredung mit einander, von der die Zurückgebliebenen nichts zu verstehen vermochten, aber man konnte aus den sie begleitenden Geberden deutlich erkennen, daß es kein friedliches Thema war, was da verhandelt wurde. Andere mischten sich ein, als sich der Hinzugekommene zu weigern schien, einer ihm gegebenen Weisung Folge zu leisten, und das Ganze endete damit, daß nach längerem

Streite der Letztere zu seinen Gefährten zurückkehrte und Eugène aufforderte, ihm zu folgen.

Es wäre Thorheit gewesen, sich einer solchen Aufforderung zu widersetzen; er erhob sich also und folgte dem Voranschreitenden, der mit ihm zu dem Platze des Führers zurückkehrte.

Je mehr sie sich diesem näherten, desto deutlicher wurden Eugène's Gesichtszüge und seine Gestalt von dem Scheine des Feuers erleuchtet, und desto besser wurde er von Einzelnen in den Reihen derer, die sie durchschritten, erkannt.

Wilde Rufe wurden laut: „Das ist Einer von den Beiden, die sie befreiten! Reißt ihn zu Boden! Schlagt den Hund todt!"

Aber trotz allen Schreiens und Brüllens legte Keiner die Hand an den Wehrlosen; ihn schützte das Verlangen des Führers, der ihn sehen wollte.

Der alte Mann betrachtete ihn mit seinen scharfen grauen Augen, als er vor ihm stand.

„Sie sind ergriffen worden mit den Waffen gegen uns fechtend, und die Anzahl unserer verwundeten und todten Brüder beweist, daß Sie Ihre Waffen mit Erfolg geführt haben. Jetzt sind Sie in unserer Gewalt und wir haben Ihr Schicksal in der Hand. Was glauben Sie, daß wir mit Ihnen machen werden?"

„Ich bin gefangen worden, als ich den Degen führte zu meiner eigenen und des mir anvertrauten Gutes Vertheidigung, in einem Kampfe, den nicht wir, sondern Ihr selbst heraufbeschworen hattet. Wollt Ihr mir einen Vorwurf daraus machen, daß wir uns nicht von Euch haben

abschlachten lassen? Wer die Schuld daran trägt, daß Blut geflossen ist, der mag auch davor nicht zurückschrecken, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen, und der seid Ihr!"

„Man hat Sie nicht hierher geführt, um mit uns zu rechten über das, was zu thun uns unser Elend zwang! Hier sprechen nur die Thatsachen. Kennen Sie das Wort der Bibel: Auge um Auge, Zahn um Zahn? Und ich sage Ihnen: Blut um Blut! Wir wollen Rache für unsere gemordeten Brüder! Machen Sie sich bereit zum Sterben! Sie sind mit dieser Welt fertig!"

Ein Beifallsgebrüll stieg zum Himmel von dieser Masse, die mit andächtigem Schweigen den Worten ihres Führers gelauscht hatte.

Eugène war sehr bleich geworden. Der Tod stand neben ihm, plötzlich, in seiner ganzen Schreckensgestalt, und er war noch so jung! Und sie — Gabriele! Ein unendliches Weh zog durch sein Herz, aber gleichzeitig erfüllte ihn eine himmlische Freudigkeit: er starb für sie; konnte es einen schöneren Tod geben?

Er erhob das Haupt und blickte stolz im Kreise umher. Mit fester Stimme sagte er: „Wenn es Euch um mein Leben zu thun ist, so nehmt es! Hier steh' ich, stoßt mich nieder!"

„Sie werden nicht den Tod sterben durch die Waffe, die Sie gegen uns führten," erwiederte der Führer mit kalter Stimme. „Sie werden gehängt werden!"

Ein fanatischer Jubel zog durch die Menge. „Hängt ihn! Hängt ihn!" brüllte sie.

Aber der Führer hob die Hand, und es trat Ruhe ein.

„Pfui der Schande," rief Eugène, „die Ihr Rasenden einem Edelmanne anthun wollt! Ist kein Einziger unter Euch, der begreift, was Ihr mir anthut, indem Ihr mir den Tod durch den Strick androht? Gebt mir ein Messer, ich will es mir vor Eurer Aller Augen durch die Brust stoßen, besser ich falle durch eigene Hand, als daß ich den schmachvollen Tod des Verbrechers sterbe!"

Das kalte Auge des Führers zeigte einen leisen Glanz der Theilnahme für den Unglücklichen.

„Es gibt ein Mittel," sagte er, „das Sie vor der Schmach retten kann, vor der Sie zurückbeben. Wollen Sie es ergreifen, wenn ich es Ihnen nenne?"

„Nennt es zuerst und laßt mich prüfen, ob es mit den Pflichten der Ehre vereinbar ist. Dann sollt Ihr meine Antwort haben."

„Es widerstreitet nicht gegen die Ehre eines Cavaliers, so viel ich davon verstehe. Sie wissen, was wir von dem Herrn jenes Schlosses fordern, und ich sage Ihnen, unsere Forderungen sind gerecht! Sie sollen frei von hier weg und zu ihm gehen und sollen ihn in unserem Namen bitten, unsere Forderungen zu bewilligen. Glückt Ihnen das, so haben wir uns heute zum letzten Male gesehen. Glückt es Ihnen aber nicht, so kehren Sie bei Ihrem Worte als Edelmann als unser Gefangener zu uns zurück. Was dann geschehen wird, wissen Sie! Geben Sie Antwort!"

Eugéne fühlte sein Herz in wilden Schlägen klopfen, als wolle es ihm die Brust zersprengen. Der Gedanke an den Tod entschwand im lockenden Schein der goldenen Freiheit!

Aber so rasch dieses liebliche Bild auftauchte, so rasch verschwand es wieder. Wie? Er sollte um den Preis seines Lebens verlangen, daß der Schloßherr etwas thäte, was er, wie Eugène gut genug wußte, zu thun verabscheute? Nimmermehr! Hier war der Punkt, wo seine Ehre in's Spiel kam. Und wenn er dennoch ging und ihnen verschwieg, daß es sich um einen Gang um sein Leben handelte, und er erreichte nichts und mußte zurückkehren, würde er die Kraft haben, sich wieder von der Geliebten loszureißen und ihren zärtlichen Bitten zu widerstehen, sie nicht zu verlassen? Und Rochefort und Serquigny, würden sie ihn ziehen lassen? Nein, nein, der Versuch war zu gräßlich, als daß er gemacht werden konnte! Ihn zu überdauern, dazu gehörten die Kräfte eines Titanen, nicht eines Menschen. Die Ehre war es, die es ihn kosten konnte, und sie mußte rein erhalten werden, sollte er auch untergehen.

Und wieder sagte der Alte: „Geben Sie Antwort!"

Eugène sah ihm voll in's Gesicht, und in seinen frischen, jugendlichen Zügen prägte sich eiserne Entschlossenheit aus.

„Ich weigere mich, Euren Vorschlag anzunehmen," sagte er ernst.

„Ich hab's erwartet," versetzte der Andere. „Damit Sie sehen, daß wir die wilden Thiere nicht sind, für die Sie uns halten, sollen Sie Bedenkzeit haben bis morgen früh um sechs. Dann gehen Sie entweder, oder —" Er machte die Geberde des Aufknüpfens.

„Führt ihn fort," rief er, „Ihr haftet mir für ihn und seine Sicherheit."

Derselbe, der Eugène hergeleitet hatte, führte ihn wieder auf seinen ursprünglichen Platz zurück. Dort angekommen, sagte er zu seinen ihn erwartenden Gefährten: „Habt Ihr Umschau gehalten, wo wir ihn einlogiren für die Nacht?"

Die Anderen wiesen nach dem ausgeleerten Schuppen, der etwas abseits von ihrem Lagerplatze stand.

Jener ging zu dem Feuer zurück, holte ein brennendes Scheit von demselben und begann das kleine Gebäude von allen Seiten innen und außen zu beleuchten. Es war völlig leer; auf der Tenne lag noch etwas Stroh; die Mauern erschienen fest, das Thor war von Holz, aber mit einem dauerhaften eisernen Riegel versehen.

Dorthin führte er den Gefangenen. Er schob das Stroh auf dem Boden mit dem Fuße etwas zusammen, so daß es eine dürftige Lagerstätte bildete, und als dies geschehen war, sagte er: „Das wird für die wenigen Nachtstunden genügen, wenn Sie überhaupt an's Schlafen denken sollten. Lassen Sie sich die Zeit nicht zu lang werden."

Er ging und schob den Riegel vor. Eugène war allein.

Es mochte nahe an Mitternacht sein.

Durch die Spalten der Thorflügel konnte er auf das bewegte Bild des Lagers sehen, das sich fast unmittelbar vor seinen Augen ausbreitete. Das Feuer war fast niedergebrannt, das Geschrei und Toben hatte mehr und mehr nachgelassen. Die Männer lagen umher, müde von der Kampfarbeit am Abend, meist schweigend.

Und endlich erstarb die letzte Flamme, das letzte Wort verscholl, und der Schlaf breitete seinen Mantel über die unter dem freien Himmelsgewölbe Schlummernden aus.

Eugène sah diesen Uebergang von der Thätigkeit zur Ruhe mit empfindungsloser Gleichgiltigkeit, er vermied es auch in der ersten Zeit, an das Schloß zu denken, er wollte seinem Herzen nicht gestatten, weich zu werden. Er wußte, daß er sterben müsse, und der Tod sollte ihn gefaßt und muthig finden.

Jetzt machte auch der Mann, dessen Bewachung er anvertraut war, Anstalten, die Ruhe zu suchen, noch einmal umschritt er den Schuppen in seinem ganzen Umfange, dann wickelte er sich in seinen Mantel und legte sich unmittelbar vor der Thür nieder. Niemand konnte in das kleine Gebäude hinein oder aus demselben herauskommen, ohne vorher den ausgestreckten Körper auf die Seite geschoben zu haben. Das bot Sicherheit genug vor jedem Entweichungsversuche.

Nach kurzer Zeit hörte Eugène aus den regelmäßigen, tiefen Athemzügen seines Wächlers, daß dieser eingeschlafen war.

Eugène hatte sich auf den Boden niedergesetzt und das Haupt an die geschlossene Thüre gelehnt. Er fühlte sich müde, allein der Schlaf kehrte nicht bei ihm ein; er dachte an das, was geschehen würde, wenn die Sonne aufgegangen wäre, und eine unendliche Wehmuth erfüllte sein Herz. Sein ganzes Leben zog wie ein einziges buntes Bild vor seiner Seele vorüber: wie wenig hatte es ihm bisher geboten von seinen Schätzen, nach denen die Menschen jagen. Und jetzt gerade, da sich ihm die Thür aufgethan hatte, hinter der das Glück wohnte, jetzt, wo er die in seinen Armen gehalten hatte, an der seine Seele mit aller Gluth der Leidenschaft hing, jetzt sollte er sterben! Wie sie um

ihn weinen würde, wenn er die große Reise angetreten, von der noch Niemand wiederkehrte!

Da war es ihm, als ob etwas draußen an der Hinterwand des Gebäudes zu Boden fiele. Er lauschte aufmerksam, da kam derselbe Ton wieder. Aber jetzt hörte er deutlich, daß es nicht das Geräusch des Falles war, was er vernahm, sondern mehr ein schabender, kratzender Ton, gleich als ob sich ein fester Gegenstand an der hinteren äußeren Mauer rieb.

Jetzt verstummte der Ton, aber nur wenige Augenblicke später fielen einzelne kleine Theile eines Gegenstandes, den er nicht zu erkennen vermochte, mit geringem Geräusch augenscheinlich von der Dachhöhe auf den Boden des Schuppens nieder. Dort oben mußte sich Jemand befinden, mochte es nun Thier oder Mensch sein.

Jetzt verstärkte sich das Geräusch ein wenig; es klang, als ob man die Schindeln vom Dache bräche. Aber gleich darauf wurde es ganz still.

Plötzlich drang der Ton einer Stimme zu ihm; so leise wie ein Geisterhauch klang das eine Wort:

„Eugène!"

Er sprang auf.

Und wieder hörte er die gedämpfte Stimme: „Kommen Sie an die Hinterwand! Ein Seil wird zu Ihnen hinabgelassen werden mit einer Schlinge, in diese setzen Sie den Fuß!"

Mit neuerwachter Hoffnung folgte der junge Mann der Anweisung. Er stellte sich knapp an die Mauer, hob die Arme auf, so hoch es die Fesseln erlaubten, und ließ

das Seil, das jetzt herunterkam, zwischen seinem Körper und seinen Armen durchgleiten. Dann setzte er den Fuß in die Schlinge, und gleich darauf fühlte er sich emporgezogen.

Als sein Kopf sich dem Loche im Dache näherte, erblickte er das Gesicht Gaston's, das von oben hereinschaute.

Dieser streckte die linke Hand aus und packte ihn mit derselben fest am Kragen seines Rockes, in der Rechten hatte er einen Dolch.

Eugène erhob seine gefesselten Hände. Ein Schnitt trennte den Strick. In der nächsten Minute war er Dank seiner eigenen und der Anstrengungen des Freundes auf dem Dache.

Gaston zog das Seil in die Höhe und befestigte die Schlinge an einer starken Dachlatte.

„Jetzt hinunter," sagte er. „Ich zuerst, wenn Ihre Kräfte nicht ausreichen, lassen Sie sich auf mich herabgleiten, ich habe Kraft für uns Beide."

Schneller, als es erzählt werden kann, glitten sie hinunter.

Unten riß Gaston den Freund einen Augenblick an seine Brust. Dann faßte man ihn hüben und drüben unter dem Arme; wie der Sturmwind flogen sie über die kurze Blöße bis zum Walde und in diesem weiter.

Am Ende desselben standen angebunden an junge Bäume vier Pferde da. Die Retter und der Gerettete schwangen sich auf und jagten den Abhang hinunter, der zu dem Parke führte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebot der Ehre.

Novelle

von

E. Merk.

1.

(Nachdruck verboten.)

„Bonitz ist ja heute in rosigster Laune und macht den Wirth mit einer Liebenswürdigkeit, die er sonst seinen Damen zu überlassen pflegt," sagte der Staatsanwalt Harz zu den Herren, die sich gleich ihm aus dem lichtstrahlenden Ballsaale, in welchem eben der Kotillon getanzt wurde, in das kühlere, behagliche Rauchzimmer zurückgezogen hatten. „Er hat gewiß in den letzten Tagen wieder Glück an der Börse gehabt."

„Wann hätte Bonitz einmal nicht Glück?" lachte der neben ihm sitzende Doktor Kroning. „Das heißt: er hat nicht blos Glück, er besitzt auch ein Witterungstalent für finanzielle Schwankungen und Strömungen, das mir den Mann interessant macht."

„Na, mir kann er nicht mehr imponiren, seit er seine Tochter mit diesem Doktor Fernhagen verlobte!" rief der Hauptmann Gerlach. „Ein simpler Privatdozent — in der That eine miserable Parthie für ein Mädchen von ihren Ansprüchen."

„Ich gestehe, daß ich mich auch darüber gewundert habe, bin aber überzeugt, daß der schlaue Geschäftsmann in der Wahl irgendwie seinen Vortheil finden muß," meinte der Doktor.

„Nun, in diesem Falle handelt es sich doch vorerst um die Meinung der Tochter," erwiederte der Staatsanwalt. „Diese liebt den Privatdozenten, einen hübschen, interessant aussehenden Mann, sieht in ihm eine künftige wissenschaftliche Berühmtheit —"

„Bah, als ob Fräulein Eugenie sich darum kümmerte? Sie will sich doch vor Allem gut unterhalten, und große Gelehrsamkeit ist bekanntlich ein Hinderniß für's Amusement. — Und hübsch! Nun, es gibt mehr von der Sorte!" Der Offizier zog heftig an seiner Cigarre.

„Der Herr Hauptmann wird stets gereizt, wenn von dieser Verlobung die Rede ist," bemerkte ein junger Maler, der bisher lächelnd zugehört hatte. „Das läßt tief blicken, Herr Hauptmann. Man ahnt getäuschte Erwartungen, ein schwer gekränktes Herz."

„Ich mache ja gar kein Hehl daraus, daß ich das Mädchen diesem Menschen nicht gönne!" rief der Hauptmann, indem er das Champagnerglas, das er schon allzu oft geleert hatte, heftig auf den Tisch setzte. „Ein solches Mädchen heirathet einen Mann, der keine weiteren Vorzüge aufzuweisen hat, als sechs Schuh Länge, einen schwarzen Bart und dunkle, tiefliegende Augen."

„Eine Erbin braucht eben nur nach Laune zu wählen, und so lange die Welt steht, hat sich Frauengunst durch ein stattliches Aussehen erobern lassen," rief der Staatsanwalt.

„Allerdings sagt man's auch oft reichen Mädchen nach,

die schönste Uniform habe sie in ihrer Wahl beeinflußt." Er warf einen lächelnden Seitenblick auf den glänzenden Galarock des Offiziers, einen Seitenblick, welchen der Maler mit der Bemerkung ergänzte:

„Was dem Herrn Hauptmann jedenfalls geschmackvoller erscheinen wird."

Alle lachten; auch Gerlach lachte mit, aber es klang gezwungen, und er warf bald darauf die Cigarre weg und ging zurück in den Tanzsaal, in dem eben die Damenwahl begonnen hatte.

Die Bälle im Hause des Bankiers Bonitz gehörten stets zu den brillantesten der Saison. Die vornehmste, eleganteste und schönste Welt hatte sich auch diesmal eingefunden. Im Licht der großen venetianischen Kronleuchter schimmerten die kostbarsten Seidenstoffe, die weißesten Schultern, funkelten die feurigsten Edelsteine und die berückendsten Augen. Schon war die Stunde vorgeschritten, schon flatterten die Locken wirr um die heißen Stirnen der Mädchen, schon flüsterten die heißrothen Lippen Worte, die am nüchternen Morgen wie ein Traum, eine Unmöglichkeit erscheinen würden. Als nun der laute Walzer zu Ende war, öffneten auch die Mütter wieder die müden Augen und erinnerten sich, daß der bestellte Wagen längst unten stehen müsse. Ein allgemeines Drängen nach der Garderobe, ein Händeschütteln und Abschiednehmen begann.

Die schöne Tochter des Hauses stand in der Mitte des Saales und sprach und hörte letzte Liebenswürdigkeiten, küßte die jungen Mädchen und verneigte sich mit Anmuth vor den älteren Damen.

Ihr Bräutigam hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und wartete auf einen Augenblick des Alleinseins mit seiner Verlobten, der ihm den ganzen Abend nicht vergönnt gewesen war. Allein eine ganze Schaar von Herren umdrängte das Mädchen. Jeder wollte noch ein paar verbindliche Worte sagen, Jeder noch einmal ihre Hand erhaschen.

Eugenie Bonitz war eine stolze Erscheinung. Ihre weichen, vollen Lippen hatten ein verführerisches Lächeln; aus den mandelförmigen, von breiten Lidern halb verdeckten Augen sprühte heiße Lebenslust; ihre Bewegungen hatten jene nachlässige Indolenz und ruhige Grazie, wie sie sonst nur Südländerinnen eigen sind. Das ganze Wesen des Mädchens aber war von einem sicheren Selbstbewußtsein durchdrungen, das von Kindheit auf in ihr großgezogen worden, in den letzten Jahren aber stark gewachsen war, denn Eugenie, deren persönliche Vorzüge auf dem Hintergrunde einer großen Mitgift strahlend hervortraten, hatte in der Männerwelt vielseitige Bewunderung und Huldigung gefunden.

Ihre Verlobung hatte nun allerdings ein Erkalten in dem Kreise ihrer Verehrer hervorgerufen. Doch war dies nur vorübergehend gewesen. Man sah, daß die Liebe keine wesentliche Veränderung in Eugeniens Benehmen hervorrief, daß sie eine leidenschaftliche Tänzerin blieb, nach wie vor; man hoffte, daß sie als junge Frau ihr geselliges Talent nicht brach liegen lassen würde, und machte ihr bereits den Hof als der künftigen Wirthin eines lebensfrohen Hauses. Wie viel Neid und Enttäuschung auch

ihre Wahl verursacht, Jeder wußte seine persönliche Kränkung vor ihr unter so glatter Miene zu verbergen, wie Hauptmann Gerlach, der nun eben vor ihr stand, sich in Komplimenten über den wunderbaren Abend erging und der stolzen „Königin des Balles" in tiefem Dank die Hand küssen zu dürfen bat.

Der Bräutigam in der Fensternische stampfte ungeduldig mit dem Fuße. Er bemerkte, daß Frau Bonitz sich nur mühsam aufrecht hielt, daß auch der Bankier, der sich in einen Lehnsessel geworfen, nun, da das gesellschaftliche Lächeln von seinen Zügen geschwunden war, müde und zerfallen aussah wie ein Schauspieler, der sich die Schminke vom Gesicht gewischt und sich aus einem jovialen Lebemann plötzlich in einen vergrämten, finsteren Menschen verwandelt hat. Er sagte sich, daß auch der Verlobte der Tochter kein Recht besitze, durch längeres Verweilen die Ruhe der Familie zu verzögern, daß er gehen müsse, wie die Anderen.

„Und es ist auch besser so," dachte er unmuthig. Nachdem Eugenie mit so viel Geduld all' diese banalen Redensarten und Komplimente mit angehört, warum sollte nun auch noch er als gehorsamer Sklave sein Sprüchlein hersagen?

Er verabschiedete sich rasch mit einem kühlen Scherzwort, das seine Verstimmung verbergen sollte. Eugenie achtete nicht auf seine Miene. Im Vollgefühl ihrer Triumphe, zufrieden mit dem Abend, reichte sie ihm ihre Hand. „Auf Wiedersehen morgen, Felix, nicht wahr? Gute Nacht!"

Als Doktor Fernhagen nach kurzer Zeit sein Zimmer betrat, war dasselbe schon von dem ersten fahlen Morgen-

lichte erhellt. Kleidungsstücke lagen umher, Schubladen waren geöffnet, Spuren der Hast, mit welcher er seinen Anzug geordnet, um rechtzeitig bei Bonitz zu erscheinen. Solche Hetzjagd charakterisirte nun sein Leben seit Wochen, seit Monaten. Am Tage wichtige Arbeit im chemischen Laboratorium, die nur durch einen Besuch bei der Braut unterbrochen wurde, dann Vorlesung auf der am anderen Ende der Stadt gelegenen Universität; athemloses Nachhausekommen, hastiges Umziehen, und endlich ein Abend in Gesellschaft, in der er sich einen Kuß seiner Braut wie einen Raub erhaschen und mit höflicher Langeweile bezahlen mußte. Auch der Beginn des Frühjahrs hatte dem unruhigen Treiben kein Ende gemacht; es war April, man tanzte immer noch. Felix haßte dieses laute Leben, haßte es doppelt und dreifach, weil es ihm aufgedrungen wurde.

Er hatte die Lampe angezündet und den Ueberrock abgeworfen. Sein Blick fiel auf den Spiegel. Fahl und müde war auch sein Gesicht. In dem Zwielicht sah der bunte Aufputz von papierenen, glitzernden Orden, mit welchen sein Frack bespickt war, freilich wunderlich genug aus.

„Hanswurst!" sagte er laut zu sich selbst und riß den Flitterkram mit ungeduldigen Händen ab. Auch den großen, von einem Amorettchen gehaltenen Stern, den seine Braut ihm angeheftet, warf er mit den anderen in den Papierkorb.

Felix gehörte zu den Menschen, denen es unerträglich ist, sich einem fremden Willen zu beugen. Er war warmherzig, anhänglich, aufopferungsfähig, aber er mußte seine Freiheit haben. Bisher hatte er auch sein Leben nach seinem Gefallen zu gestalten vermocht. Alle Menschen, die

ihm je nahe gestanden waren, hatte er in Liebe beherrscht; seine Mutter, die Brüder, die Freunde. Selbst die Lehrer hatten dem begabten, stolzen Jungen eine gewisse Rücksicht eingeräumt. Ein Mädchen, das er als Student geliebt, hatte mit abgöttischer Verehrung an ihm gehangen. Sie war gestorben, und die Erinnerung an sie hatte ihn lange von den Frauen ferngehalten. Unter den jungen Mädchen galt er für boshaft und sarkastisch. Auch Eugenie hatte von dem Spötter reden hören, ehe sie ihn kennen lernte. Sie hatte mit einem Achselzucken bemerkt: „Der Herr wolle sich gewiß nur interessant machen. An einen Weiberfeind glaube sie nicht; von den Männern sei einer wie der andere." — Als er ihr vorgestellt worden, war sie so anmaßend und schnippisch gewesen als nur möglich. Da er ihr die Antwort nicht schuldig geblieben, ward der Krieg vom ersten Augenblick an zwischen ihnen erklärt.

Sie hatten sich aber nicht gemieden. Es war Eugenie ganz unerträglich erschienen, daß dieser Eine ihr mit so kühlen, spottenden Augen gegenüberstand, und sie hatte sich mehr mit diesem Manne beschäftigt, der stets nur einen Tadel und eine Kritik auf der Zunge hatte, als mit all' ihren Schmeichlern. Ihre ganze Koketterie wurde aufgeboten, um ihn anzulocken. Er hatte es wohl gefühlt, daß sie ihn suchte, ihm manche Gunst erwies trotz ihrer feindseligen Worte. Seine Eitelkeit war zuerst rege geworden. Allmählig aber hatte er seine Ruhe dem schönen Mädchen gegenüber verloren. Von dem Ehrgeiz genährt, die Vielumworbene zu gewinnen, war seine Leidenschaft rasch emporgewachsen. Er hatte sich jedoch lange vor Eugenie

zu verstellen gewußt und eine kühle Miene zur Schau getragen, so daß sie, die sich's einmal in den Kopf gesetzt, ihm zu gefallen, ihm manchen Schritt entgegen gethan.

Sie waren Beide in ihr Spiel verstrickt worden, bis dasselbe schließlich mit einer Verlobung geendet hatte.

„Das ist wie ein Marlitt'scher Roman," sagten die jungen Mädchen bei dieser Nachricht. „Die Beiden, die sich anscheinend so sehr gehaßt haben, lieben sich nun auf einmal."

Felix hatte sich, während er um Eugenie warb, nie gefragt, ob eine Herzensneigung ihn zu ihr ziehe. Er war während dieses ganzen Winters überhaupt nicht zur Besinnung gekommen. Er hatte sie begehrt, sie keinem Anderen gegönnt, sie verfolgt wie den Kampfpreis in einem aufregenden Wettrennen. Während ihres Kriegsspiels hatte er seine schöne Feindin zu genau beobachtet, um über ihren Charakter im Unklaren sein zu können. Er wußte, daß Eugenie eitel, verwöhnt und selbstsüchtig sei. Aber er hatte geglaubt, daß die Liebe einen Wendepunkt herbeiführen, daß er mit ihrem Jaworte einen unbedingten Einfluß auf sie gewinnen würde.

Darin hatte er sich gründlich getäuscht. Seit Eugenie ihn gefangen wußte und einen Verliebten in ihm sah, hatte sie ihr volles Machtbewußtsein wieder gefunden, und sie beherrschte nun ihren Bräutigam. Sie zwang ihn, ihr Leben zu führen, brachte seine Einwendungen durch einen Kuß, eine Liebkosung bald zum Schweigen und verstand den Zauber, den ihre Nähe auf ihn ausübte, geschickt auszunützen. Doch sobald ihre Gegenwart nicht mehr auf ihn

wirkte, stieg in ihm der heiße Zorn auf über sich selbst, über seine Nachgiebigkeit, über die Leidenschaft, die ihn der Laune eines Mädchens preisgab.

Oftmals war er, der Vielbeneidete, in gereizter, unwilliger Laune von ihr gegangen; an diesem Abende aber hatte er so viel Gift und Galle geschluckt über die verschiedenen, ihm als künftigem Schwiegersohn aufgehalsten lästigen Verpflichtungen, über Eugeniens Koketterie, das hohle gesellschaftliche Treiben, das sie wie ein undurchdringlicher Strom umwogte, daß er fest entschlossen war, nicht mehr zu schweigen, sondern bei dem nächsten Zusammensein mit Eugenie ein ernstes Wort zu sprechen.

Als er am Morgen zur gewohnten Stunde zu seiner Braut ging, fand er sie im Salon am Klavier. Frau Bonitz, die sonst an ihrer Seite zu sitzen pflegte und unterhalten sein wollte, hatte Kopfweh und war in ihrem Zimmer geblieben. Eugenie aber sah frisch und heiter aus, trotz der durchtanzten Nacht; ihre weichen runden Hände lagen fest in den seinen; sie plauderte und lachte und sang, sie küßte ihn mit warmen, zärtlichen Lippen und hatte ihm nach wenigen Minuten all' seine ernsten Gedanken und vorwurfsvollen Worte fortgeschmeichelt.

Da trat der Diener ein mit einer Karte. „Herr Baron v. Stegen möchte anfragen, wie die Damen geruht haben," meldete er.

„Laß ihm sagen: ganz vortrefflich und schicke ihn mit diesem erfreulichen Bescheid wieder weg," sagte Felix, sich in der Gegenwart des Dieners der englischen Sprache bedienend.

„Unmöglich, mein Lieber! Der Baron hat sich gestern so viel Mühe mit dem Kotillon gegeben —"

„Und mit dem Kotillon Niemand größere Freude gemacht, als sich selbst. Er hat seinen Lohn vorweg, und Du wirst doch um seinetwillen nicht mir diese seltene Plauderstunde kürzen wollen?" frug er hastig.

„Aber bedenke doch, der Baron mußte mich ja unten singen hören."

„Und Du könntest es nicht auf Dein Gewissen laden, daß dieses süße ‚Barönchen' mit dem Bewußtsein abzöge, überflüssig gewesen zu sein?" spottete Felix.

„O," lachte Eugenie, „das klingt ja so gereizt, als wärest Du eifersüchtig! Höre, lieber Freund, solche Regungen muß ich Dir bei Zeiten abgewöhnen!" Und sich zu dem Diener wendend, befahl sie: „Führen Sie den Herrn Baron hierher!"

Der junge Mann, welcher gleich darauf in den Salon tänzelte, verdiente die Bezeichnung „Barönchen" wohl. An ihm war Alles klein und niedlich, von dem zierlichen Schnurrbärtchen in dem rosigen Gesicht bis zur Spitze des Füßchens, das er gerne beliebäugelte. Er sprach mit sprudelnder Lebhaftigkeit, hatte ein ganzes Programm von Festlichkeiten und Vergnügungen für die nächsten Wochen in seinem Köpfchen und die allerneuesten Stadtneuigkeiten.

Felix hörte erst in finsterem Schweigen auf das Geschwätz; all' sein Zorn vom letzten Abend war wieder erwacht. Es ärgerte ihn unsäglich, daß Eugenie durch keinen hastigen Blick auf die Uhr, durch kein verstecktes Gähnen ihre Ungeduld über diese Störung verrieth, daß sie so ver=

gnügt und voll Interesse zuhörte und plauderte. Auch er mischte sich nun in das Gespräch, aber mit so beißender Ironie, daß es dem „Barönchen" unheimlich wurde, er immer verlegener lachte und sich endlich empfahl.

„Was hast Du gegen den Baron?" frug Eugenie, die sich wieder an das Klavier setzte. „Du warst ja sehr sarkastisch. Er ist doch ein harmloser Mensch!"

„Eben das! Er ist eine Null! Ich finde, es ist schade um die Zeit, die man mit solchen Menschen verliert!"

Felix ging im Gemache auf und ab, Eugenie tändelte mit der Rechten auf den Tasten eine beliebte Operettenmelodie.

„Ach, du lieber Himmel," sagte sie gleichgiltig, „als ob man in der Gesellschaft nicht mit so und so vielen unbedeutenden Menschen verkehren müßte!"

„Muß man das?" rief er, stehen bleibend. „Warum muß man es? Eugenie, hier ist eine Frage, über die ich längst mit Dir sprechen wollte. Wenn wir einmal ein eigenes Heim besitzen, dann wollen wir uns solche Besuche fern halten, wollen anders leben, als Du es bisher gewöhnt warst, stiller, würdiger, gehaltvoller."

Eugenie hatte sich umgewendet und sah ihn verwundert mit einer Falte zwischen den Brauen an. „Anders leben? Das soll wohl heißen, daß Du mich wie ein Tyrann in meine vier Mauern einsperren willst, damit ich Trübsal blasen kann!"

„Glaubst Du wirklich, Eugenie, daß es trübselig werden wird, wenn wir einmal ganz zu einander gehören, wenn Du mein bist, Du schönes Lieb, ganz mein?"

Er hatte die Hände auf ihre Schultern gelegt, und seine Stimme klang leidenschaftlich, als müsse sie ihr eindringen in das tiefste Herz.

Sie schlug die Lider empor mit jenem überraschend vollen Blick, der ihn zuerst berauscht hatte, und gab mit einem koketten Lachen zur Antwort: „Nun ja, das mag ja ganz hübsch werden auf der Hochzeitsreise, wenn Du nichts zu thun hast und immer bei mir bist. Aber wenn wir hier in unserer eigenen Wohnung sitzen, dann bist Du den halben Tag im Laboratorium oder auf der Universität; und ich soll dann allein bleiben oder mich mit den Dienstboten unterhalten?"

„Nun, Deine Freundinnen will ich Dir ja nicht rauben. Wir wollen überhaupt immer einen kleinen Kreis von lieben Bekannten um uns haben. Nur Menschen nach Auswahl, nicht einen Troß von gleichgiltigen, nichtigen Leuten, deren Umgang gar nichts bietet. Und wenn Du auch manchmal einige Stunden allein sein müßtest, würde ich Dich gar nicht bedauern. Es gibt keine bessere Schule für Herz und Geist, als Einsamkeit."

„Ich danke!" rief Eugenie, ungeduldig aufspringend. „Ich hasse das Alleinsein und brauche keine Schule mehr, ich bin erzogen!"

„O natürlich! Du warst drei Jahre in der Genfer Pension, zwei in Brüssel, hast Deine Sprachkenntnisse in Paris und London vervollkommnet und von den besten Lehrern Musikunterricht gehabt! Wer würde an dem Erfolge einer so musterhaften Erziehung zweifeln?" spottete Felix. Dann aber fuhr er in tiefem Ernste fort: „Ich meine nur,

die Erziehung von Euch jungen Damen sorgt so wenig für Euch selbst, so viel für das Publikum. — Eugenie, wie viel schenkst Du der Welt an Zeit, an Denken, an Talent, an Geist, und was gibt sie Dir als Entgelt? Kannst Du es mir verdenken, wenn ich eifersüchtig bin auf alle die Dinge und Menschen, die Dich beschäftigen?"

„Eifersüchtig! Das sagte ich ja!" gab Eugenie heftig zurück. „Und um Dir eine unangenehme Empfindung zu ersparen, soll ich mein Vergnügen opfern? Das ist der oft besprochene Männeregoismus! Aber glaube ja nicht, daß ich mich dem beugen werde. Nie, nie!"

„Eugenie, weshalb diesen heftigen Ton. Wäre es nicht besser, sich ruhig auszusprechen, statt in einen gereizten Streit zu verfallen?"

„Du hast den Streit heraufbeschworen in ganz muthwilliger Weise. Wenn Du nur wüßtest, wie wenig Du mit diesem tyrannischen Ton bei mir bezweckst! — Ein- für allemal: ich werde mein Leben um kein Jota ändern, werde keinen Ball versäumen."

„Du hast bis jetzt nie einen Willen gekannt, der stärker war, als der Deine, Eugenie. Vergiß nicht, daß Du künftig nicht mehr mit der Mutter zu rechten haben wirst, sondern mit mir, und daß ich — gerade weil mir Dein Glück und unsere Zukunft theuer sind — rückhaltlos auf dem bestehen werde, was ich als das Bessere und Weisere erachte."

„Und Du glaubst wohl, daß ich einen demüthigen Knix machen, vielleicht Deine Hand küssen und sagen soll: ‚Wie Du befiehlst, mein Herr und Gebieter!' — Nein, nein,

mein Lieber! Ich bin nicht von so weichem Stoff. Aber ich habe Dich verwöhnt durch Gutmüthigkeit. Das ist mein großer Fehler gewesen. Freundlichkeit könnt Ihr Männer einmal nicht vertragen. Warte nur, Felix, ich kann auch ungnädig sein. Wenn Du nicht wegen dieser vom Zaun gebrochenen Scene sofort um Verzeihung bittest, so werde ich eben in den nächsten Tagen nicht für Dich erreichbar sein."

Wie um ihm die Größe seiner Entbehrung fühlbar zu machen, hatte sie sich in ihrer ganzen reizenden Gestalt vor ihm aufgerichtet, das schöne Gesicht vor ihm emporgehoben. Sie lächelte wieder: ein Streit mit dem Bräutigam mit der darauffolgenden Versöhnung dünkte ihr eine hübsche Abwechslung. Daß er bald um Gnade betteln, die Trennung von ihr nicht lange ertragen würde, dessen war sie ja gewiß. Der volle, sichere Glaube an sich selbst leuchtete ihr aus den Augen.

Ihn aber erbitterte dieses Siegesbewußtsein, diese eitle Selbstüberhebung.

Finster und streng, ohne sich durch ihr Lächeln versöhnen zu lassen, blickte er auf sie nieder. Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblicke kein Zugeständniß von seinem Stolz erreichen würde, daß sie warten müsse.

Mit einer leichten Verneigung sagte sie: „Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr! Auf Wiedersehen erst dann, wenn die grimmige Laune verflogen und ein freundliches Wort die Thüre und dies Herz wieder öffnet, die bis auf Weiteres verschlossen bleiben sollen."

„Eugenie!" rief er in tiefem Ernst. „Bedenke, was

Du thust! Ich bin nicht der Mann, der mit sich spielen läßt Es möchte mit solchem Spiel unsere Liebe in Trümmer gehen!“

„O bitte, mache nicht mich verantwortlich für diese Scene! Du allein trägst die Schuld. Und wenn Du ängstlich bist für unsere Liebe — nun, Du weißt ja, wie Du mich versöhnen kannst. Dein Versprechen, mich nicht mehr mit Tadel und Hofmeistern ärgern zu wollen, und ich bin lieb wie immer. Auch ich sage: bedenke, was Du thust. Ich bin nicht das Mädchen, welches sich tyrannisiren läßt.“

So gingen sie auseinander. Keines von ihnen ahnte, was zwischen diesem „Heute“ und ihrem Wiedersehen liegen sollte.

Felix blieb während mehrerer Tage von dem Hause seiner Braut ferne. Am Sonntag war großes Konzert der musikalischen Akademie, bei welchem Eugenie sonst niemals zu fehlen pflegte. Er dachte, daß er sie gewiß zur Versöhnung bereit finden würde, da es ihr, die so viel auf das Gerede der Leute gab, peinlich sein mußte, ohne den Bräutigam zu erscheinen, und machte deshalb am Sonnabend seinen Besuch, fest entschlossen, sich zu keinen weiteren Zugeständnissen zu verstehen.

Frau Bonitz empfing ihn allein. Sie bedauerte, daß ihre Tochter wegen starker Kopfschmerzen auf ihrem Zimmer bleiben müsse. Er wußte, daß dieses Kopfweh eine höfliche Lüge war; er hatte beim Eintreten Eugeniens Klavierspiel gehört. In gereizter Stimmung versetzte er, er beabsichtige die Kranke um keinen Preis zu stören, bitte

aber um Nachricht, sobald sich ihr leidender Zustand gebessert habe; er würde erst wiederkommen, wenn sie ihm mittheile, daß sein Besuch angenehm sei.

Er wartete mehrere Tage. Doch kein Briefchen rief ihn, kein Gruß von ihr kam. Krank war sie nicht. Er hatte sie im Theater in der Loge erblickt. Aber sie wollte sich „vermissen lassen", und das eitle Mädchen hatte nicht falsch gerechnet: es ward ihm unsäglich schwer, sie zu entbehren. So sehr ihn auch ihr Trotz verstimmen, diese eigensinnige Mädchenlaune empören mußte, die Unmöglichkeit, sie zu sehen, steigerte sein Verlangen nach ihr und erregte ihn, so daß er zuweilen meinte, er müsse zu ihr hin und Alles geloben, was sie begehrte. In ruhigen Augenblicken kam ihm freilich ein Grauen vor der Zukunft, dann sagte er sich wohl, daß aus einer Verbindung zwischen zwei Menschen, die so verschieden in den Anschauungen, so ähnlich in der Hartnäckigkeit waren, nimmermehr Gutes entstehen würde, daß diese Ehe ein beständiger Kampf werden müsse. Daher beschloß er, es jetzt durchzufechten, koste es, was es wolle.

Eine Nachricht, die ihm in diesen Tagen zukam, gab seinen Gedanken eine andere Richtung und beschäftigte ihn so vollauf, daß in seiner Leidenschaft eine Ruhepause eintrat. Eine Aktiengesellschaft, die ein großartiges chemisches Etablissement gegründet hatte, bot ihm die Direktorstelle an. Bisher hatte er stets an eine akademische Laufbahn gedacht; doch schien die ihm in Aussicht stehende Professur an der technischen Hochschule der Stadt schon deshalb nicht ganz befriedigend, weil ein berühmter College in demselben

Fache an der Universität lehrte, und der jüngere Professor nur auf eine geringere Schülerzahl und bescheidenere Thätigkeit rechnen konnte. Nun ward ihm hier ein freier, weiter Wirkungskreis, ein Wohnsitz in der Reichshauptstadt, überdies ein glänzendes Gehalt geboten.

Er machte sich kein Hehl daraus, daß seine Braut auf das Entschiedenste gegen diese neue Wendung der Dinge protestiren würde, und nicht blos sie, auch ihre Eltern, die ihre Einwilligung zu der Verlobung in der Voraussetzung ertheilt hatten, die Tochter in derselben Stadt behalten zu können. Aber er freute sich über die Gelegenheit zu einem großen, entscheidenden Kampfe, der seinen Willen zur Geltung bringen und ihm Eugenie erst voll und ganz zu eigen geben mußte, wenn sie durch ihre Heirath aus den alten Verhältnissen, Gewohnheiten und Bekanntenkreisen herausgerissen wurde.

Um sich jedoch niemals einen Vorwurf der Uebereilung machen zu müssen, bat er um Bedenkzeit und entschloß sich, seine durch die Arbeit des Winters und die Erregung der letzten Wochen überreizten Nerven während der Pfingstferien auf dem Lande zu erholen. Der Bruder seines Vaters, ein alter Hagestolz, der ganz zurückgezogen in einem kleinen Dörfchen des Innthales lebte, hatte ihn wiederholt eingeladen; nun paßte es ihm gerade, mit dem lang verschobenen Besuche zugleich eine Verwandtenpflicht zu erfüllen und Ruhe zu genießen. Er schrieb an seine Braut ein paar höfliche Worte, die ihr seinen kleinen Ausflug mittheilten, und erhielt als Antwort ein duftendes, elegantes Kärtchen:

„Glückliche Reise und viel Vergnügen, lieber Freund! Ich hoffe, Du wirst liebenswürdiger und nachgiebiger zurückkehren. Dem ‚reumüthigen Sünder‘ sind stets in Liebe geöffnet die Arme Deiner

Dich bestens grüßenden
Eugenie.“

2.

Nach dem eilfertigen, geräuschvollen Treiben der Großstadt die Frühlingsstimmung in dem kleinen Dorfe, der sonnige Friede eines blühenden Thales. Der alte Onkel, ein wunderlicher Bücherwurm, der in seinen späteren Jahren aus reiner Liebe zur Sache sich dem Studium der Naturwissenschaft ergeben hatte, empfing den Neffen mit freudiger Erregung; die Haushälterin stand knixend am Hausthor, das mit Tannenguirlanden und einem großen „Willkommen“ geschmückt war. Das Gefühl, daß seine Anwesenheit wie ein Fest betrachtet wurde, gab Felix gleich beim Eintreten eine behagliche Empfindung. Der alte Herr führte ihn selbst in das sorgsam für ihn bereitete Gemach, zeigte ihm voll Stolz den Garten, die verschiedenen Verbesserungen, die er in dem großen, ehemals zu einem Kloster gehörigen Hause vorgenommen, und öffnete endlich mit einer gewissen Feierlichkeit die Thüre eines hohen Raumes: „Hier ist nun mein Studirzimmer, lieber Neffe!“

Felix trat ein und sah zu seiner Verwunderung ein junges Mädchen am Schreibtisch sitzen. Das Gemach war dunkel, die Wände vollgepfropft mit Büchern, Karten, Instrumenten und allerlei wunderlichem Kram. Das junge Gesicht, das nun von den Schriften aufsah, erschien um so

frischer, erfreuender in dem düsteren Raum, als habe der Frühling auch in diese abgesperrte Gelehrtenzelle eine lichte Blüthe gestreut.

„Das ist mein Geheimschreiber, Felix," sagte der Onkel. „Meine liebe junge Nachbarin: Fräulein Margarethe Tilcher, die Tochter unseres braven Lehrers, die zuweilen meinen alten Augen und Händen zu Hilfe kommt. Sehen Sie, Fräulein, nun ist der gelehrte Herr Doktor doch endlich eingetroffen."

Felix hatte sich über die Schulter des Mädchens gebeugt und auf ihr Blatt geschaut.

„Eine sehr deutliche, hübsche Handschrift!" sagte er anerkennend.

Das Mädchen sah ihn an; ein leises Lächeln zuckte um ihren feinen Mund über das herablassende Wohlwollen, das sie aus seinen Worten heraushörte, und sie sagte: „Sie glaubten gewiß, Herr Doktor, daß wir uns hier im Dorfe noch Alle mit den drei Kreuzchen behelfen?"

Das hatte er freilich nicht vermuthet. Aber er hatte geglaubt, einem schüchternen Landkinde gegenüber zu stehen, dem er über die Verlegenheit, so unvermuthet mit einem fremden Stadtherrn zusammenzutreffen, mit Güte hinweghelfen müsse. Der sichere Ton, der Ausdruck der großen, vollen Augen, die aus dem frischen Gesichte ruhig, ohne alle Verwirrung zu ihm aufblickten, überraschte ihn.

„O, o!" lachte der Onkel. „Das ist in meiner Jugend freilich gar nichts Seltenes gewesen; aber heutzutage! Weißt Du, Felix, von einem so gelehrten Fräulein, wie mein junger Geheimschreiber hier, hätten sich unsere Mütter

und Großmütter gar nichts träumen lassen. Hat das Lehrerinnenexamen gemacht, alle Prüfungen bestens bestanden, und beschämt mich alten Mann mit ihrem Gedächtniß für Namen und Zahlen."

Felix betheuerte seine Hochachtung vor so viel Kenntnissen bei solcher Jugend und überzeugte sich, daß das Mädchen jedenfalls die Manieren einer Dame besitze, als sie sich nun mit munteren Worten verabschiedete und auf des Onkels Frage, ob sie ihm wohl den Gefallen thun wolle, seinen Gast nach den schönsten Aussichtspunkten zu führen, da ihn leider sein lahmes Bein an das Haus fessele, mit unbefangener Freundlichkeit ihre Zusage gab.

So wanderte denn Felix am nächsten Morgen mit seiner hübschen Wegweiserin durch das Dorf und durch blumige Wiesen, denen ein duftiger Frühlingshauch entstieg. Es war wonniglich still und friedlich; nur Hühnergegacker, fernes Kuhglockengeläute und das lustige Wellengeriesel der Bäche, die den Schnee, welchen droben auf den Bergen die Sonne schmolz, thalabwärts führten. Aus den Häusern aber ward seiner Begleiterin manch' herzlicher Gruß zugerufen, die Vorübergehenden grüßten und lachten sie freundlich an, Kinder liefen herbei und haschten nach ihrer Hand, ein kleines dralles Mädchen streckte ihr schüchtern einen Strauß von Schlüsselblumen und weißen Veilchen entgegen.

„Sie sind der Liebling des Dorfes, Fräulein, obwohl Sie längst über dasselbe hinausgewachsen sind!" sagte Felix.

„Mein Herz bleibt auch wohl hier! Und doch — so wunderlich sind wir Menschen nun einmal geartet — doch

habe ich meine ganze Kraft daran gesetzt, mir eine Stellung in der Stadt zu verdienen. Ich kann nun bestimmt darauf hoffen, daß ich im Herbst in der Hauptstadt angestellt werde, drei Jahre als Hilfslehrerin und dann definitiv, bis ich mich einmal als ein ganz graues, müdes, altes Fräulein pensioniren lasse."

„Sie machen sehr bestimmte Pläne für die Zukunft, Fräulein, ohne die großen Hindernisse zu bedenken, die auf einem scheinbar so geebneten Wege oft unerwartet auftauchen!"

„O, diese schrecken mich nicht. Ich habe es mir nie anders gewünscht, als mich einmal tapfer und selbstständig durch's Leben kämpfen zu können."

Die Energie des Mädchens, die ihrer weiblichen, fast kindlichen Anmuth keinen Eintrag that, gefiel dem Doktor. Es plauderte sich leicht und heiter mit ihr, das Gespräch stockte keinen Augenblick, und da sie an diesem ersten gemeinsamen Spaziergange Beide Gefallen gefunden, wurden sie nun zu täglichen Weggenossen und wußten bald genau über ihr beiderseitiges Leben Bescheid. Man lernt sich so rasch kennen, wenn man zu Zweien durch eine schöne, stille Natur wandert.

Nur von seiner Braut hatte Felix nie gesprochen. Seit er im Dorfe wohnte, dachte er auch immer seltener an Eugenie.

Eines Abends erinnerte ihn Margarethe, daß er die Kirche nur flüchtig gesehen habe und daß dieselbe einige interessante alte Schätze besitze. Er war froh, noch eine Weile der Gesellschaft des Onkels zu entgehen, der ihn

mit seinen Fragen über neue, wissenschaftliche Entdeckungen bis in die Nacht hinein zu quälen pflegte, und so traten sie durch den kleinen Kirchhof in das einsame, ländliche Gotteshaus. Sie betrachteten den wundervoll geschnitzten alten Beichtstuhl, die schönen Silberleuchter aus der Rococozeit und stiegen zuletzt auch auf das Chor hinauf, um die Orgel zu besehen. Doch als Margarethe sich eben niederlassen wollte, um ein paar Takte zu spielen, hörten sie unten das Kirchenthor zuschlagen und Schlüssel klappern.

„Um's Himmels willen, Herr Doktor!" rief Margarethe. „Ich glaube, der Meßner hat schon zugesperrt; wir müssen uns eiligst bemerkbar machen!"

Sie liefen rasch die kleine Treppe hinab und riefen und klopften. Keine Antwort. Draußen die Stille des Friedhofes und das Rauschen des Frühlingsregens.

„Ich werde die Glocken läuten!" rief Felix, der die Gefangenschaft ganz lustig fand.

„Nein! nein! Um Gottes willen nicht! Ein Glockenzeichen um diese Abendstunde bedeutete Feuersgefahr oder Wassersnoth! Alle Bauern aus den fernen Höfen würden herunterlaufen in's Dorf! Wir wollen nicht muthwillig Schrecken verbreiten! Ich bin überzeugt, daß der Meßner noch einmal durch die Sakristei hereinkommen wird, um Alles für die Frühmesse herzurichten. Bis dahin müssen wir aber in Geduld warten."

Sie ließ sich in einem der Betstühle nieder. Er nahm an ihrer Seite Platz und halblaut, wie um den Gottesfrieden nicht zu stören, plauderten sie von ernsten Dingen, wie sie zu der feierlichen Umgebung paßten. Margarethe

sprach von der Wandlung, die mit ihrem Denken seit den Kindertagen vorgegangen, von den unerschütterlichen Ueberzeugungen, die ihr treu geblieben waren über die Jahre des Zweifels hinaus, von den Grundsätzen, die sie ihren Schülern fest in's Herz pflanzen wollte; und Felix staunte, in welch' geistigem Einklang sie sich Beide nahe standen, wieviel dieses Mädchen gedacht hatte! Was hätte ihm Eugenie, die Meisterin amüsanter Konversation, in dieser Friedhofsstille wohl zu sagen gewußt?

Die Dämmerung warf immer tiefere Schatten über Kanzel und Chor; nur aus den bemalten Fenstern sah man noch lichte Engelsköpfchen herabnicken und von dem Hochaltare, an dem die ewige Lampe brannte, lächelte ein Marienbild lichtumflossen durch das geheimnißvolle Dunkel. Ihm aber war's, als käme all' der Friede, um den hier fromme, kindliche Lippen gefleht, auch über sein Gemüth. All' das Träumen und Sorgen und Drängen des Alltaglebens war um ihn verstummt, und in dieser Stille fand er sein eigenes Herz wieder. Dieses Herz aber — es wußte nichts von Eugenie! Wie ein Frevel erschien es ihm plötzlich, eine Ehe auf der frivolen Grundlage der Eitelkeit, auf einer vorübergehenden Leidenschaft aufzubauen. Ja, diese Leidenschaft selbst, wo war sie hin? Hatte der Bergwind sie ihm von der Stirn geweht, war sie verblaßt vor ein paar klugen, gedankenernsten Mädchenaugen? Er wußte nur, daß er innerlich frei geworden war von dem Irrthum, der ihn an Eugenie knüpfte, wie von einem Fieber, das ihn in schwülen Ballsälen befallen.

„Sie sind mein guter Engel, Margarethe," rief er

plötzlich in tiefer Bewegung. „Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles offenbaren, was in meiner Seele vorgeht — doch ein Wunder ist geschehen, ein Wunder der Erlösung, und Ihnen danke ich es“

Aber die Hand, die er faßte, war so eisig kalt, daß er erschrak. Er hatte in seinem tief bewegten Gedankengange kaum bemerkt, daß das Mädchen immer stiller geworden war, und wie er sich nun besorgt zu ihr herabneigte, hörte er ihre Zähne auf einander schlagen vor Frost, sah, daß ihre Lippen sich verfärbt hatten, daß sie zitterte wie ein frierendes Vöglein.

„Armes Kind!“ rief er. „Sie sind ganz erstarrt! Und ich habe jetzt jede Hoffnung aufgegeben, daß irgend Jemand zu unserer Befreiung kommen wird. Sie dürfen die Nacht nicht hier bleiben. Warum sollen Sie sich erkälten, damit Niemand aus dem Schlaf geweckt wird? Ich will Lärm machen! Oder vielleicht gelingt es mir, die Thüre an der Sakristei zu öffnen. Solch' alte Pforte muß sich doch aus den Angeln heben oder sprengen lassen; man kann das Schloß ja morgen ausbessern, wenn ich es beschädige.“

Er war aufgestanden; seine Schritte hallten laut durch die einsame Kirche. Zum Glück besaß er ein Feuerzeug, um sich in dem schmalen, kleinen Gang, der hinter dem Hochaltare in die Sakristei führte, zurechtzufinden. Margarethe hörte ihn an dem Schlosse herumklopfen, sich gegen die Thüre stemmen, nach einem Werkzeuge herumsuchen, das seine Bemühungen unterstützen konnte.

All ihre Kindergefühle wareen wach geworden, und sie

empfand einen Schauer über diese nächtliche Störung des Gotteshauses, während ihre Vernunft ihr doch sagte, daß sie aus dem dumpfen Raume befreit werden müßten. Nun hörte sie ihren Begleiter zurückkommen.

„Ich scheine wenig Talent zum Einbrechen oder vielmehr zum Ausbrechen zu besitzen. Schloß und Thüre sind stark geblieben trotz meiner Anstrengungen; doch man hat wohl den Lärm gehört, und es ist draußen laut geworden. Man kommt. Nun meine ich, liebes Fräulein, es wäre vielleicht besser, wenn Sie mich allein dem Meßner entgegentreten und es meine Sorge sein ließen, Ihnen Gelegenheit zu geben, unbemerkt hinauszuschlüpfen, was vielleicht gar nicht so schwierig sein wird. Er braucht es nicht zu wissen — um Ihretwillen nicht — daß wir zu Zweien hier gewesen."

„Ich hatte nicht daran gedacht. Aber ich glaube, daß Sie Recht haben mögen," sagte sie, in das Dunkel zurücktretend.

Gleich darauf hörte man draußen Schritte. Eine aufgeregte, laute Stimme rief: „Ihr Zwei stellt Euch vor der Sakristei auf, und Sie, Billinger, Sie bleiben mit dem Nazi und dem Andres hinter mir!"

Schlüssel klapperten, die schwere, eichene Thüre knarrte in den Angeln. Als sie geöffnet wurde, konnte sich Felix beim Anblick des sich ihm darbietenden Bildes eines Lachens nicht erwehren. Der Meßner war mit einer Heugabel bewaffnet; hinter ihm standen zwei Knechte, deren Jeder einen derben Knüttel in der Hand hielt. Der Vierte war wohl der Gemeindediener, denn er hatte einen Säbel um-

geschnollt und eine Uniformsmütze auf den Kopf gedrückt, den er aber, da er an Zahnweh zu leiden schien, mit einem rothen, baumwollenen Tuche verbunden trug.

„Im Namen des Gerichts! Wer da?“ rief er dem Doktor zu, der, von der wunderlichen Komik der Scene ergriffen, festgebannt an dem inneren Gitterthore stehen geblieben war.

„Wie Sie sehen, kein Dieb, sondern ein Mensch, der bei dem Betrachten der Kirche hier eingesperrt wurde und sehr froh ist, endlich herauszukommen.“

Doch der Meßner, der, als er den Lärm in der Sakristei vernommen, fünf Menschen mit dem laut gebrüllten Ruf: „In der Kirch' wird eingebrochen!“ aus dem Schlafe geweckt hatte, wollte sich mit einer so harmlosen Lösung nicht zufrieden geben.

„Herr! Sie haben sich absichtlich hier einsperren lassen! Glauben Sie, man kennt solche Schliche nicht? Wer weiß, was dahinter steckt! Ein Kundschafter vielleicht für eine ganze Diebsbande!“ rief er wichtig. „Das muß angezeigt werden, und Sie müssen mit zum Herrn Bürgermeister! Sofort! Nazi, Andres! Ihr gebt Acht, daß uns der unheimliche Ruhestörer nicht entwischt!“

Die beiden Knechte, welchen die Erscheinung des Fremden sichtlich imponirte, traten zögernd an seine Seite; der Gemeindediener aber, den sein Zahnschmerz nicht eben menschenfreundlich stimmen mochte, höhnte mit grimmigem Tone: „Das Lachen wird Ihnen schon noch vergehen — Sie!“

Felix fand die Scene höchst spaßhaft.

„Aber sehen Sie doch hier meine Visitenkarte: ‚Privatdozent an der technischen Hochschule, Mitglied der Akademie der Wissenschaften!' Glauben Sie denn, daß wir Gelehrten uns in den Ferien auf Kirchendiebstähle verlegen?"

„Ich hab's!" rief der Meßner, voll Entzücken über seinen Scharfsinn. „Wir haben viele Alterthumsschätze in unserer Kirche. Auf unserem Hochaltare liegt eine alte, kostbare Bibel, für die uns schon viele Hunderte geboten wurden. Wer weiß, ob nicht irgend eine Kostbarkeit bereits in den Taschen des Herrn mit heraus wandert!"

„Hören Sie, nun habe ich Ihre Unverschämtheiten satt!" rief nun Felix. „Sie werden mir den Weg frei geben! Meine Geduld ist zu Ende!"

Doch die beiden Knechte, welchen die Rede des Meßners eingeleuchtet hatte, legten ihm ihre schweren Hände auf die Schulter, und der Gemeindediener rief wichtig: „Zum Herrn Bürgermeister!"

Felix machte sich wenig daraus, diesen Würdenträger aus dem Schlaf zu wecken; die neue wunderliche Lage: als ein des Diebstahls Verdächtigter, hatte ihm nur eine komische Seite. Aber wie sollte er Margarethe aus der Kirche helfen?

Während er sich den Kopf zerbrach, trat das Mädchen aus dem Schatten hervor und stand plötzlich vor den überraschten Männern.

„Sie werden den Herrn nicht zum Bürgermeister führen," sagte sie, ohne sich an die seltsamen Blicke des Meßners zu kehren. „Ich bürge für ihn! Ich war mit ihm hier eingesperrt. Mich kennen Sie ja doch und werden mich nicht des Diebstahls verdächtigen wollen!"

Der Nazi und der Andres ließen ihre Hände sinken. Der Gemeindediener machte sich schleunigst davon; auch von der Sakristeithüre wurden die Hüter abgerufen und verschwanden in der Dunkelheit. Der Meßner aber sagte mit hämischem Lachen: „So — so! Da hat die Geschichte freilich eine andere Seite. Ich meine nur, Fräulein Margareth, daß Sie sich künftig einen passenderen Platz für Ihre Zusammenkünfte mit diesem Herrn wählen könnten, als unser Gotteshaus!"

Margarethe war zusammengezuckt.

„Augenblicklich nehmen Sie diese unverschämte Bemerkung zurück!" rief Felix, den Meßner beim Arm packend. „Augenblicklich bitten Sie die Dame um Verzeihung!"

„Lassen Sie mich los!" brummte der Meßner. „Ich wüßte nicht, was Sie hier zu befehlen hättten! Ich sag' und thu', was ich mag."

„Und wissen Sie, was ich thun werde? Ich schreibe noch heute einen Brief an den mir wohlbefreundeten vortragenden Rath im Ministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten, und bedeute ihm, daß in der hiesigen Pfarrgemeinde die Meßnerstelle von einem Menschen besetzt ist, der, statt sich zu entschuldigen, wenn er in eigener Fahrlässigkeit die Besucher der Kirche einsperrt, denselben auch noch Unverschämtheiten an den Kopf wirft. Meßnerstellen sind ja sehr gesucht. Die Ihre kann bald anderweitig besetzt sein!"

„Aber Sie werden doch einen Scherz nicht so böse aufnehmen!" lenkte der Meßner jetzt plötzlich ein. „Wie werde denn ich von Fräulein Margarethe etwas Schlimmes

sagen, ja nur denken! Fräulein Margareth, legen Sie ein gutes Wort für mich ein."

„So merken Sie sich's, daß Sie Fremde künftig anständiger zu behandeln haben!" sagte Felix kurz und wandte sich zum Gehen.

Er hatte dem Mädchen, das still, mit gesenkten Augen neben ihm herging, seinen Arm angeboten. Durch die lichtgewordene Frühlingsnacht schwebten weiße Blüthenflocken, die der Wind von den Bäumen jagte.

Ueber sie Beide war plötzlich ein tiefer Ernst gekommen, der ihren Gesprächen sonst fremd gewesen. Diese ernste Stimmung klang noch in ihnen nach, als sie ihm an der kleinen Pforte, die durch den Garten in's Haus führte, gute Nacht sagte. Sie trug den Schlüssel bei sich und öffnete leise, um Niemand zu wecken.

Als Felix sich aber nun seiner Wohnung näherte, trat ihm plötzlich der alte Lehrer in den Weg. Der talarartige Schlafrock, sein weißes Haar flogen im Nachtwind. Mit angstvoller Geberde und schmerzlichem Tone rief er: „Herr Doktor! Wo ist mein Kind? Meine Tochter ist nicht nach Hause gekommen!"

Der alte Herr war so aufgeregt, daß Felix Mühe hatte, zu Worte zu kommen. Endlich hatte er ihn soweit beruhigt, daß er ihm erzählen konnte, was geschehen war, und als er ihm nun versicherte, seine Tochter sei wohlbehalten in ihrem Stübchen, fiel ihm der Angstbefreite in seiner Aufregung um den Hals. Felix war selbst in so erregter Stimmung, daß er diese Scene auf dem schweigenden Dorfplatze gar nicht so wunderlich fand, wie sie ihm wohl sonst erschienen wäre.

„Lieber Herr Lehrer,“ sagte er und schüttelte dem alten Manne die Hand. „Ein Mann, der Fräulein Margarethe gegenüber nicht die besten Gesinnungen an den Tag legte, würde mir geradezu verächtlich erscheinen. Dieses Mädchen können Sie getrost ihrem eigenen Schutze anvertrauen, denn ihre vornehme Denkweise, ihr klarer Verstand heben sie weit über jede niedere Regung empor.“

Dann verabschiedete er sich von dem alten Herrn und ging nach Hause. Lange konnte er keinen Schlummer finden. Noch in der Nacht schrieb er an die Aktiengesellschaft in Berlin, um ihr seine Annahme der Direktorstelle anzukündigen. Dieser Entschluß bedeutete ihm aber nicht mehr Kampf mit Eugenie; er sah in demselben den ersten Schritt zu einem endgiltigen Bruche.

Margarethe war in den nächsten Tagen nicht zu bewegen, ihn auf seinem Spaziergang zu begleiten. Sie habe im Hause zu thun, müsse auch Herrn Fernhagen die längstbegonnene Abschrift fertig machen, entschuldigte sie sich. Er fühlte, daß dies nur Ausflüchte waren, und daß ihr die hämische Bemerkung des Meßners die Unbefangenheit geraubt hatte. Machte auch sie dem Gerede der Leute Zugeständnisse, dem Gerede dieser Leute? Er war verstimmt und versuchte ihr zu grollen.

„Sie sind wortbrüchig, Fräulein Margarethe,“ sagte er eines Morgens, als sie im Studirzimmer saß, eifrig bemüht, die stenographischen Zusammenstellungen des Onkels zu entziffern. „Das ist nicht hübsch von Ihnen! Sie wissen, daß wir längst eine Bergwanderung geplant haben; es ist wunderbar schön und warm draußen, und Sie ver-

graben sich in diese langweiligen Hieroglyphen. Ich aber muß bald abreisen."

Sie sah auf, sah eine Weile mit einem langen Blick auf den blühenden Baum, der vor dem Fenster draußen seine Zweige wiegte; dann sagte sie: „Einmal will ich noch mit Ihnen gehen, morgen! Es ist ja Mai, und große und kleine Kinder dürfen ihren Maispaziergang haben!"

Die Sonne schien auch am nächsten Morgen mit ganz sommerlicher Gluth. Margarethe hatte einen Dorfjungen, den rothhaarigen Tonisl, zur Begleitung mitgenommen. Mit Plaids und Eßwaaren bepackt, sprang dieser ihnen voraus. Sie folgten in munterster Stimmung, wie nur ein Wandern in Bergluft und Waldesschatten sie zu erzeugen vermag. Leichtfüßig stieg das Mädchen in dem kurzgeschürzten grauen Kleide, das grüne Filzhütchen auf dem hellbraunen Haar, den Weg empor.

Dann standen sie oben auf der Spitze, vor sich die steinerne Welt mit ihren sonnebeleuchteten Felswänden, ihren glitzernden Schneefeldern, ihren Klüften und Zacken und Schlünden, in ihrer einsamen Größe! Und über dem Meer von Gipfeln, über der lichten weiten Ebene Frühlingsduft; in dem unendlichen Blau des Himmels nur eine große, weißumsäumte Wolke, die langsam über einem schneebedeckten Berge emporstieg.

Felix hatte in heißem Entzücken die Hand des Mädchens erfaßt. „Was denken Sie, Margarethe?" frug er, denn er sah ein Leuchten in ihren Augen, das ihm schöner dünkte, als die wunderbare Sommerpracht.

„Ich denke,“ erwiederte sie leise, „daß ich diesen Feiertag und diese Stunde nie vergessen will. Die Welt ist so schön!“

Sie hatte ihn nicht angeblickt, sondern mit strahlenden Augen in die lichte Ferne geschaut, und doch wußte er's mit einem Male, daß ihm ihr Herz zu eigen sei.

Diese Erkenntniß brachte ihm ein Frohlocken, als habe er alle Lebensschwere unten im Thale gelassen. Er hielt nur ihre Hand fest in der seinen; er sprach kein Wort von Liebe. Erst wenn er frei geworden, wenn das Band, das er innerlich zerrissen fühlte, auch nach außen hin gelöst war, erst dann durfte er ihr die Geschichte seines Herzens erzählen und von der gemeinsamen Zukunft reden.

Lächelnd saß er später neben ihr in der Almhütte, die erst vor wenig Tagen bezogen worden war. Sie kochte Kaffee und machte mit zierlichen Händen das Mahl zurecht, das der Tonisl getragen hatte. Sie aßen von einem Teller und tranken aus einem Becher. Er aber schaute Zukunftsbilder in dem rothen Flammenschein des Herdfeuers.

Sie wurden in dem heiteren Geplauder mit der Sennerin durch den lauten Ruf des Tonisl unterbrochen: „Wenn's nicht heroben über Nacht bleiben wollt, nachher müßt's gleich geh'n! Es kommt ein Wetter!“

Margarethe war rasch aufgestanden, und wie auch Felix bat, ihn erst Umschau halten zu lassen, ob man nicht doch besser hier bliebe und abwarte — sie wollte augenblicklich fort, um jeden Preis. Wie gejagt liefen sie den Grasberg hinunter, hinter dem die Alm lag. Schwarz und

gewaltig lastete die Wetterwand über den nächsten Gipfeln. Es war Thorheit gewesen, die Hütte zu verlassen. Margarethe gestand sich's nun wohl, denn sie waren schutzlos dem Sturme preisgegeben. Der Tonisl lief freilich, von Gewitterfurcht gejagt, einen Jägersteig hinab, der fast senkrecht abwärts führte. Auf diesem Wege konnte aber Margarethe nicht folgen.

So standen die Beiden allein, umrauscht von den ächzenden, knarrenden Bäumen. Nun fuhr der erste Blitzstrahl nieder; in allen Schluchten und Thälern widerhallte der Donnerschlag. Vom Wind gepeitscht flogen die Wolken heran; unter ihnen, über ihnen ballten sich die schweren Massen. Es ward so dunkel, daß sie kaum die Schritte vor sich zu sehen vermochten, und Felix die Hand des Mädchens ergriff, um sie zu führen. Bald aber war an ein Weitergehen nicht mehr zu denken. An einer vorspringenden Felswand mußten sie Schutz suchen vor der wilden Jagd, die über ihre Köpfe wegbrauste. Finstere Nacht ward's um sie, als wäre das Ende aller Dinge gekommen, und nun plötzlich bebte gleichsam der Boden unter ihnen; Feuerflammen züngelten auf und von der furchtbaren Erschütterung des Donnerschlags sank Margarethe in die Kniee.

Der Blitz hatte die Tanne getroffen, unter welcher sie kurz vorher gestanden.

Felix hatte das halbbetäubte Mädchen emporgehoben und schützend seinen Arm um sie geschlungen. Als sie nun wieder zu sich kam, wich sie von ihm zurück und wollte sich befreien.

„Margarethe!“ rief er, „wir stehen hier auf einer weltfernen Insel, unerreichbar für jede Menschenhilfe! Wenn ein Feuerstrahl vom Himmel uns im nächsten Augenblicke in den Abgrund schleudert, so wird ein Kreuz, eine Martertafel an uns Beide erinnern, zusammen werden wir gefunden, zusammen betrauert! Und auch in solcher Stunde noch sollen wir nach den Sitten der Welt fragen und nicht Hand in Hand diesem Grauen Trotz bieten dürfen?“

Sie antwortete nicht, aber sie ließ es geschehen, daß er sie wieder an sich zog; so standen sie stumm an einander geschmiegt, und durch all' das Toben und Branden und Rauschen und Grollen klang in ihren Herzen ein süßes, sonniges Lied: Lebensfülle, Daseinsfreude, die uralte, unsterbliche Melodie der Liebe.

„Ich fühle Ihr Herz klopfen, Margarethe,“ sagte er. „Es klopft so laut, so rasch. Und wissen Sie, was es mir anvertraut? Ein Geheimniß, Mädchen! Es sagt mir: nie würde diese muthige kleine Hand sich in die eines Mannes schmiegen, nie dies stolze junge Haupt sich an die Schulter eines Mannes legen trotz Unwetter und Todesgefahr, wenn das klopfende, warme Herz nicht diesem Manne gut wäre! Ist's so, Margarethe? — Ist es so?“

Im Flammenschein standen sie sich plötzlich gegenüber; dann ward es wieder Nacht um sie her und durch das Dunkel frug er noch einmal: „Sag', bist Du mir gut?“

„Warum fragen Sie mich, da ich es mir doch selbst nicht sagen will! — Ein Zufall hat mich in Ihren Weg geführt, der Sturm in Ihre Nähe gedrängt! O, ich weiß

Alles! Ich sehe ja so klar, daß ich nur eine kurze Episode in Ihrem Leben bedeute, daß ich bald nur eine flüchtige Erinnerung sein werde. Darum versprechen Sie, daß Sie mich nie, niemals an diese Stunde erinnern wollen, in der ich Ihnen so haltlos, so fassungslos gegenüberstehe! Ich habe lange gewußt, daß es Thorheit ist, wenn ich mein Herz nicht besser schützte, und bin doch noch einmal mit Ihnen gegangen, weil ich einmal im Leben mir einen schönen Frühlingstag gönnen wollte. Einen Maientag der Liebe und des Sonnenscheins in einem ernsten Leben der Pflicht!"

Er hatte die Arme fester um sie geschlungen. „Der Tag hat mit Blitz und Donner geendet, Margarethe, so laß Dir vom Sturme denn Dein Geheimniß entreißen!" rief er mit schmeichelndem, leidenschaftlich bewegtem Flehen, dem sie nicht widerstand.

„Einmal will ich's sagen, ein einzig Mal, und der Sturm soll's dann verwehen auf immer: „Ja, Felix, ich hab' Dich lieb — unsäglich lieb!"

„Sie hat mich lieb, sie hat mich lieb!" jubelte er in heißer Begeisterung. „Hört es ihr züngelnden Blitze, hier steht ein seliger Mensch! Hier stehen zwei Glückliche, die gefeit sind gegen Eure Vernichtung, denn sie wollen leben, sie müssen leben! — Margarethe! Ich habe Dir ja gesagt, daß Du ein Wunder an mir gethan! Sieh, wie dort unten plötzlich die finsteren Wolken sich theilen und leuchtende Helle durchbricht: so ist's licht und klar geworden vor meinen Augen durch Dich! — O Geliebte! Nicht blos einen kurzen Frühlingstag wollen wir zusammen

durchleben! Nein — Jugend und Alter, unser ganzes Dasein! Und immer sollst Du mein Frühling sein, und mein Sonnenschein! Süßes, bestes, einziges Mädchen, laß Dir Treue und Liebe geloben mit diesem Kusse, mein Schatz, meine Braut, mein Weib! Mein auf immer, nicht wahr, Margarethe?"

In der vollen Seligkeit des Liebens und Geliebtwerdens schlang das Mädchen die Arme um seinen Hals, und die Lippen der kleinen Lehrerin lernten an seinem Munde eine neue gewaltige Sprache.

„Ist's denn kein Traum," flüsterte sie, „daß Du mich im Ernst lieb haben willst? O, ich beschwöre Dich, sei wahr in dieser Stunde! Sag' mir's, wenn sich Dir nur ein rasches, flüchtiges Gefühl auf die Lippen drängt, das dieses Dunkel um uns her, unsere Einsamkeit in wilder, erregter Natur, Dir wachgerufen! Noch kann ich's tragen, wieder von Dir scheiden zu müssen, noch habe ich den Muth der Entsagung. Ich will Dir auch nicht zürnen, wenn Du mich nur eine kurze Stunde liebtest, sondern still und dankbar die selige Erinnerung bewahren! Aber es wäre grausam, Felix, wenn Du mich mit fortreißen würdest in ein neues, fernes Wunderland, das morgen wieder versinken muß!"

„Kind, hältst Du mich für einen Thoren, der in einem stillen Erdenwinkel das höchste, wonnigste Glück gefunden, ein Glück, das er nie geahnt, nie gehofft, und der diesen köstlichen Schatz im Stiche lassen wollte! Ich gehöre Dir an, Margarethe, so rückhaltlos, wie sich nur je ein Mensch dem Anderen zu eigen gegeben. Doch Vertrauen mußt Du mir schenken, Geliebte! Ich werde Dich auf einige

Tage verlassen müssen. Heute noch, wenn es möglich ist, kehre ich in die Stadt zurück und räume Alles aus dem Wege, was sich hindernd zwischen unsere Liebe stellen könnte, um dann mit freier Stirn vor Deinen Vater hinzutreten mit der Bitte, deren Erfüllung Deine Liebe mir ja gewiß macht. Bis dahin mußt Du an mich glauben und an mich denken ohne Unterlaß. Mir wird Dein Bild im Stadtgewühl, in den peinlichen Stunden, die meiner harren, unablässig vor Augen stehen!"

Wie hätte sie einen Zweifel an seiner Liebe noch zu äußern, ja nur zu denken gewagt, als sie nun, da die Nacht um sie her sich in ein Regengrau verwandelte, in seine Augen blicken konnte, die sich in die ihren senkten so durchdringend, ihr ganzes Sein durchflammend, vor seinen lieben, guten, zärtlichen Worten! Wenn er ein Jahr, ein Jahrzehnt des Vertrauens und des Harrens gefordert, sie hätte es gewährt ohne Zögern. Wie auch die Aeste schauerten und ächzten, der Bergbach zischte, und die Regengüsse an ihnen vorüberrauschten: in ihnen war ein Jubel, daß ihnen die Blitze nur wie ein lustiges Feuerwerk schienen, das zur Feier ihrer Verlobung aufloderte, das Nebelgrau nur der willkommene Schleier, der sich um ihr Glück breitete.

So schritten sie endlich lachend zurück in's Thal unter strömendem Regen und verhallendem Donner, und wenn ein Bach ihnen den Weg versperrte, dann sahen sie sich nur lustiger in die Augen, dann hob er die liebe, leichte Last auf die Arme und trug sie hinüber.

Dann nahmen sie Abschied unter den triefenden Regenschirmen: zwei selige, liebefrohe Menschen.

3.

Felix nahm sich nur Zeit, sich umzukleiden, rasch seine Sachen zu packen zur großen Bestürzung des Onkels, der ihn gerne gehalten hätte, und saß dann im Abendzug, noch kaum seiner Sinne mächtig. Mit geschlossenen Augen lehnte er in der Ecke und durchlebte mit wonnigem Gefühl wieder und wieder die bedeutungsvolle Stunde, die ihm an der Felswand auf der einsamen Höhe geworden war.

Erst als er nach wenigen Stunden den Bahnzug verließ, weckte das Stadttreiben in der noch belebten Straße ihn aus seinen Träumen. Nun erst überlegte er, was geschehen müsse. Gleich am nächsten Morgen wollte er eine Unterredung mit Eugenie verlangen und ihr frei und offen erklären, daß ihm nach diesen Wochen der Trennung eine Lösung ihrer Verlobung als einzige Lösung des Streites erscheine, der zu tief in ihren beiden Naturen liege, um sich je schlichten zu lassen. Er war überzeugt, daß Eugenie ihm nach dem ersten Worte, das er spräche, mit einem höhnischen Achselzucken erwiedern würde, dieser Meinung sei sie längst gewesen und habe nur ihm den ersten Schritt überlassen wollen. Vielleicht, so redete er sich ein, hatte sie längst ihr gegebenes Wort bereut und nur deshalb ihm eine unerfüllbare Bedingung gestellt, einen so hartnäckigen Trotz gezeigt.

Er stand in tiefen Gedanken auf dem Pferdebahnwagen, der ihn seiner Wohnung zuführte, und legte sich die Worte zurecht, die er Eugenie sagen wollte, die schonend und zugleich überzeugend ihr seinen Entschluß ausdrücken sollten.

Der Mitfahrenden hatte er nicht geachtet, als ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter klopfte.

„Guten Abend, lieber Fernhagen!“ sagte der Doktor Kroning, der aus dem Innern des Wagens kam und an Felix vorüber mußte, um an der Haltstelle auszusteigen. „Schlimme Tage für Sie! Ich kondolire von Herzen! Wer hätte das gedacht?“

Und ehe Felix, der ihn ganz betroffen anstarrte, nur eine Frage fertig brachte, war er abgesprungen, und der Wagen rollte weiter.

Was war geschehen? Warum die seltsame Begrüßung? In schlimmster Ahnung betrat er seine Wohnung, seine Phantasie stellte ihm die verschiedensten schrecklichen Bilder vor Augen.

Der Diener war abwesend. Doch auf dem Schreibtische lag ein Brief. Er erkannte sofort die Schrift des Bankiers Bonitz. Wie eine Befreiung durchfuhr ihn der Gedanke: Eugenie sei ihm zuvorgekommen, gebe ihm durch ihren Vater sein Wort zurück. Vielleicht wußte Doktor Kroning, daß sie einen Anderen bevorzuge, und hatte ihm deshalb voll Theilnahme die Hand gedrückt. Doch das Lächeln, mit welchem er das Siegel erbrach, schwand nach den ersten Sätzen, die er las.

„Lieber Doktor,“ schrieb der Bankier, „als Sie mich vor zwei Monaten um die Hand meiner Tochter baten, habe ich Ihnen — vielleicht zu Ihrer Ueberraschung, jedenfalls zu der mancher meiner Bekannten — die Einwilligung ohne Zögern ertheilt, weil ich wußte, daß Sie sich jene ehrenhafte Denkweise, jene feineren sittlichen Prin-

zipien bewahrt hatten, die so vielen jungen Leuten so rasch verloren gehen, und ich daher der sicheren Ueberzeugung war, mein Kind würde an Ihrer Seite glücklich werden. Damals dachte ich freilich nicht, daß ich einmal an Ihre Ehrenhaftigkeit, an Ihren Edelmuth mich zu wenden haben und Ihr Schuldner werden würde. Heute ist dies der Fall, heute muß ich Ihnen gestehen, daß das beste Bankhaus der Stadt, Bonitz & Comp., seine Zahlungen eingestellt hat, daß ich ein ruinirter Mann bin und in wenigen Augenblicken das Eine thun werde, was einem glücklosen, kühnen Spieler übrig bleibt: mich aus der Welt forträumen, in der ich Fiasko gemacht habe. — Diese Katastrophe ist natürlich nicht plötzlich gekommen; sie hat in den letzten Wochen einige Male drohend über meinem Haupte geschwebt, aber ich habe geschwiegen vor Ihnen, wie vor meiner Familie. Wenn eine Möglichkeit der Rettung bleiben sollte, so galt es vor Allem, meinen Kredit über jedem Argwohn zu halten. Ich weiß nicht, ob es Ihnen leicht gefallen wäre, eine Maske zu tragen und Komödie zu spielen, wie ich es seit Wochen gethan habe. Alle Jene, die an meinem Tische gesessen, meine Hand geschüttelt, mit mir angestoßen haben, Alle, die sogenannten guten Freunde meines Hauses, werden das sinkende Schiff verlassen. Nur Sie nicht, Doktor! Nein, Sie gehören nicht zu den Ratten, denn Sie sind ein Ehrenmann. Und wenn ich auch meine arme Tochter mit hereingerissen habe in mein Verderben, Eines doch habe ich gut für sie gemacht, ich gab sie einem braven, edlen Mann! Diesem Ehrenmanne drücke ich jetzt im Geiste die Hand und bitte, daß

Sie mich nicht mehr verdammen, als ein Glückloser verdient."

Das leichte Blatt in Felix' Hand wog plötzlich centnerschwer. Wie ein furchtbarer Alp drückte es auf sein Herz, zermalmend, vernichtend, alles Blühen und Hoffen in unerbittlicher Wucht erstickend.

Ein Ehrenmann! Wo aber lag die Pflicht der Ehre? Sollte er das geliebte Mädchen, dem er vor wenigen Stunden noch unter heißen Küssen Treue gelobt, verlassen, ihr Glück und das seine mit Füßen treten? Oder sollte er zu Eugenie hingehen, die den Vater verloren hatte, die gebrandmarkt, von höhnischen Augen verfolgt, Alles aus ihren Händen gleiten sah, was für sie der Schwerpunkt des Daseins gewesen, und ihr sagen: „Gib mich frei! Ich liebe Dich nicht mehr!" Wenn sie ihm dann mit einer Geberde der Verachtung den Brautring entgegenschleuderte, wenn alle Edel- und Gutgesinnten sich verächtlich von dem Manne abwendeten, und die niedrig Denkenden ihm lächelnd zunickten: „Bist auch Einer der Unseren! Nun kennt man Dich! Hast die Spekulation aufgegeben, da sie sich nicht mehr rentabel zeigte! Sei froh, daß es noch Zeit war!"

Wie sollte er sich dann vertheidigen? Wie beweisen, daß er sich aus innerlichen Motiven von Eugenie trennte, und der Umschlag der äußeren Verhältnisse bei diesem Bruche nichts, gar nichts zu thun hatte?

Ein ungläubiges Lachen mußte ihm ja zur Antwort werden. Vielleicht konnte man ihm sogar andichten, daß er früher als Andere den Sturz des Hauses Bonitz geahnt habe

und deshalb verreist sei. Hier gab es keine Vertheidigung: wenn er Eugenie nicht zu seiner Frau machte, war er bis zum Ende seiner Tage in den Augen all' derer, die seine und ihre Verhältnisse kannten, ein gemeiner Mensch. Und wenn er sich nicht von ihr trennte, so hatte er einem jungen, vertrauenden Wesen, das mit so viel Klarheit und Muth in die Zukunft gesehen, Herz und Leben getrübt und verbittert, und die Harmonie einer jungen Seele zerstört.

Dann mußte er einen Irrthum mit seinem Lebensglücke bezahlen, eine bewußte Täuschung zum Schein weitertragen, mußte seines eigenen Herzens Aufschrei ersticken für den Rest seines Lebens.

Stunden gingen vorüber. Die Nacht sank herab; eine duftende, blühende Maiennacht. Der frühe Morgen brach an. Die Schwalben kreischten an den Fenstern vorüber.

Als der Diener in das Gemach trat, saß der Doktor noch in den Reisekleidern vor dem Schreibtisch; die Speisen, die auf dem Tische standen, waren unberührt. Er wagte seinen Herrn nicht anzusprechen; das Gesicht desselben war so verstört, die sonst so glänzenden Augen wie zurückgesunken in tiefe Schatten; auf seinen Zügen lagen die Spuren eines furchtbaren Kampfes.

Schweigend legte der Diener ein Zeitungsblatt vor ihn nieder. Eine schwarzgeränderte Anzeige stand in großen Lettern obenan:

„Gestern entschlief plötzlich unser innigst geliebter Gatte und Vater: Herr Wilhelm Bonitz, Bankier. Die tieftrauernd Hinterbliebenen bitten um stille Theilnahme."

Langsam erhob sich Felix von seinem Stuhle. Er mußte nach einer Stütze greifen, so schwindelte ihm der Kopf von dem langen, langen Denken. War denn seit gestern nicht ein Jahrzehnt verflossen? Gestern Morgen war er doch noch so jung gewesen, so jugendfroh, und nun?

„Darf ich dem Herrn Doktor nicht vorher ein Frühstück bringen?" frug der Diener, als Felix nach einer Weile, schwarz gekleidet, mit Hut und Handschuhen aus seinem Schlafgemach trat. Doch Felix verneinte mit einem Kopfschütteln und schritt mit starren Augen und festgeschlossenen Lippen an ihm vorüber.

Nein, Felix wollte nicht zu den Ratten gehören, die das sinkende Schiff verlassen.

Scheue Bedienstete empfingen ihn, als er das Haus Bonitz betrat. Mehrere Zimmer waren verschlossen, an den Thüren hing das amtliche Siegel. Niemand begegnete ihm auf der Treppe; er klopfte an der Thüre des kleinen Salons, wo ihn Eugenie meist zu empfangen pflegte. Keine Antwort. Er trat ein und schritt durch den leeren Raum in das anstoßende Wohnzimmer. Hier kauerte im dunkelsten Winkel des Gemaches eine schwarze Gestalt, die weißen Hände in dem dichten braunen Haar vergraben, das Gesicht fest auf die Polster des Stuhles gedrückt.

Er trat auf sie zu und legte ihr leise die Hand auf die Schulter. „Eugenie!"

Sie hob das Haupt aus dem dunklen Winkel, in dem sie Vergessenheit, Ruhe gesucht, empor. Ihre Augen waren verschwollen vom Weinen, das schwarze Kleid hing un-

geordnet an ihrer Gestalt, die Haare flatterten ihr wirr um Stirn und Schultern, und sie heftete auf Felix einen angstvollen Blick, als fürchtete sie, nun die letzte, schwerste Demüthigung zu hören, die ihr noch werden konnte.

„Warum kommst Du zu der Verachteten? Ich war ja trotzig und eigensinnig gegen Dich. Nun kannst Du Dich rächen und es mir vergelten, wie es Alle, Alle thaten, denen ich einmal in einer übermüthigen Stunde einen Nadelstich beigebracht. Sie haben sie mir Alle mit giftigen Spitzen zurückgegeben. Triff mich auch Du! Höhne auch Du darüber, daß ich, die kein Jota an ihrem Leben ändern wollte, nun wohl wird glauben müssen an größere Opfer und schlimmere Entbehrungen. Gib mir auch den freundlichen Rath, der durch die Abschiedsbriefe meiner guten Freundinnen, die natürlich nicht mehr mit mir verkehren dürfen, hindurchklingt: ich müsse nun eben Bescheidenheit lernen und meine Ansprüche reduziren."

Es klang so bittere Verzweiflung aus den hervorgeschluchzten Worten, das Schicksal war in so tragischer Wucht über das Mädchen hereingebrochen, daß Felix' Herz von tiefem Mitleid bewegt wurde, welches seiner Stimme einen warmen Ton verlieh.

„Eugenie," sagte er, und er fühlte wohl, daß diese Worte über seine Zukunft entschieden. „Eugenie, armes Kind! Das Schicksal hat unseren Streit beendet, ernster, furchtbarer, als wir ahnen konnten. Zu spät habe ich erfahren, was für ein großes Unglück Euch betroffen, zu spät, um Dir Kränkungen und Beleidigungen fernzuhalten. Doch nun ist mein Platz an Deiner Seite, und Du sollst

fühlen, daß Du Dich stützen darfst auf einen starken Arm und Dich geborgen wissen in einem Schutz, der Dir nicht versagen wird."

Er zog sie an seine Brust und strich ihr beruhigend über die fieberheiße Stirne.

Eugenie hatte Menschenverachtung gelernt in den letzten Tagen. Der Boden unter ihren Füßen hatte gewankt, Alles, was ihr werth und theuer, war in Trümmer gefallen, sie hatte in das leere Nichts geblickt. Daß ihr Bräutigam sie im Stiche lassen, das Wort, das er der reichen Erbin gab, der armen Tochter des Bankerotteurs gegenüber nicht mehr für bindend erachten und in ihrem Streite einen passenden Vorwand für die Lösung finden würde, daran hatte sie keinen Augenblick gezweifelt; vielleicht hatte sie sich auch zugestanden, daß sie selbst an seiner Stelle nicht Treue halten würde.

Wie sich seine Arme ihr nun entgegenstreckten, und sie in ihrer Verlassenheit einen Halt, in ihrem Elend eine Rettung sah, an die sie nicht mehr geglaubt, da erschütterte zum ersten Male im Leben eine tiefe, dankbare Rührung das Herz des weltklugen, liebearmen Mädchens, und sie drückte sich fest an die Brust ihres Bräutigams und rief unter strömenden Thränen: „O Felix, Felix, Du bist tausendmal besser, als ich verdiene!"

4.

Die stille Vermählung sollte bald stattfinden. Felix sagte sich, daß Eugenie als seine Frau, in einer anderen Stadt überdies, am sichersten ihrer peinlichen Lage den

höhnisch-mitleidigen Blicken, die sie bis zur Verzweiflung folterten, enthoben sein würde.

Er hatte der Mutter seiner Braut angeboten, sein Heim mit ihm zu theilen. Niemand aber wird es ihm verdenken, daß er befreit aufathmete, als Frau Bonitz dankend ablehnte und ihm versicherte, ihr kleines Privatvermögen, das in den allgemeinen Ruin nicht hatte hereingezogen werden können, würde ihr ein bescheidenes Dasein unter ihren Verwandten ermöglichen.

Ach, wenn ihm auch die künftige Schwiegermutter nicht zur Last fiel: Felix hatte doch eine schwere Bürde zu tragen, und auch für ihn war es besser, wenn diese Tage, da er mit zerrissenem, von Sehnsucht zermartertem Herzen Trost spenden mußte, bald ein Ende nahmen, wenn er in neuer Umgebung, zu neuer Thätigkeit gelangte und der Sieg ganz vollendet war.

Wenn er nun aus dem Trauerhause kam und den Bericht über all' die kleinen Bosheiten, die von Geschäftsleuten, Dienstboten u. s. w. den beiden Damen in den Weg gestreut wurden, mit Geduld angehört, die Gemüther zu beruhigen gesucht hatte, dann saß er wohl noch Stunden lang, die Stirne auf die Hände gedrückt, in seinem einsamen Zimmer und dachte an Margarethe, und ihr Leid brach ihm fast das Herz. In der ersten Erregung hatte er den Entschluß gefaßt, noch einmal zu ihr zu gehen und ihr zu beichten, was geschehen war, warum es geschehen mußte. Sie war ja großdenkend genug, um ihn zu verstehen. Doch nach ruhigerer Ueberlegung sah er wohl ein, daß er sich und ihr nicht die Qual eines Wiedersehens

auferlegen dürfe. Er mußte schreiben. Ach, wie viele Bogen hatte er schon angefangen, wie viele Worte zu Papier gebracht, und es war immer nicht das, was er sagen wollte.

So geschah es, daß eine Zeitung eines Tages in der Spalte, worin das „Lokale" zu stehen pflegt, die Notiz brachte: „Herr Dr. Felix Fernhagen, bisher Privatdozent in M., hat eine Stellung in Berlin angenommen und wird sich nächstens mit seiner schönen Braut, Fräulein Eugenie Bonitz, vermählen."

Auch in das kleine Dorf im Innthale kam das Zeitungsblatt, auch in das Lehrerhaus — in Margarethens Hände.

Sie hatte geharrt auf Felix' Rückkehr, auf eine Botschaft in ruheloser Ungeduld, aber ohne Sorge, in felsenfestem Glauben an ihn. Die Tage waren lang genug gewesen, um ihr ganzes Denken loszutrennen von der Vergangenheit, um ihr Träume, Wünsche zu wecken, so wonnig heiß und liebesselig, daß all' ihre alten Freuden dagegen verblaßten, ihre Bücher ihr nicht so Schönes mehr zu sagen hatten, wie ihre eigene Phantasie, die Stellung als Lehrerin, die einst der Gipfel ihrer Zukunftserwartungen gewesen, ihr nun eine so kahle, freudlose Aussicht schien, wie eine Verbannung zu einem Frohndienste im finsteren, frostigen Norden.

Und nun, nach einer Woche Frist, da sie Zeit gehabt hatte, sich selbst und ihrer vollgenügenden Einsamkeit zu entfremden, da dieser ferne Mann ihre ganze Welt verwandelt hatte, und ihr Wesen stürmisch nach Liebe rief,

kam als Antwort auf das heiße Begehren ihres Herzens seine Vermählungsanzeige mit einer Anderen. Kein Blitzstrahl fiel vom Himmel, um das Blatt zu vernichten, das so schmählichen Verrath kündete! Und doch hatte er unter flammenden Blitzen Treue geschworen! Niemand verstand, Niemand ahnte den Hohn, der für sie in den kurzen, nüchternen Worten lag; wie sie ihr all' die Hoffnungen vernichteten, die ihr unter heißer Liebessonne rasch und wunderherrlich emporgeblüht waren, und doch ihre alte, stille Welt nicht wiedergaben, deren Frieden zertreten, verloren hinter ihr lag.

Am Morgen nach der Jammernacht, die sie nach Empfang der Zeitung durchlebt, brachte ihr der Postbote einen Brief. Sie flüchtete in die fernste Ecke des Gartens mit der Scheu eines schwerverwundeten Wildes. Sie kannte die Schrift ja allzu wohl. Felix hatte ihr einmal ein Citat aufgeschrieben, das ihr wohlgefallen; das Blatt hatte sie wie einen kostbaren Besitz verwahrt. Welchen Abscheu ihr nun diese regelmäßigen Buchstaben weckten! Glatte Schrift und glatte Worte! Was konnte er ihr denn noch sagen? Nichtige Beschönigungen, leere Ausflüchte, wohlfeile Worte! Nein, fort mit dem Briefe, der nächste Strudel sollte ihn mit fortreißen; die Wellen des Baches dort die falschen Schriftzüge des falschen Mannes wegspülen, ohne daß sie einen Blick darauf geworfen!

Doch was nützte die Rache an dem Stück Papier? Alle Ströme der Welt wuschen ja doch den Treubruch nicht fort, mit dem er ihr Vertrauen gelohnt. Nein, er sollte sehen, wie rasch sie die Fäden zwischen ihnen entzwei

schnitt; er sollte ihre ganze Verachtung fühlen, wenn er den Brief uneröffnet zurückerhielt. Das war die Antwort, die er verdiente.

In aufflammendem Zorn, vor welchem für einen Augenblick selbst ihr Weh verstummte, eilte sie in's Haus, in ihr Stübchen, schob den Brief in ein Convert und lief dann mit hastigen Schritten nach der Bahn. Der nächste Zug sollte sie von dem verhaßten Blatte befreien und es ihm wieder bringen — und dann war ja Alles zu Ende.

Sie schritt durch leuchtenden Sonnenschein, durch wogende Blätterfülle; überall reiche Sommerpracht und erblühende Rosen. Ihr aber war Alles so häßlich geworden: die ganze Welt eine große, erbärmliche Lüge!

5.

Der Direktor Fernhagen war seit fünf Jahren mit Eugenie verheirathet. Es war ein Wintermorgen. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken. Die Beiden saßen sich schweigend gegenüber beim Frühstück, Felix im Reiseanzug; er mußte öfters in den in der Provinz gelegenen Fabriken nachsehen, was stets ein paar Tage Zeit in Anspruch nahm. Bevor der Wagen kam, hatte er eben noch Zeit, Kaffee zu trinken und die Zeitungen durchzublättern. Eugenie studirte scheinbar eifrig den Bericht über den letzten Opernball. Sie sah blühend hübsch aus in dem geschmackvollen Morgenanzug, der die runden Arme freiließ und ihre der Fülle zuneigende Gestalt mit weichen Falten und Spitzen umfloß. Ihre Augen waren fest auf das Blatt gerichtet, doch ihre Gedanken schienen zuweilen in weiter

Ferne zu irren; dann hatten sie einen schwülen, leidenschaftlichen Glanz, die weißen Zähne setzten sich fest auf die Unterlippe, die Arme zuckten leise wie unter einem heimlichen Schauder.

Ein braunlockiger, vierjähriger Junge, der lustig in das Gemach hüpfte, unterbrach das tiefe Schweigen.

„Guten Morgen, Mama!“ rief er, der jungen Frau die vollen Lippen entgegenstreckend; dann aber wendete er sich eiligst zu dem Vater und kletterte ohne Achtung vor den großen Zeitungen auf dessen Schoß.

Felix vergaß auch sofort die politischen Nachrichten vor dem lachenden, lieben Kindergesicht, das sich zärtlich zu ihm drängte, ließ den Kleinen auf den Knieen reiten und hörte vergnügt auf sein drolliges Geplauder.

„Willst Du auch recht brav sein, Friedel, wenn der Papa nun heute und morgen nicht da ist?“

„O, gehst Du schon wieder fort, Papa? Das ist recht langweilig. Dann sehe ich den ganzen Tag Niemand als die Betty, und die spielt gar nicht schön mit mir und brummt so viel.“

„Die Mama bleibt ja hier, Friedel.“

„Ach ja, aber die Mama hat immer Besuch und kann nicht mit mir spielen, weil ich auf ihre schönen Kleider nicht Acht gebe. Und weißt Du, Abends muß die Mama in die Gesellschaft gehen, und wenn Du nicht da bist, besucht mich Niemand, wenn ich im Bett liege, und Niemand bringt mir einen Bonbon.“

„Sei nur recht brav, Friedel, dann bleibt die Mama wohl bei Dir,“ tröstete der Vater.

„Morgen werde ich allerdings nicht zu Hause sein," sagte nun Eugenie, die Augen einen Moment emporhebend. „Ich erzählte Dir ja von der projektirten Schlittenfahrt nach der Villa meiner Freundin, der Frau Rath Gleimer. Bei dem schönen Schnee wird es eine hübsche Parthie werden. Wir wollen auf der Villa übernachten, lustig soupiren, musiziren, tanzen; auch die Gesellschaft verspricht viel Amusement: Gleimer mit einigen jungen Herren, Assessor Golde, Bauers, Dein College Hartmann, Fritzens, Emmerichs, auch ein paar Maler und Offiziere, der Hauptmann v. Gerlach unter Anderen."

„Ist der Hauptmann noch hier?" frug Felix.

„Gewiß!" sagte Eugenie rasch, und eine Sekunde lang hatte sie die Augen mit einem nervösen Zucken niedergeschlagen; dann fügte sie ruhiger hinzu: „Er ist ja für ein Jahr hierher kommandirt."

„Du findest ihn nicht so unausstehlich, wie alle Deine übrigen Bekannten aus der Mädchenzeit."

Eugeniens Augen forschten eine Sekunde lang auf dem Gesichte des Gatten, der noch immer den Kleinen auf den Knieen schaukelte. Doch seine Züge waren so unbeweglich und gleichgiltig wie immer.

„Hauptmann v. Gerlach hat sich taktvoller benommen, als die Anderen!" sagte sie dann. „Es ist recht schade, daß Du morgen nicht mitkommen kannst!" fügte sie langsam hinzu, als Felix nun aufstand.

„Du weißt ja, wie wenig ich mir aus dergleichen mache. Wann bliebe mir auch Zeit übrig für eine winterliche Landparthie! Du weißt gar nicht, wie mir der Kopf

voll ist. Amüsire Dich nur gut und erkälte Dich nicht. — Adieu!"

Er reichte seiner Frau die Hand, hob dann den Knaben noch einmal empor und streichelte ihm sein lockiges Haar. „Komm', Friedel, begleite mich noch bis an die Treppe!"

Eugenie sah ihm starren Auges nach.

„Ihm ist nichts wichtig, als seine Fabriken und seine neuen Experimente, und vielleicht der Kleine noch. Ich — ich bin ihm nichts!" murmelte sie, und dann plötzlich das Haupt zurückwerfend, drückte sie die weißen Arme fest an die aufwogende Brust und rief leidenschaftlich: „Ich will aber nicht Nichts sein!"

Wieder lag der heiße Glanz in ihren Augen. Dann, als müsse sie eine Beklemmung abschütteln, trat sie hastig an den Schreibtisch, nahm ein Kärtchen aus der Mappe, und schrieb mit fliegender Feder ein paar Zeilen. Als plötzlich die Thüre geöffnet wurde, schrak sie zusammen, trocknete rasch das Blatt mit dem Löscher und warf es in ein offenes Schubfach. Der kleine Friedel stand zögernd auf der Schwelle.

„Ich habe nicht Zeit für Dich! Geh' in die Kinderstube!" rief sie ungeduldig, das Kärtchen wieder hervorholend. —

In dem ersten Jahre ihrer Ehe hatte sich Eugenie ernstlich bemüht, eine gute Frau zu werden. Sie hatte auch einen solchen Ekel vor der Geselligkeit aus der Heimath mit fortgetragen, daß es ihr förmlich graute vor neuen Menschen. Doch allmählig hatte sich der Eindruck der tragischen Ereignisse verwischt. Da sie Entbehrungen

nur gefürchtet, nie erfahren hatte, so ward ihr das behagliche Leben, das ihr Gatte ihr bereitete, bald so selbstverständlich, wie der Ueberfluß ihres Mädchenlebens; ja sie rechnete es sich hoch an, daß sie ohne Klage ihren Luxus etwas eingeschränkt und ihrem verwöhnten Geschmack in ihrer neuen Hauseinrichtung nicht immer Rechnung getragen hatte. Seit sie Felix das Kind geschenkt und seine Vaterfreude gesehen, glaubte sie ihre Dankesschuld reichlich bezahlt zu haben.

Die Langeweile war nach der ersten stillen Zeit allgewaltig über sie gekommen. Da die Stellung ihres Mannes einige gesellige Verpflichtungen erheischte, die nur wegen der Trauer seiner Frau und der Geburt des Kindes zu umgehen gewesen waren, fiel es ihr nicht schwer, die Zerstreuung zu finden, die sie suchte. Ihre Ehe war eine recht moderne geworden: der Mann arbeitete, die Frau amüsirte sich.

Felix war nicht frei von einer gewissen Schuld an diesem Stand der Dinge. Er hatte vom Anfange an nichts für Eugenie übrig gehabt, als das Gefühl der Pflicht. All' ihre Schönheit hatte seine todte Leidenschaft nicht wieder erweckt. Sie fühlte, daß die Seele ihres Mannes ihr fremd gegenüberstand. Eine gewisse Scheu vor ihm, von der sie sich nicht zu befreien vermochte, war an die Stelle ihrer ehemaligen Siegesgewißheit getreten, die ihr nur fremden Männern gegenüber treu geblieben war.

Als sie am nächsten Tage, in den langen, schweren Plüschmantel gehüllt, die Pelzmütze auf die krausen Haare gedrückt, in den Schlitten stieg, und die Stimme ihres Ca-

valiers ihr unter Schellengeklingel und Peitschenknallen heiße Worte zuflüsterte, die ihr trotz der starren Winterkälte Gluth in die Wangen trieben, da blitzte wieder aus ihren Augen der Uebermuth, die leichtsinnige Lebenslust ihrer Mädchentage. —

Felix hatte seine Geschäfte in den Fabriken rascher als sonst erledigt, und betrat einen Tag nach seiner Abreise zu später Abendstunde wieder seine Wohnung, die dunkel und einsam war, denn Eugenie sollte erst im Laufe des nächsten Vormittags von der Villa ihrer Freundin zurückkehren. Sein erster Gang war nach dem Zimmer des kleinen Friedel, der längst im Schlummer lag. Zärtlich beugte er sich über das Bettchen herab und betrachtete das rosige, runde Gesicht mit den trotzig aufgeworfenen Lippen, und innige Freude über das Gedeihen des lieben kleinen Wesens erfüllte sein Herz. Als er aber dann durch die stillen Zimmer schritt, da seufzte er plötzlich auf. Er hätte Niemand, kaum sich selbst, Rechenschaft zu geben vermocht, warum er seufzte. Er war kein Träumer, der einer vergeblichen Sehnsucht nachhing. Er war ein Mann der Arbeit, der mit seinem Herzen fertig geworden, den Jedermann, im Besitz seiner Stellung, seiner hübschen Frau und seines gesunden Jungen, für einen Glücklichen halten mußte. Zuweilen nur kam ein Gefühl der Leere und der inneren Vereinsamung über ihn, daß er seufzen mußte.

Er wollte sich eben zu Tisch setzen, als der Postbote noch ein dringendes geschäftliches Telegramm brachte, das der späten Stunde wegen in der Wohnung abgegeben wurde. Felix mußte es beantworten und trat, nach Feder und

Tinte suchend, an den Schreibtisch seiner Frau, der im Nebenzimmer stand. Als er den Boten verabschiedet, blieben die herbeigeholten Utensilien auf dem Eßtische liegen, wo er geschrieben, da es draußen dunkel war. Das Telegramm hatte ihm allerlei Gedanken geweckt, und ganz mit ihnen beschäftigt, griff er instinktmäßig nach dem Löscher und tändelte mit dem eleganten kleinen Ding. Er hatte während der Reise viel geraucht, deshalb zündete er sich die vor ihm liegende Cigarre nicht an; nur seine Hände verlangten nach Art nervöser Menschen nach einem Spielzeug. So saß er lange, überlegend, berechnend, während seine Finger an dem Bronzeknopf des Löschers drehten, so achtlos, daß die weißen Fließpapierblätter herabfielen und zu Boden glitten. Er bückte sich darnach. Zufällig kam ihm das oberste zuerst in die Hände. Er betrachtete dasselbe anfangs in gedankenloser Neugier. Plötzlich aber schienen ihn die deutlich abgedruckten Schriftzüge zu frappiren. Er wendete das dünne Blättchen um, hob es gegen das Licht und jetzt konnte er ganz gut mehrere abgerissene Worte lesen — Worte, die ihn erbeben machten in wildem Zorne.

„Mein Glück hat sie mir gestohlen, meine Ehre soll sie mir nicht stehlen dürfen!" stieß er hervor.

Eugeniens Schrift war deutlich zu erkennen. Er hatte die Worte entziffert: „Felix verreist — heiß gewünscht — endlich Deine —"

Das Weitere war nicht leserlich, war verschwommen oder von anderen Strichen durchkreuzt. Aber brauchte er denn noch Weiteres?

Einige Sekunden lang stand Felix unbeweglich, die Hand an den Tischrand gekrampft, das Stück Papier, das wie mit Flammenlettern seinen Rest von Glück und Ruhe zu nichte machte, vor den starren Augen. Er rang nach Fassung. Der Ekel, der ihm das Leben vergällte, mußte ja verborgen bleiben vor der Welt. Für seine Ehre hatte er sein Herz und die Liebe eines guten Mädchen geopfert, er mußte sie zu wahren suchen vor ihr, die ihm Alles, Alles nahm!

Als er sich ruhiger fühlte, drückte er auf die Glocke. Sein Diener kam. Es war derselbe treubesorgte junge Mensch, der ihm schon gedient, als er noch Junggeselle war.

„Ich habe eine wichtige Nachricht erhalten und muß heute noch abreisen! Ist im Hause Alles in Ordnung? Sind keine Briefe gekommen, keine Besuche?"

Der Diener brachte eine Platte mit den Karten, die abgegeben worden. Nur zum Scheine las Felix die gleichgiltigen Namen.

„Sonst war Niemand hier?"

„Frau Rath Gleimer kam gestern zu Besuch zu der gnädigen Frau. Sonst war Niemand hier. Am Morgen brachte der Bursche des Herrn Hauptmanns v. Gerlach ein Buch, und die gnädige Frau hat ein anderes mitgegeben. Die Briefe an den Herrn habe ich auf den Schreibtisch gelegt."

„Es ist gut. Holen Sie mir einen Wagen und meinen Pelz."

Felix wußte genug. Dem Hauptmann hatte das Billet

gegolten, ihrem alten Verehrer! Die Hast, mit welcher Eugenie am letzten Morgen seine Frage nach dem Offizier beantwortete, fiel ihm nun erst auf. Er hatte sie nie beargwohnt. Ihr Stolz war ihm stets wie eine Gewähr für ihre Treue erschienen. O pfui! Auch dieser Stolz war also nur eine schale Maske für ihre Eitelkeit, die um einiger Schmeichelworte willen die heiligste Pflicht mit Füßen trat.

So fuhr er dahin durch die schweigende, ernste Winternacht, ein schwergekränkter Mann, dem fortan ein Grauen lastete auf seinem Heim, auf dem Weibe, das seinen Namen trug, auf der Mutter seines Kindes.

Endlich tauchte aus der Einsamkeit ein Haus auf, hellerleuchtete Fenster glitzerten durch die schneebelasteten Bäume, laute Tanzmusik drang heraus in die tiefe, winterliche Stille. Der Diener nahm dem späten Gast den Pelzmantel ab und öffnete die Flügelthüren des Salons, aus dem ihm ein Schleifen und Surren, schwüle, blumenduft-erfüllte Luft in heißen Wogen entgegendrang. Ein festlicher Ballabend schien die Gesellschaft für den Frost der Schlittenfahrt zu entschädigen. Das war so die Atmosphäre, in der Eugenie sich wohl fühlte.

Eine Weile blickte er mit finsteren Augen in das Gewühl. Er mußte die Gedanken dieser nächtlichen Fahrt zum Schweigen bringen, ehe er vortrat. Endlich schritt er mit einem höflichen Lächeln auf den Lippen auf die Frau des Hauses zu und entschuldigte sein spätes Eindringen. Er ward mit allgemeiner Freude begrüßt, von allen Seiten drangen ihm Scherzworte an die Ohren; die

Gesellschaft befand sich in jener gehobenen Stimmung, die sich nach einem reichlichen Mahle einzustellen pflegt, und in welcher ein nüchterner später Ankömmling sich kaum zurechtzufinden weiß.

Unter all' dem Lachen und Plaudern aber begegneten sich die Blicke der beiden Gatten. Finster, drohend, wie sie ihr nie erschienen, hefteten sich Felix' dunkle Augen auf das erregte, erblassende Gesicht seiner Frau.

Sie wußte, daß er nur kam, weil sie verrathen war. — Aber wie war das möglich gewesen? Sie selbst hatte das Billet an Gerlach in ein französisches Buch gelegt, das sie dem Hauptmann wohl verpackt zugesendet. Vor wenigen Stunden hatte dieser ihr zugeflüstert, mit welch' bebenden Händen er das Siegel erbrochen.

Doch wozu nützte es nachzugrübeln, wie es geschehen war? Es war geschehen, daran blieb kein Zweifel. Und es galt zu handeln, rasch, ohne Säumen, den Argwohn abzulenken, zu ersticken! Mehr als ein dunkler Verdacht konnte es wohl nicht sein, was ihn hergeführt; doch daß dieser auf Gerlach fiel, war so ziemlich gewiß. Felix hatte vorgestern bei dem Frühstücke ja schon eine Bemerkung gemacht, die ihr aufgefallen war. Gerlach und ihr Gatte durften sich in diesem Augenblicke nicht begegnen; das mußte verhindert werden, um jeden Preis!

Und es war zu verhindern, denn der Hauptmann hatte vor wenigen Minuten bereits den Saal verlassen, angeblich, um seinem Burschen einen Befehl zu geben, in Wahrheit aber, um sich heimlich einen Schlüssel zu dem reizenden Wintergarten zu verschaffen, der zur Villa gehörte, in

welchem Eugenie ihm nach dem Balle ein Stelldichein zu gewähren versprochen.

Er mußte gewarnt werden! Er mußte fort, unter irgend welchem Vorwande, und zwar sogleich! Der Offizier war den ganzen Abend so unvorsichtig toll gewesen; wenn er unerwartet ihrem Gatten gegenüberstand, gerade jetzt würde er seine Haltung kaum bewahren können. In Felix' Augen aber loderte ein Funke, der bei einer solchen Begegnung zur Flamme werden konnte. — Nein! In Streit sollten die Beiden nicht gerathen. Es sollte nicht Blut fließen um ihretwillen, nein, das durfte nicht sein!

Ein Schauder lief ihr über den Rücken. Sie zitterte um ihren Gatten: sein Leben war ja eine Existenzfrage für sie.

So jagten sich die Gedanken in ihrem Kopfe, während sie von allen Seiten die Glückwünsche über ihren liebenswürdigen Mann hörte und graziös an dem Arm ihres Tänzers lehnte.

Einige Minuten Zeit blieben ihr. Felix ward von ihrer Freundin, der Frau Rath, die einiges Verständniß für die Sachlage zu besitzen schien, so beschäftigt, daß er unmöglich rasch freikommen konnte; eben zog diese ihn mit sanfter Gewalt an das Buffet. Diese Minuten mußte sie benützen.

„Ich denke, wir tanzen nun weiter, Herr Lieutenant," sagte sie laut. „Sie verlieren sonst um meinetwillen den reizenden Walzer!" Und fort schwebte die schöne Gestalt in dem blaßrosa Seidengewande. Felix sah den Tanzenden

nach und hörte kaum auf das lebhafte Geplauder der Dame an seinem Arm. Heißer und bitterer als je war sein alter Groll auf Bälle und Tanzsäle wieder erwacht.

Man walzte in mehreren Zimmern. Eugenie hatte rasch überlegt, daß sie unter den wirbelnden Paaren sich am schnellsten den Augen ihres Gatten zu entziehen vermöchte. Kaum war sie seinem Gesichtskreise entschwunden, als sie plötzlich stehen bleibend stammelte: „Verzeihen Sie, Herr Lieutenant, ich bin schwindelig geworden. Nur einen Augenblick der Ruhe in diesem Fauteuil und es wird vorüber sein. Ach, wo habe ich meinen Fächer gelassen? O, im Eßzimmer wahrscheinlich! Bitte, Herr Lieutenant, würden Sie ihn mir holen? Ein rosa Atlaßfächer mit Perlmuttergriff!"

Der junge Offizier sprang dienstbereit fort; er hatte aber kaum den Rücken gedreht, als Eugenie rasch durch die Portière schlüpfte, an einigen im Nebenzimmer Whist spielenden Damen vorüber, hinaus in den Flur. Hier war es ganz still; einem Diener, der sie verwundert betrachtete, sagte sie, sie müsse frische Luft athmen, und schickte ihn nach einem Glase Limonade. Ihre Unterredung mit Gerlach brauchte keinen Zeugen. Gott, wenn er nur käme, nur jetzt, nur gleich! Sie eilte die Treppe hinab. Nun mußte er ja endlich zurück sein! Sie hörte auch seine Stimme, aber sie klang vom Nebenhause her, das durch einen Garten von der Villa getrennt war. In fieberhafter Ungeduld lehnte sie an der Thür und horchte und stampfte mit dem Fuße auf den Steinboden. Warum säumte er so lange? Er hatte gewiß nach seinen Pferden gesehen. Als ob dazu

jetzt Zeit war! Sekunden wurden ja zu Ewigkeiten! Ihr Gatte würde sie vermissen, sie suchen!

Sie blickte umher. Niemand war in der Nähe. Sie öffnete die Hausthüre und schlüpfte hinaus. Eisig fiel ihr die Winterluft auf die heißen Wangen und bloßen Schultern. Mit einem Schauder trat sie zurück. Sie rief seinen Namen; er hörte sie nicht. Er schien mit seinem Burschen zu sprechen. Sie sah deutlich seine Uniform blinken, die ein Lichtstrahl aus dem Hause beleuchtete. Nun ertrug sie das Warten nicht länger. Von ihrer Angst getrieben eilte sie hinaus in den Garten; ihre Schleppe rauschte über den hartgefrorenen Boden. Unter einem schneebedeckten Baum, von dessen Aesten harte Eiskörnchen auf ihre nackten Schultern herabrieselten, suchte sie sich vor etwaigen neugierigen Augen zu verbergen. Jetzt vernahm der Hauptmann ihren Ruf und wendete sich überrascht nach dem Garten.

Fast erschrocken trat er vor der rosigen Gestalt zurück, die in dem starren Weiß ringsum, mit dem glitzernden Reif, der sich an ihre Locken festsetzte, einen ganz sinnverwirrenden Eindruck machte. Sie flüsterte ihm hastig, mit bebenden Lippen zu, daß er gehen müsse, sofort, daß ihr Gatte angekommen, daß sie verrathen sei. Er aber wollte in seiner Enttäuschung, toll von Leidenschaft für die schöne Frau, von einer Entfernung nichts wissen.

Er sei gerade in der Stimmung, rief er, sich so nahe an sie heranbeugend, daß seine Lippen fast ihren Hals berührten, dem Manne, der immer zwischen ihm und seinem Glücke stehe, den Jahre langen Groll in's Angesicht zu schleudern. Ob sie ihn für einen Feigling halte, da sie sich der

Winterkälte aussetze, um ihm eine schmähliche Flucht vorzuschlagen?

Doch sie flehte dringend, und da er ihren Bitten kein Gehör gab, forderte sie seinen Gehorsam mit der Drohung, ihm nie wieder eine Annäherung zu gestatten, wenn er nicht ihren Willen erfülle. Die Unterredung mußte ein rasches Ende haben; Eugenie durfte sich nicht länger im Ballanzuge dem Nordwinde aussetzen. Da sie sich nicht bewegen ließ, in's Haus zurückzukehren, ehe er gelobt, zu gehen, gab er endlich nach und versprach, mit dem nächsten Bahnzug abzureisen und sich bei den Freunden schriftlich durch eine dienstliche Abberufung entschuldigen zu lassen.

Mittlerweile war Felix oben im Ballsaale endlich zu Worte gekommen und hatte der Frau des Hauses begreiflich zu machen vermocht, daß seine späte Störung nicht eine galante Aufmerksamkeit sei, sondern den Zweck habe, Eugenie in dem Wagen, der noch draußen warte, der Gesellschaft zu entführen. Ein Telegramm habe ihn von der Erkrankung seiner Schwiegermutter benachrichtigt, die ihre Tochter so bald als möglich in M. zu sehen wünsche. Er hatte sich während der Fahrt diese Ausflucht zurechtgelegt, die seine plötzliche Ankunft motiviren sollte.

Vielleicht fühlte Frau Rath Gleimer, daß der Direktor sie mit mißtrauischen Augen betrachtete, vielleicht ahnte sie mehr als alle Anderen, was ihn hergeführt; doch sie war eine zu gewandte Weltdame, um sich durch eine solche Situation verwirren zu lassen. Sie legte die größte Bestürzung über die Erkrankung der Mutter Eugeniens an den Tag und theilte allen Umstehenden die bedauerliche

Nachricht mit, daß Frau Direktor Fernhagen sie verlassen müsse. Aller Augen suchten unwillkürlich nach der jungen Frau, deren Abwesenheit nun erst auffiel. Felix, der sich von seiner Begleiterin frei gemacht hatte, trat in das Nebenzimmer, um nach Eugenie zu sehen, und bemerkte hier den Lieutenant, mit dem sie getanzt und der, den herbeigeholten Fächer in der Hand, mit etwas verblüfftem Gesichte nach seiner Partnerin ausblickte.

„Die gnädige Frau ist von einem leichten Schwindel befallen worden," erwiederte er auf Felix Frage nach seiner Frau. „Sie hat vielleicht frischere Luft aufgesucht."

Felix antwortete nicht. Mit finsterer Miene trat nun auch er in den Flur und blickte über die Treppe hinab, gerade als Eugenie, zitternd vor Kälte, bereift, bleich, über die Schwelle des Hauses trat.

Er ging die Stufen hinab, ihr entgegen.

„Wo warst Du?" rief er heftig.

Zum ersten Male fühlte Eugenie eine sie fast zu Boden drückende Verwirrung.

„Ein Schwindel hatte mich befallen," stammelte sie, „ich erstickte in dem heißen Raum."

„Und liefst im Ballanzuge in den Garten! Eine sehr seltsame Laune!" Leiser aber fügte er hinzu: „Ich sehe, daß ich künftig Deine Schritte schärfer zu beobachten haben werde, da Du Vertrauen und Freiheit nicht verdienst. Wir fahren sogleich nach Hause! Vor der Gesellschaft kannst Du meinen Vorwand, Deine Mutter sei erkrankt, bestätigen!"

Die stolze, trotzige Eugenie hatte keine Erwiederung.

Wie ein gescholtenes Kind schritt sie die Treppe empor; ihr böses Gewissen zwang sie zu schweigendem Gehorsam.

Ein schlimmer Zufall aber wollte, daß Hauptmann Gerlach, der seinen Mantel im Hause gelassen, und die nächtliche Eisenbahnfahrt nicht wohl ohne denselben antreten konnte, gerade in diesem Augenblick die Thür öffnete und unvermuthet Eugeniens Gatten gegenüberstand.

Die beiden Männer maßen sich mit feindseligen Blicken.

Eugenie war bereits auf der letzten Stufe der Treppe angelangt und nur der Ton der erregten Männerstimmen drang an ihr Ohr und machte sie erbeben.

„Herr Hauptmann," sagte der Direktor, „Sie werden die Gewogenheit haben, mir, sobald wir uns dort oben wieder vor Zeugen befinden, auf irgend welches meiner Worte heftig zu widersprechen, und mir dadurch vor der Gesellschaft einen Vorwand geben, Sie über diesen nächtlichen Spaziergang mit meiner Frau zur Rechenschaft zu ziehen!"

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Direktor," sagte der Hauptmann.

In einer Aufregung, die Eugenie nie in ihrem Leben empfunden zu haben meinte, kleidete sie sich um; ihre Wangen brannten, doch ihre Hände waren so erstarrt, daß sie kaum den Schmuck von Hals und Armen zu lösen vermochte. Als sie in Hut und Mantel wieder in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, waren die beiden Herren bereits in einem heftigen Wortwechsel begriffen, dem die Umstehenden mit peinlicher Erregung lauschten. Der Schwindel, den sie zuvor geheuchelt, erfaßte sie nun wirk-

lich, als sie den Hauptmann auf ihren Gatten zugehen sah und die stramme Verbeugung bemerkte, mit welcher dieser ihm ein paar Worte zuflüsterte.

Wie sie sich verabschiedet, die Treppe hinab in den Wagen gekommen war, sie wußte es nicht mehr. Ihre Schläfe hämmerten. Wie eine Centnerlast lag ihr's auf der Stirne. Trotz des Pelzmantels und der Reisedecken, in die sie eingewickelt war, trotz der Fußwärmer, die man in den Wagen gestellt, empfand sie eine eisige Kälte, als stünde sie hüllenlos dem scharfen Nachtwinde preisgegeben, der in klagenden Tönen über die einsamen, weißen Flächen strich. Der Mann an ihrer Seite saß stumm in die Ecke zurückgelehnt; sie konnte sein Gesicht kaum sehen, aber sie fühlte, daß jeder seiner Gedanken zur Anklage wider sie ward. Wie ein Gefängniß erschien ihr der enge Raum mit den Eisblumen an den Fenstern, die jeden Ausblick wehrten.

Sein Schweigen weckte ihr solches Grauen, solch' unerträgliche Beklemmung, daß sie im Begriffe war, aufzuspringen und aus dem Wagen herauszustürzen. Lieber wollte sie allein durch Sturm und Nebel laufen, als das stumme Nebeneinander noch länger ertragen!

Doch der Schein der Gaslampen, der durch die Scheiben fiel, beruhigte sie wieder. Sie waren bereits in den Straßen Berlins! Nun mußte ja diese entsetzliche Fahrt ein Ende nehmen!

Aufathmend sah sie nach langer rastloser Ungeduld endlich den Thorbogen ihres Hauses. Sie fühlte sich wie zerbrochen an allen Gliedern, als sie die Treppe empor-

stieg. Dann betraten sie die dunkle Wohnung. Felix zündete eine Lampe an. Darauf nahm er ihre Hand, und mit einem Ausdrucke, dem sie willenlos gehorchen mußte, führte er sie den Flur entlang in das Zimmer des Kindes. Der Knabe schlief so ruhig, als wäre keine Minute verflossen, seit Felix voll Vaterfreude an seinem Bettchen gestanden; und doch, welche Fülle der Bitterkeit hatte er durchkostet während dieser kurzen Stunden, die sein Liebling verträumte! Aus dem Alkoven hörte man die Athemzüge der Magd, deren Obhut das Kind anvertraut war.

Um sie nicht zu wecken, sagte Felix leise, doch mit markerschütterndem Ernst: „Schwöre mir, Eugenie, hier vor unserem Sohne, daß Du meinen Namen nicht beschimpfen, daß Du Deine Ehre wahren willst, um Deines Kindes willen!"

„Und wenn ich es nun nicht schwöre!" entgegnete sie heftig. „Willst Du mich dann tödten, da Du mich so durchbohrend anblickst?"

„Du weißt sehr wohl, daß man treulose Frauen nicht mehr tödtet!" sagte er langsam. „Man trennt sich einfach von ihnen; man heißt sie gehen, woher sie kamen."

Ueber sie kam plötzlich bei dieser verachtungsvollen Antwort eine rasende Wildheit, ihre Augen sprühten Flammen; sie warf das Haupt zurück, daß die Haare sich ihr lösten und in den Nacken glitten. „Heiße mich doch gehen!" rief sie. „Heute noch! Ich verlange ja nichts Besseres, als Deinem öden Hause zu entfliehen! Es gibt dann wohl noch Menschen, die mich schätzen! Ein so bedeutender, so gelehrter Mann hat ja kein Verständniß für die

Regungen gewöhnlicher Menschenkinder! — Ich hasse Deine langweilige Gelehrsamkeit, ich hasse Deine Collegen mit ihren klugen Mienen und ihren hypergescheidten Frauen, ich hasse diese Kinderstube, in die Du mich einsperren möchtest, es ist ja Alles so zum Ekel eintönig und unerträglich."

„Besinne Dich doch, Eugenie! Sprich nicht so laut, wenn diese Scene nicht morgen das Gesprächsthema der Mägde im Hofe sein soll!" mahnte Felix mit einer Stimme, die freilich eisig klang neben ihrer heftigen Erregtheit.

„Mögen sie doch reden, was sie wollen! Was kümmert's denn mich? Ich habe es satt, Rücksichten zu nehmen!" rief sie mit funkelnden Augen. Dann aber schlug sie plötzlich die Hände vor das Gesicht und ließ sich in einen Stuhl sinken. „Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist! Gerade, als spräche eine fremde Stimme aus mir! Ich will das nicht sagen und denken, was mein Kopf doch denkt und mein Mund redet! Das ist ja Wahnsinn, wenn man keine Gewalt mehr hat über sein Gehirn! Laß mich doch Ruhe haben, ich bitte Dich! Ich glaube, ich bin verrückt geworden, Felix, ich verliere den Verstand! Du lachst, nicht wahr, Du freust Dich? Nun kannst Du mich ja fortschicken in ein Irrenhaus!" und sie brach in heiße, heftige Thränen aus.

Er trat an sie heran und faßte nach ihrem Puls.

„Du hast Fieber," sagte er. „Hast Dich erkältet bei Deinem nächtlichen Spaziergang. Geh' zu Bett. Wir können zu ruhigerer Stunde weiter sprechen. Ich werde Dein Mädchen wecken!"

Mit glühenden Wangen, in Fieberfrost lag Eugenie in den Kissen, und so heftig flogen ihre Pulse, so ruhelos irrten ihre Augen, daß Felix noch in der Nacht nach einem Arzte schickte. Derselbe vernahm mit Besorgniß den rauhen, trockenen Husten der Patientin, die über brennenden Durst und unleidlichen Kopfschmerz klagte. Er befürchtete eine Lungenentzündung, an deren heftigem Auftreten sich denn auch am nächsten Tage nicht mehr zweifeln ließ.

Das Fieber nahm von Stunde zu Stunde zu. So oft sie die Augen aufschlug, frug sie angstvoll nach ihrem Gatten. „Geh' nicht fort; Du sollst hier bleiben!" bat sie. Der Gedanke an das Duell schien sie mit schreckensvollen Bildern zu quälen. Felix hatte am Morgen einem Freunde geschrieben, den er zum Sekundanten nehmen wollte, doch als dieser sich bei ihm einfand, mußte er ihm den Auftrag geben, von seinem Gegner eine Verschiebung ihres Zusammentreffens zu erlangen, da durch seine längere Entfernung seine Frau in eine Aufregung versetzt werden würde, die bei ihrem Zustande geradezu tödtlich wirken könnte. Er saß an ihrem Lager, denn sie rief nach ihm, so oft er sich entfernen wollte; doch wenn das Delirium sie wieder ergriff, dann murmelte sie Worte, die ihm die Zornesröthe in die Stirne trieben, zärtliche, leidenschaftliche Worte, die so deutlich einem Andern galten, daß er das Mädchen aus dem Zimmer schickte.

Von allen Seiten kamen Erkundigungen nach dem Befinden der Frau Direktor. Doch der Bescheid lautete traurig. Alle künstlichen Mittel, das Fieber niederzuhalten, blieben erfolglos. Es schien in den Ruhepausen nur Kraft zu

neuem Anfalle zu sammeln. Die medicinischen Autoritäten der Stadt wurden zu einer Berathung berufen; aber sie standen machtlos und rathlos da. Sechs Tage nach dem Balle auf der Villa lag eine mit Blumen überschüttete Leiche im Hause des Direktors. Eugenie war um Mitternacht gestorben. Felix hatte allein gewacht bei der Leiche.

Der erste Mensch, dem er nach diesen todesernsten Stunden in die Augen sah, war Hauptmann Gerlach. Er trug einen Kranz, den er selbst vor der geliebten Frau niederlegen wollte. Man sah es ihm an, daß auch er in mancher Nacht keinen Schlaf gefunden in angstvoller Sorge um Eugenie; seine Augen waren feucht; eine tiefe Erschütterung durchbebte den flotten, lebensfrohen Offizier, als er nun in die starren Züge sah, die ihm vor wenig Tagen noch der Inbegriff aller Lebensfülle gewesen. Eine Weile standen die beiden Männer in tiefem Schweigen vor der Leiche, auf welche die brennenden Lichter eine flackernde Helle warfen, während schon das kalte Morgengrau eines Wintertages durch die Scheiben brach.

„Herr Direktor," sagte der Hauptmann endlich mit schwankender Stimme, „ich muß vor dieser stillen, ernsten Gestalt ein Wort zu Ihnen sprechen, das noch kein Mensch von mir vernommen hat: Verzeihen Sie mir — uns Beiden! Mein war die Schuld! Ich habe sie lieb gehabt, als sie noch Mädchen war, ich habe sie Ihnen nie gegönnt, Herr Direktor."

„Herr Hauptmann," erwiederte dieser, „es ließe sich darüber rechten, ob ein Mann, der eine Frau ihrem Heim

entfremden, der sie ihrer Pflicht, ihrer Ehre abtrünnig machen will, diese Frau liebt oder nur sich selbst! Doch Sie haben Recht: uns Beiden soll ihr Tod Friede lehren! Um diesen Frieden hat sie mich gefleht in Fieberängsten in Todesschauern noch! Um der Todten willen nehme ich Ihre Hand der Versöhnung, denn mein Groll ist in Mitleid zerschmolzen mit ihr, mit uns armen, irrenden, leidenden Menschen — und ich habe ihr vergeben!"

6.

Wie rasch schließt sich die Kette der Lebenden über der Lücke, die der Tod gerissen. Man gönnt dem Dahingerafften eine kurze Frist der Thränen und der Trauer; doch allmählig strömen die mächtigen Fluthen des Lebens über die Stelle hinweg, an der er gestanden, und die den Blicken entrückte Gestalt verblaßt zu einem fernen Schatten vor den gebieterischen Forderungen des Tages, vor neuem Leid, neuem Leben.

Eugenie war kaum wenige Monate todt, als der Direktor in Damenkreisen schon ein Gegenstand höchsten Interesses geworden, als manche stille Hoffnung bereits auf ihrem Grabe fußte. Sobald das Trauerjahr zu Ende war, gingen ihm von allen Seiten liebenswürdige Einladungen zu, selbst einige mit Töchtern gesegnete Collegen riethen ihm auf das Dringendste an, sich zu zerstreuen und sich an ihrem Familientische erheitern zu lassen. Gutherzige Mütter überhäuften seinen kleinen Jungen mit Schmeicheleien und Süßigkeiten und baten, ihn doch öfters zu schicken, die Mädchen seien ganz glücklich über den goldigen Engel!

Felix blieb unberührt von all' diesen freundlichen Lockungen und hielt sich, auch nachdem er den Flor abgelegt, von jeder Geselligkeit ferne. Mit den wachsenden Fortschritten der Chemie, den neuen Erfindungen und Verbesserungen, die jedes Jahr brachte, hatte auch die Aktiengesellschaft, deren leitende Hand er war, ihre Unternehmungen erweitert und immer schwerere Arbeitslast ruhte auf den Schultern des Direktors. Er freute sich der erfolgreichen Thätigkeit, die ihm für so Manches Ersatz gab, was in seinem Leben fehlte. Nur wenn er spät des Abends nach Hause kam und dann seinen kleinen Sohn mit schläfrigen Augen neben der Haushälterin sitzen sah, und sich wieder einmal erzählen ließ, daß Friedel trotz aller Bitten und Drohungen nicht zu Bett zu bringen sei, ehe er dem Papa „gute Nacht" gesagt, dann jammerte ihn des lieben, warmherzigen Jungen, dem er so wenig von seiner Zeit vergönnen konnte, den er so ganz den Dienstboten überlassen mußte. Den Thränen Friedel's konnte er auch niemals widerstehen, weil ihm sein Mitleid für das liebeleere Dasein des Kindes von vornherein weich stimmte.

Als seine Stellung ihn dann zu einer längeren Abwesenheit von Berlin nöthigte, und Friedel so dringend bat, ihn mitzunehmen, hatte er nicht das Herz, Nein zu sagen. Die Aktiengesellschaft wollte in M. eine Filiale gründen, mit deren Einrichtung er, als mit den dortigen Verhältnissen wohlbekannt, betraut worden war. Er wußte freilich, daß er in M. noch weniger Zeit haben würde, als sonst, sich mit dem Kleinen zu beschäftigen, doch es war ihm ein Trost, ihn bei sich zu wissen, und in M. lebte

ja die Großmutter, die ihm ein Stück mütterlicher Liebe angedeihen lassen konnte.

Da es sich um einen Aufenthalt von ein paar Monaten handelte, so durfte der Knabe während so langer Zeit nicht ohne allen Unterricht bleiben. Felix war daher kaum in M. angelangt, als er eines Morgens mit dem Knaben an der Hand die Ludwigsstraße entlang schritt, um den Friedel in die Seminarschule zu bringen. Es waren bereits mehrere Kinder in dem Klassenzimmer versammelt, als er eintrat. Vor der großen Tafel, von ihm abgewendet, stand die Lehrerin, eine schlanke, feine Gestalt, die sich eben zu einem kleinen Knaben herabneigte, um ihm ein Staubkörnchen aus dem Auge zu wischen. Als Felix nun vortrat, blickte sie auf. Eine jähe Röthe stieg ihr in die Wangen. Mit unsicherem Schritt trat sie an ihr Pult heran. Felix aber hielt ihr mit einem freudigen Aufleuchten der Augen die Hand entgegen.

„O welch' schöner Zufall!" rief er. „Ich komme, um meinen kleinen Sohn für einige Zeit in die erste Klasse einreihen zu lassen; man weist mich hierher und ich finde Sie, Margarethe! O das ist ein lieber Gruß der Heimath!"

Sie nahm seine Hand nicht. Einige Augenblicke lang hatte sie ihm starr in das Gesicht geblickt; dann sagte sie in kaltem, fremdem Tone: „Sie irren sich, mein Herr! Ich bin Ihnen nie begegnet, oder — ich habe die Begegnung vergessen. Darf ich nun den Namen des Kindes bitten?"

Ihre bleichen Wangen, die Hast, mit welcher sie nach Feder und Tabelle suchte, die doch vor ihr lagen, ver-

riethen wohl, daß ihre Ruhe nur erkünstelt war; aber gerade diese geheuchelte Gleichgiltigkeit wirkte tief verletzend auf den Direktor, dem jedes frohe Leuchten aus den Augen, jede warme Regung von den Lippen schwand. Er war nicht mehr in dem Alter, in welchem man leicht Herzenstöne findet; das Leben hatte ihn herbe und verschlossen gemacht. Er war ganz der strenge, unnahbare Direktor, wie seine Untergebenen ihn kannten, als er nun erwiederte: „Friedrich Fernhagen, sechs Jahre alt. Ich kann den Kleinen wohl gleich hier lassen. Herr Schulrath Genz hat mir die temporäre Einschreibung gestattet, wie dieser Brief Ihnen beweist. Ist die Sache in Ordnung?"

„Gewiß."

„Ich empfehle mich."

„Guten Morgen."

So war das Wiedersehen zwischen zwei Menschen, die unter heißen Küssen von einander Abschied genommen hatten. —

Der kleine Friedel ging gerne in die Schule und behauptete, es sei viel schöner, als in Berlin bei dem alten Lehrer; er möchte immer bei Fräulein Tilcher bleiben. Sein Vater hatte ihn einige Male bis an das Schulhaus begleitet und war mit ernstem Gruße an Margarethe vorübergegangen. Doch sie hatten kein Wort mehr mit einander gewechselt.

Eines Mittags, als Felix in die kleine möblirte Wohnung heimkehrte, die er des Kindes wegen einem Aufenthalt im Gasthofe vorgezogen, kam ihm die Haushälterin aufgeregt und händeringend entgegen, und erzählte, der

Friedel sei gefallen und habe ein großes Loch an der Stirn, sie sei schon beim Doktor gewesen.

Felix hörte nicht weiter, was sie sprach. Er war leichenblaß geworden. Seine Angst um das Kind, an dem seine ganze Seele hing, weckte ihm die schwersten Befürchtungen. Er eilte in das Zimmer.

Hier sah er ein Bild, das sein Herz weich stimmte. Vor dem Bettchen saß Margarethe und hielt die Hände des Kleinen, der allerdings mit verbundenem Kopfe, aber mit lächelndem Gesicht und neugierig-klugen Augen zu ihr aufblickte, denn sie schien ihm ein Märchen zu erzählen.

Sie brach plötzlich ab, als er nun vortrat, und erhob sich. Ihm hatte ihr Anblick nach dem Schrecken der letzten Augenblicke solch' süße Beruhigung verschafft, er war in einer so warmbewegten Stimmung, daß er, ihrer schroffen Zurückweisung völlig vergessend, in innigem Tone sagte: „Margarethe! Sie waren um mein Kind besorgt, haben es nach Hause geführt, es getröstet. Wie muß ich Ihnen danken!"

„Ich habe keinen Dank verdient," sagte sie rasch, den Hut, welchen sie abgelegt, wieder aufsetzend, „Friedel ist auf dem Nachhausewege von einem größeren Knaben zu Boden geworfen worden und hat sich blutig geschlagen, zum Glück in ganz ungefährlicher Weise, wie ich gleich erkannte, und der Arzt auch bestätigt hat. Doch es war meine Pflicht, mich seiner anzunehmen. Ich würde das für jeden meiner Schüler gethan haben. Wenn Sie mir aber einen Dank schuldig zu sein glauben, so erweisen Sie ihn mir, indem Sie nie wieder an die Vergangenheit erinnern."

„Ich bitte Sie, Margarethe, schenken Sie mir nur wenige Augenblicke Gehör! Ich weiß ja, welch' großes Unrecht ich gegen Sie begangen habe, wie tief Sie mich verdammen müssen. Doch wenn Sie wüßten, wie das Schicksal so über mich kam, wie ich gelitten habe unter dem eisernen ‚Muß' —"

Sie war ihm bis an die Thüre des Gemaches gefolgt, um von dem Kleinen nicht gehört zu werden, der in neugierigem Interesse auf das Gespräch zwischen seinem Vater und seiner Lehrerin achtete.

Als die Portière sie den Augen des Knaben verdeckte, blieb sie stehen und sagte: „Da Sie denn vergessene und begrabene Dinge nicht ruhen lassen wollen, Herr Direktor, so muß ich Ihnen versichern, daß es keineswegs einer Rechtfertigung vor mir bedarf. Jetzt, da ich Welt und Menschen etwas besser kenne, finde ich Ihre Handlungsweise gar nicht mehr unbegreiflich. Warum sollten Sie weniger egoistisch sein, als Andere? Warum sollten Sie's mit Liebesworten gar so ernst nehmen, da die landläufige Moral es ja für kein Vergehen, viel eher für einen guten Witz erklärt, einem thörichten Mädchen den Kopf zu verdrehen! Nur ein so unerfahrenes, weltfremdes Dorfkind, wie ich, konnte daran glauben, daß ein Mann von so brillanten Aussichten, wie Sie, sich einem armen Mädchen ohne Familie, von ländlicher Abkunft, vielleicht sogar mit ländlichen Manieren, im Ernst zuneigen würde. Daß mein jugendlicher Glaube sehr rasch gewichen, und die Augen mir jählings geöffnet wurden, das muß ich Ihnen ja danken, mein Herr. Man lernt die Wahrheit nie früh genug, auch

wenn die Lehre am Anfange bitter schmeckt und den erfahrenen Augen die Welt nicht so schön erscheinen will, wie ehedem."

„O Margarethe," sagte er. „Sie wissen wohl nicht, wie weh mir aus Ihrem Munde diese bitteren, höhnischen Worte thun, welche Trauer über mich kommt, wenn ich Sie so vor mir sehe, im Aeußeren kaum verändert, dieselbe lichte Gestalt, die einst vor mir her über den sonnigen Waldweg wandelte, dieselben klaren, reinen Augen, die mich einstmals so berückten — und doch so fremd, so fern! Als wir uns zum ersten Male im Leben sahen, waren wir schon Freunde, und nun, nun ist all' Ihr Vertrauen, alles Verständniß dahin! — Nein, Margarethe! Nicht wahr, das ist nicht möglich! Geben Sie mir einmal wieder die Hand, sehen Sie mich lieb und freundlich an, wie in den alten Tagen. Ist denn das Leben so reich an Glück, daß zwei Menschen, die sich geliebt haben, sich in finsterem Trotz wieder begegnen müssen?"

Sie hatte ihm heftig die Hand entzogen, die er erfaßt. Mit heißen Wangen und zornfunkelnden Augen stand sie vor ihm.

„Fühlen Sie denn nicht, wie Sie mich verletzen durch Ihre Worte," rief sie, „wie das Gefühl der Erniedrigung mir wieder erwacht, das mich damals vor sieben Jahren beinahe bis zum Wahnsinn gebracht hat? — ‚Du warst ihm eben gut genug zum Zeitvertreib müßiger Tage!' Dieser Gedanke hat mich gequält und gefoltert, mich elend gemacht — namenlos! Doch wenn ich Ihnen damals Grund gab, mich für leichtgläubig, vielleicht für leichtsinnig zu

halten, so bedenken Sie doch, daß der Mensch sich ändert, daß die Zeit uns eines Besseren belehren kann. Nicht eine achtzehnjährige Träumerin, die jedes liebe Wort für baare Münze nimmt, ein vernünftiges Mädchen steht vor Ihnen, Herr Direktor, die Lehrerin Ihres Kindes, die ihr Beruf vor jeder Beleidigung schützen sollte."

Sie wollte rasch das Gemach verlassen, doch aus dem Nebenzimmer klang nun laut, unter Thränen, die Stimme des Knaben: „O liebes Fräulein Tilcher, o bitte, gehen Sie nicht fort! Ich will ganz brav sein und gar nicht weinen, wenn der Herr Doktor wieder kommt. Aber Sie müssen bei mir bleiben und mir die Geschichte auserzählen."

„Ich kann nicht bleiben, Friedel," sagte sie sanft, sich zu ihm wendend. „Aber sei nur ruhig und trockne die Thränen. Deine Mama wird nun gleich nach Hause kommen; sie kennt gewiß die Geschichte, Du mußt nur den Anfang gut merken."

„Ich habe keine Mama! Meine Mama ist ja längst im Himmel oben bei den Engeln."

Felix, der an das Bettchen herangetreten war, sah, wie Margarethe bei den Worten des Kindes zusammenzuckte, und ein flammendes Roth ihr das Gesicht übergoß.

Sie mußte sich eine Weile besinnen, ehe sie frug: „Hast Du mir nicht von Deiner Mutter erzählt, die auch Märchen weiß?"

„Ja, die Großmama. Aber nicht so schöne, lange nicht so schöne, wie Sie."

„Meine Frau ist seit zwei Jahren todt," sagte Felix leise, sie an die Thüre geleitend.

„Ich wußte es nicht," gab sie zurück. „Ich dachte den Knaben zu seiner Mutter zu bringen."

„Sie sehen, daß ich keine Treue verletze, wenn ich mich der Erinnerung an schöne, unvergeßliche Tage hingeben möchte, wenn ich mit Ihnen nicht sprechen kann, wie mit anderen Menschen, in Ihnen nicht die Lehrerin meines Kindes sehen will, Margarethe, nein, meine Jugendgeliebte, meinen guten Engel —"

„Kein Wort mehr," bat sie, „kein Wort, wenn ich es nicht bitterlich bereuen soll, diese Schwelle betreten zu haben."

Wieder hatte sie ihm das warme Gefühl, das sein Herz bewegte, zurückgedrängt. Er schwieg verletzt und verabschiedete sich mit einer stummen Verbeugung. —

Die Wintermonate gingen vorüber. Die Anwesenheit des Direktors in M. zog sich lange über die festgesetzte Zeit hinaus, da der Unternehmung unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Darüber war Niemand glücklicher, als der kleine Friedel, der sich von der Großmutter verhätscheln ließ und von der Rückkehr nach Berlin nicht ohne Thränen sprechen hörte.

Eines Abends, als Felix dem Sohne gegenüber bei Tische saß, rief der Kleine plötzlich mit einem Seufzer: „O, wenn nur morgen ein Feiertag wäre, und ich nicht in die Schule müßte!"

„Das ist ja ganz etwas Neues! Du gingst doch sonst so gern in Deine Schule!"

„Ja — aber heute war's gar nicht hübsch, denn Fräulein Tilcher war nicht da. So eine böse, alte, mit einem Zwicker auf der Nase und einer tiefen Stimme."

„Wo war denn Eure Lehrerin?“ frug Felix. „Ist sie krank?“

„Ich weiß es nicht.“ —

Als der Junge im Bette lag und fest schlief, trat Felix noch einmal in's Freie. Er wandelte durch manche Straße, über die stillen, menschenleeren Plätze; endlich in der Vorstadt draußen mäßigte er seinen Schritt. Vor einem schlichten Häuschen, das von einem Garten umgeben war, stand er still. Die Angst, Margarethe sei erkrankt, sei vielleicht einsam, ohne Pflege, hatte ihn ruhelos fortgetrieben. Nun besann er sich erst, was er eigentlich wollte. Er konnte doch nicht die Leute in dem stillen Hause aus dem Schlummer klingeln, um nach einem Mädchen zu fragen, das ihm bei Nennung seines Namens die Thüre weisen lassen würde.

Besorgniß um Margarethe hieß ihn bleiben, um auf irgend welche Weise Erkundigungen über ihr Befinden zu erlangen, aber die Scheu des modernen Menschen, überspannt und lächerlich zu erscheinen durch zu große Weichherzigkeit, zwang ihn zum Gehen. Eben wollte das letztere Gefühl in ihm siegen und er sich fortwenden, als eine Magd aus dem Hause trat. Das Mädchen sah ihn erstaunt an, als er frug, ob Fräulein Tilcher erkrankt sei, antwortete dann aber höflich: „Nicht sie selbst, ihr Vater, soviel ich weiß. Das Fräulein hat um Erlaubniß nachgesucht, abzureisen.“

„Ich danke,“ erwiederte Felix mit einem so deutlichen Aufathmen, daß die Magd ihm ganz verwundert nachblickte. —

Als der kleine Friedel an einem der nächsten Morgen die Augen aufschlug, stand sein Vater im Reise-Anzug vor ihm. „Ich muß für ein paar Tage fort, liebes Kind," sagte er. „Du sollst bei der Großmama essen und wohnen."

„Du kommst doch bald wieder, Papa? Bringst Du mir auch 'was Schönes mit?"

„Gewiß, mein Junge! Adieu, und sei artig!"

Diesmal war's keine Geschäftsreise, die Felix forttrieb. In diesen Tagen hatte ihn der Gedanke, daß Margarethe ihn verachte und er ihr noch immer keine bessere Meinung von seinem Charakter beigebracht habe, so bis zur Unerträglichkeit gequält, daß er beschlossen hatte, einmal den Direktor an den Nagel zu hängen und dem Menschen sein Recht zu gönnen.

Er fuhr nach dem Dorfe. Sein alter Onkel lebte noch. Ein Besuch bei dem Verwandten bot eine willkommene Ausrede.

Um die Mittagsstunde stand er dann wieder auf dem Dorfplatze, den er seit sieben Jahren nicht mehr betreten hatte. Wie unverändert hier Alles war! Jeden Strauch, jeden Stein am Wege glaubte er wiederzuerkennen; dieselben Blumen auf den Altanen, dasselbe Bachgeplätscher. Auch der Onkel hatte kaum gealtert, und in dem Studirzimmer war kein Buch von der Stelle gerückt. Es gab Felix ein Gefühl der Jugend, daß die Zeit hier so stille gestanden hatte. Wieder war's ja Frühling im Thal; nicht das volle Blühen jener Maitage, aber doch ein erstes, reizendes Knospen an den Bäumen, blauer Himmel über den noch schneebedeckten Bergen.

Auf dem Friedhofe freilich war ein frisches Grab aufgeworfen, und aus Aller Mund klang ihm die Trauerkunde entgegen, daß Margarethens Vater, der alte Lehrer, gestorben sei. Gestern hatten sie ihn begraben. Am Sonntag war er noch ausgegangen; dann, von einer plötzlichen Schwäche befallen, hatte er große Sehnsucht gefühlt, seine Tochter zu sehen, und war, wenige Stunden nach ihrer Ankunft, ohne Schmerz, ohne Kampf in seinem Lehnstuhle eingeschlummert — ein müder Mensch, der zur Ruhe geht.

Zwei Tage überließ Felix Margarethe ihrem einsamen Schmerz. Dann trat er eines Morgens in ihr Haus. Er nannte der Magd, die ihm die Thüre öffnete, seinen Namen nicht. Ein guter Freund, sagte er, wünsche das Fräulein zu sprechen.

Als er die kleine Treppe emporstieg, da bedrückte ihn plötzlich der Gedanke, daß er nun zum zweiten Male in einem Trauerhause eine Entscheidung seines Schicksals suchen müsse. Und doch wie anders war das heute! Mit welch' widerstrebendem, todwundem Herzen war er damals Stufe für Stufe die Steintreppe im Hause des Bankiers hinaufgewankt! Welch' einem Anblick der Verstörung, welchem Schauspiel tragischen Zerfalls war er entgegengegangen! Hier wehte ihm nur stiller, wehmüthiger Friede entgegen. In dem einfachen Gemache lag Alles in größter Ordnung; auf dem Schreibtische die wenigen Bücher des Verstorbenen, einige Schulhefte daneben, die er noch nach Hause genommen. Im Glase stand unverwelkt ein Strauß Anemonen, die er noch gepflückt haben mochte. Hier war ein erfülltes Leben still dahingegangen und hatte keinen schrillen

Mißklang zurückgelassen, nein, eine ernste Resignation in das ewige Walten der Natur.

Auch auf Margarethens Zügen lag eine milde, ergebene Trauer; ihre Augen glühten nicht mehr in dem alten Groll; befrembet, scheu, doch mit sanftem Ernst trat sie ihm entgegen.

„Nicht wahr, Margarethe," sagte er, „Sie glauben nicht, daß ich erbärmlich genug wäre, mich in solchen Tagen an Sie heranzudrängen, wenn nicht ein großes, ernstes Gefühl mich zu Ihnen führte! Der Einsame kommt zu der Vereinsamten, um Trost zu bringen und, wenn es sein kann, Trost sich zu holen. Gerade hier, wo wir Beide den Berufsgeschäften einmal entrückt sind, die uns Menschen das echte Empfinden förmlich ersticken, gerade hier, wo wir uns einst so gut verstanden haben, will ich von Ihnen Gehör erbitten. Sie selbst sollen das Urtheil fällen, ob ich Ihre Verachtung verdiene, oder ob ich es werth bin, Ihr Freund zu heißen."

Sie hatte schweigend nach dem altmodischen Sopha gedeutet und nahm an seiner Seite am Fenster Platz. Mit bewegter Stimme erzählte er ihr, warum er sich von ihr hatte scheiden, sein Herz der Pflicht zum Opfer bringen müssen; wie dieses Herz auch einsam geblieben war in seiner Ehe, wohl durch seine eigene Schuld, denn jedes warme Empfinden sei ihm in jener Nacht, da er gerungen zwischen Liebe und Pflicht, erdrückt und erstickt worden. Nur von dem tiefen Unrecht, das seine Gattin wider ihn begangen, schwieg er. Er hatte sich's gelobt, nie eine Anklage gegen sie über die Lippen zu bringen.

„Nun sprechen Sie, Margarethe," frug er, als er mit der Beichte zu Ende war, „sagen Sie: bin ich schuldig oder verdiene ich Ihre Verzeihung?"

Sie hielt die Augen, aus welchen nun langsam große Tropfen herabflossen, fest auf den Boden geheftet.

„Sie haben gehandelt, wie Sie mußten," sagte sie mit zuckenden Lippen. „Das Schicksal ist hart gewesen, nicht Sie," und ihre Hand suchte nach der seinen.

Ihm war's, als hätte ihn noch kein Erfolg und keine Anerkennung so tief beglückt, wie diese Mädchenhand, die wieder voll Vertrauen in der seinen lag.

„Wir haben Beide gefehlt," fuhr sie fort, noch immer mit gesenkten Augen und leise, als spräche sie zu sich selbst. „Hätte ich in meinem Zorn, in meiner Scham nicht den Brief, den Sie mir schrieben, in dem Sie mir wohl die Wahrheit sagten, uneröffnet gelassen, ich würde mir eine Fülle von Bitterkeit erspart haben; und es wäre wohl auch besser gewesen, wenn Sie mehr Vertrauen zu mir gehabt, mir von Ihrer Braut nicht geschwiegen hätten. Doch wir wollen nicht mit einander rechten. Sie sollen nie mehr ein herbes Wort von mir hören. Wir wollen versuchen, gute Freunde zu werden."

„Nicht blos Freunde, Margarethe! Nein, wir wollen endlich der alten Liebe ihr Recht vergönnen! Ihre Verzeihung allein genügt mir nicht. Ich will, daß Sie in mein freudloses Leben Sonnenschein bringen, daß Sie mein hart und frostig gewordenes Gemüth wieder erwärmen sollen. Versuche es wieder, mich lieb zu haben, Margarethe! Nun soll kein Geschick mich mehr von Dir schei-

den, nun liegt mein — unser Glück nur in Deiner Hand!"

Er hatte ihre Hände erfaßt und wollte sie an sich ziehen, doch sie wehrte es ihm.

„Gönnen Sie mir Zeit, mich zu fassen, diese jähe Wendung in meinem Leben, in meinem Denken erst zu begreifen. — So soll denn all' der namenlose Schmerz, den ich hier unter diesem Dache durchgelitten habe, ausgelöscht, all' mein wilder, bitterer Groll vergessen sein? O, ich fürchte, mein Freund, was sich so tief in die Seele eingeprägt hat, läßt Spuren zurück, die nie schwinden können. — Darf ich denn noch einmal glauben an das Glück? Ich hatte in diesen Tagen Abschied genommen von der Jugend, hatte mir's vor dem todten Vater immer und immer wieder vorgesagt: Dein Loos ist einsam. In der ganzen Welt hast Du nun kein Herz mehr, an das Du Dich flüchten kannst, keine Hand, die Du suchen darfst, wenn Du Dich verlassen fühlst; Du mußt es tragen lernen. Es leben Tausende ein liebeleeres Dasein und haben kein warmes Heim, und thun ihre Pflicht und altern, ohne gelebt zu haben. Ach, ich war so traurig, so todestraurig und konnte doch nicht weinen; und nun, vor dem Gedanken an neue Liebe kommt eine Rührung, ein Mitleid mit meiner eigenen Einsamkeit über mich, daß ich die Thränen nicht mehr zurückhalten kann."

Er hatte sie sanft an sich gezogen und ihr Haupt an seine Schulter gelehnt. Er liebkoste ihre Hände und sagte ihr leise, zärtliche Worte.

„Ach, es thut gut, sich einmal auszuweinen!" flüsterte sie. „Mir ist, als schwinde all' mein Trotz, all' meine

kühle Weltverachtung in diesen Thränen von mir fort und weiche einem unendlichen Bedürfniß nach Liebe. O Felix, ich habe nie geglaubt, daß noch einmal eine so weiche Stunde über mich kommen könnte, daß die alte Sehnsucht so rasch zu erwecken wäre! Wenn Du gut und lieb mit mir bist und mich mit solchen Augen ansiehst, wie jetzt, mein Freund, o, dann kommt wohl auch der Glaube an das Glück mir wieder. Lehre mich glauben! Mein Frühling ist ja dahin!"

„Mir bist Du jung, Margarethe, heute wie am ersten Tage. Mir wirst Du jung bleiben, auch wenn diese lieben weichen Haare einmal grau geworden, denn mein Herz hat Dich lieb und das Herz rechnet nicht nach Jahren."

Er hatte sie an das Fenster gezogen, und sie schauten mit verschlungenen Händen auf die lustigen weißen Wölkchen, die über den blauen Himmel zogen: jubelverbreitende Frühlingsboten. Wie ein österliches Erwachen kam's über ihre Herzen.

Felix hatte telegraphirt, daß er am nächsten Tage zurückkehren würde; Friedel sollte an die Bahn geführt werden, ihn zu erwarten. Als er nun aus dem Wagen stieg, lief ihm der kleine Junge mit freudiger Begrüßung entgegen: „Du siehst lustig aus, Papa! Hast Du mir wirklich etwas mitgebracht?"

„Ja, mein Kind!" rief Felix, während er Margarethe die Hand reichte, um ihr aus dem Wagen zu helfen. „Sieh her, Deine Lehrerin, die nun immer bei Dir bleiben und Dich sehr lieb haben wird."

Ueberrascht, verlegen streckte Friedel dem Mädchen die Hand entgegen; dann aber, nach Art der Kinder sogleich auf den momentanen Vortheil bedacht, rief er freudig: „O, dann erzählen Sie mir auch die Geschichte von der Feuerlilie zu Ende, nicht wahr?“

„Gewiß, Herzchen,“ sagte Margarethe und küßte ihn auf die vollen rothen Lippen. „Viele Geschichten will ich Dir erzählen, lange und schöne. Ist es Dir auch recht, wenn ich nun statt Deiner Lehrerin Deine Mama werde?“

„O ja, ja! Dann darf ich auch Du zu Dir sagen, nicht wahr? Gehst Du gleich heute mit, liebe, gute Mama?“

„Heute nicht, nein, mein Kind!“ sagte Margarethe erröthend.

„O wie schade! Aber wann kommst Du dann ganz zu mir?“

„Im Sommer, Friedel; dann gehen wir zusammen auf's Land und pflücken viele, viele Blumen.“

„Ach, das ist noch so lange!“ jammerte der Kleine.

„Du siehst, Vater und Sohn harren Dein in Ungeduld, Margarethe,“ sagte Felix.

Preußens erste Königin.

Historisch-biographische Skizze

von

B. v. Wolfshofer.

(Nachdruck verboten.)

In der alten niederdeutschen Handelsstadt Osnabrück residirte im Jahre 1668 der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. Er war vermählt mit Sophie, der Tochter des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, und diese gebar ihm am 20. Oktober des oben erwähnten Jahres eine Tochter, welche in der Taufe die Namen Sophie Charlotte erhielt. Sophie hieß sie nach ihrer Mutter, Charlotte nach einer der bedeutendsten Frauen jener Zeit, nämlich nach ihrer Tante Elisabeth Charlotte, der pfälzischen Prinzessin, welche durch ihre Vermählung mit dem Bruder Ludwig's XIV. die Stammmutter der Orleans geworden ist. Die eben geborene Prinzessin stand also zu den bedeutendsten fürstlichen Persönlichkeiten jener ereignißvollen Zeit in nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen.

Aber neben diesem Adel des Blutes besaß sie auch denjenigen der Gesinnung, einen tiefen Wissensdrang, eine bedeutende geistige Veranlagung. Diese Anlagen wurden durch die sorgfältigste Erziehung ausgebildet, und Sophie Charlotte genoß nicht nur Unterricht im Französischen,

Englischen und Italienischen, sondern auch im Lateinischen und in den schönen Wissenschaften und Künsten. Je mehr Denkthätigkeit diese erforderten, um so lieber wurden sie von der hochbegabten Fürstentochter gepflegt. Als sie elf Jahre alt mit ihrer Mutter eine Reise nach Frankreich machte, um die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans zu besuchen, erregte sie am Hofe von Versailles nicht nur durch ihre Schönheit und Anmuth, sondern auch durch ihren stark entwickelten Verstand die Bewunderung der französischen Schöngeister. Ludwig XIV., welcher damals auf dem Gipfel seiner politischen Macht stand und in seinem echt französischen Eigendünkel im Allgemeinen eine sehr geringschätzende Meinung von der deutschen Bildung und Begabung hatte, war ebenso erstaunt wie entzückt über die jugendliche Prinzessin.

Noch in demselben Jahre — den 8. Dezember 1679 — starb Herzog Johann Friedrich, der Bruder des Herzogs Ernst August, und dieser wurde dadurch Kurfürst von Hannover. Die nächste Folge davon war seine Uebersiedelung nach Hannover, welches von jetzt ab seine Residenz blieb. Hier fand er den Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz vor, welcher von seinem verstorbenen Bruder schon im Jahre 1676 an seinen Hof berufen worden war und nunmehr auch dem des neuen Herrschers auf den dringenden Wunsch desselben angehörte.

Leibniz war damals schon in der gesammten gebildeten Welt bekannt und geschätzt. Sowohl Ernst August als auch seine Gemahlin Sophie beeiferten sich, ihm ihre Gunst in vollstem Maße zu Theil werden zu lassen. Besonders

aber stellten sie die Erziehung ihrer heranwachsenden Tochter, der Prinzessin Sophie Charlotte, unter seine Leitung — ein Vorgang, welcher von den nachhaltigsten und glücklichsten Folgen für die gesammte Geistesentwickelung derselben werden sollte. Das Band der Hochachtung und Verehrung zwischen dem Philosophen und seiner Schülerin verdichtete sich allmählig zu der innigsten Freundschaft. Leibniz nennt die körperlich wie geistig sich so prächtig entwickelnde Fürstentochter in jener Zeit einmal „die holdseligste Prinzessin, welche so vortreffliche Naturgaben besessen, daß durchaus nichts Anderes als etwas Herrliches daraus habe entstehen können."

Das trauliche Zusammenleben des Lehrers mit seiner fürstlichen Schülerin sollte jedoch bald eine Störung und wenig später seinen Abschluß finden. Die Politik machte ihren Einfluß geltend. In Brandenburg hatte Kurprinz Friedrich seine Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth Henriette von Hessen, durch den Tod verloren, und richtete jetzt bei der Neuwahl einer Gattin seine Blicke auf den benachbarten Hof von Hannover. Die Kurfürstin Sophie, eine kluge Frau mit staatsmännischer Veranlagung, hielt diese Verbindung für sehr wünschenswerth. Das aufstrebende Brandenburg schien ihr ein Bundesgenosse zu sein, welchen man in jener vielbewegten Zeit nicht unterschätzen dürfe. Ueberdies existirten bereits damals zwischen den beiden Herrscherhäusern allerhand Mißhelligkeiten, welche vielleicht nach eingetretener Verwandtschaft zur Ruhe kamen. Die mit ebenso viel Glück wie Geschick geleiteten Unterhandlungen wurden schnell genug vom Erfolge gekrönt. Friedrich Wilhelm

der große Kurfürst, gab seine Einwilligung zu den Bewerbungen seines Sohnes. Am 28. September 1684 fand die Vermählung desselben mit Sophie Charlotte statt, und am 14. November hielt das junge Paar seinen feierlichen Einzug in Berlin.

Die Kurprinzessin zählte damals erst sechzehn Jahre; sie war von solcher Schönheit und Anmuth, daß sie sofort alle Welt, besonders aber ihren Schwiegervater, den großen Kurfürsten, für sich gewann.

Anfangs verhältnißmäßig glücklich in einer Ehe, in welche sie alle Tugenden einer Frau und Fürstin mitbrachte, nahm ihr Geschick doch schon in der nächsten Zeit eine weniger erfreuliche Wendung. Am 9. Mai 1688 starb nämlich der große Kurfürst, und Sophie Charlottens Gemahl bestieg als Kurfürst Friedrich III. den Thron von Brandenburg. Mit dem Tode ihres Schwiegervaters aber hatte sie nicht nur einen wirklichen Freund verloren, sondern auch den Genossen ihrer Anschauung und Gesinnungsart. Eine echte Soldatennatur, war der große Kurfürst von jeher der entschiedenste Gegner des Aufwandes und der Prachtliebe gewesen, für welche sein Sohn einen so großen Hang bekundete. Nun das väterliche Machtwort fehlte, überließ sich dieser gänzlich seiner Neigung, und im Schlosse von Berlin herrschte bald ein Aufwand, welcher nur noch von demjenigen in Versailles übertroffen wurde.

Da es Sophie Charlotte nicht gelang, ihren Gemahl von so kostspieligen Vergnügungen abzubringen, hielt sie sich wenigstens davon fern. Nur wenn es dieser durchaus wünschte, nahm sie an den rauschenden, prunkenden Freu-

den des Hoflebens Theil. Sonst hielt sie sich zumeist in ihrem Lustschlosse Lützenburg, das nach ihrem Tode zur Erinnerung an sie Charlottenburg genannt wurde, auf. Hier konnte sie ganz den Forschungen leben, mit denen ihr emsig suchender Geist beschäftigt war. Hier wohnte die Einfachheit und Traulichkeit, wie sie es daheim in den Räumen des Elternhauses gewohnt gewesen war. Dabei bekundete sie jenen Trieb zur Fröhlichkeit, welcher reinen, selbstgenügsamen Seelen eigen ist. Zumal gewährte ihr die Musik Freude und Zerstreuung. Doch hatte sie darum auch für die übrigen schönen Künste Muße und Verständniß. Ihr Beispiel wirkte fördernd auf die weitesten Kreise, wie das am besten aus dem Urtheil hervorgeht, welches ihr Enkel Friedrich der Große in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" über sie gefällt hat. „Durch sie," sagt er, „kam der Geist der Geselligkeit, wahre Höflichkeit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen. Charlottenburg war der Sammelplatz von Leuten von gutem Geschmack."

Die Hoffnungen, welche die Kurfürstin Sophie an diese Verbindung geknüpft, erfüllten sich leider nicht. Die Mißhelligkeiten zwischen den beiden nunmehr so nahe verwandten Höfen nahmen eher zu, als ab. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man bekennen, daß derjenige von Hannover daran um Vieles mehr Schuld trug, als der von Berlin. Das Kurfürstenthum Brandenburg, welches durch die Tapferkeit und Klugheit des großen Kurfürsten die Führerschaft unter den Staaten des nördlichen Deutschlands gewonnen hatte, fand in keinem Staate eine

solche Gegnerschaft, wie gerade in dem benachbarten Hannover. Eine Partei am Berliner Hofe, welche dem schönwissenschaftlichen Leben der Kurfürstin feindlich gegenüber stand, suchte die hohe Frau dafür verantwortlich zu machen, und Kurfürst Friedrich war schwach genug, solchen gehässigen Verdächtigungen sein Ohr zu leihen. So trat zwischen den beiden Gatten eine Entfremdung ein, welche für den Hof von Berlin und das gesammte Brandenburg überaus verhängnißvoll hätte werden können, wenn nicht endlich der Kurfürst von seinem Argwohn abgekommen wäre. Das maßvolle, jeder Politik abgewandte Verhalten seiner Gemahlin konnte ihm auf die Dauer nicht entgehen. An ihrer Treue, welche man gleichfalls zu verdächtigen gesucht, hatte er niemals gezweifelt, und ihre Studien fingen schließlich an, ihn selbst zu interessiren. Der Umstand, daß man weit und breit nicht nur im Lande, sondern an allen Fürstenhöfen Europa's ihre Tugenden pries, wirkte freilich bedeutend mit, ihn umzustimmen. Selbstgefällig, wie er war, mit einer deutlich ausgesprochenen Neigung zur Eitelkeit, konnte er allmählig nicht umhin, auf dieses Kleinod stolz zu sein, welches so sehr den Neid und die Bewunderung aller Welt erregte.

Diese Umstimmung in der Gesinnung des Kurfürsten hatte allerdings noch andere Gründe, sie hing mit der gesammten politischen Lage zusammen. Bei allen Fehlern Friedrich's III., welche die Nachwelt ausfindig gemacht, und welche keinen schärferen Tadler erlebten, als seinen Enkel, Friedrich den Großen, muß man ihm gleichwohl nachrühmen, daß er unter den mannigfachen Lieb-

habereien, wie sie damals an den Höfen eingeführt waren, nie das Wohl seiner Unterthanen, die Größe seines Hauses und die Zukunft des Staates aus dem Auge ließ. Diese Tugenden, welche ein Erbtheil der Hohenzollern bilden, kamen auch bei ihm stark zum Durchbruch. Mitten in die Vergnügungen seines Hofes, denen man übrigens höchstens den Vorwurf machen durfte, daß sie zu glänzend für die Verhältnisse des nicht besonders reichen Landes waren, kamen über ihn die Sorgen, daß er sein Erbe nicht so ruhmvoll seinen Nachkommen überlassen würde, wie er es einst vom großen Kurfürsten übernommen habe. Und man darf nicht übersehen, daß Kurbrandenburg damals in der That eine sehr schwierige Stellung zwischen seinen nordischen Nachbarländern hatte. Sachsen, dessen Kurfürst durch seine Wahl zum König von Polen bereits über die Hohenzollern an Rang und Einfluß getreten war, hatte den ersten Schritt gethan; das Haus Hannover aber schien noch gefährlicher zu werden, als es als Erbe für den Thron von England in Aussicht genommen wurde. Das waren Bedenken, welche dem Kurfürsten wohl schwere Sorgen bereiten durften. Er mußte darnach trachten, für sein Haus eine ähnliche Machterhöhung zu erzielen. Man weiß, daß seine Bemühungen auch von dem gewünschten Erfolge begleitet waren. Denn Kurbrandenburg ward zum Königreich Preußen erhoben, und am 18. Januar 1701 fand zu Königsberg die Krönung Friedrich's und Sophie Charlottens statt.

Inzwischen hatte diese gleichfalls ein Werk zu Stande gebracht, welches, wie dasjenige ihres Gemahls als eine

Machterweiterung des Staates in politischem, so mit vollem Recht als eine solche in wissenschaftlichem Sinne aufgefaßt werden muß. Es ist dies die Stiftung der „Sozietät der Wissenschaften", welche für das geistige Leben Preußens und Deutschlands die herrlichsten Früchte tragen sollte. Dieses große gedeihliche Werk aber ging in erster Hinsicht von Sophie Charlotte aus. Sie hatte eines Tages bei Tisch ihr Bedauern geäußert, daß in Berlin kein eigener Kalender verfaßt werde, kein Astronom und keine Sternwarte anzutreffen sei. Ihr Gemahl zeigte denn auch Bereitwilligkeit, die dahin zielenden Wünsche zu unterstützen. Leibniz, davon unterrichtet, war ganz glücklich. Seine Absicht war es längst gewesen, eine Gesellschaft von Gelehrten zu gründen, welche durch ihr gemeinsames Wirken auf den verschiedensten Gebieten des Wissens die Ergebnisse ihres Forschens gewissermaßen zu einem Ganzen vereinigten. Diese Freude strömt auch über in dem Briefe, welchen er damals an Sophie Charlotte schrieb:

„Ich glaube, wir werden nun auch zu Stande bringen, was Alles übertreffen wird, was die königliche Sozietät von London und die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris nicht haben leisten können und leisten werden. Der Zauber einer bewundernswürdigen Fürstin hat bei allen Dingen mehr Macht, als die bestimmtesten Befehle auch des größen Fürsten der Erde. In der That, ich habe oft gedacht, daß die Frauen erhabenen Geistes geeigneter sind als die Männer, die schönen Wissenschaften zu fördern. Die Männer, durch ihre Geschäfte und Berufsarten gebunden, denken meistens nur an das Nothwendige, wäh-

rend die Frauen, deren Lage und Beruf sie über verdrieß-liche und mühsame Arbeiten erhebt, ungebundener sind und fähiger, an das Schöne zu denken. Und wenn man die-selben, statt ihren Geist auf Toilette und Putztisch zu be-schränken, frühzeitig zu wahrhafteren und blendenderen Schönheiten und Zierden hinleitete, welche in den Wun-dern Gottes mit der Natur sich finden, so würde ihre Wiß-begierde und ihr Geschmack dem menschlichen Geschlechte zu größerem Nutzen gereichen und zur Ehre Gottes mehr bei-tragen, als alle Pläne der Eroberer, welche nur auf Streit und Vernichtung ausgehen."

Man braucht nicht mit Allem übereinzustimmen, was Leibniz in der Freude seines Herzens in diesem Briefe behauptet; aber in jedem Falle beweist dieser die hohe Meinung und Verehrung, welche der bedeutende Gelehrte und Philosoph für die Fürstin empfand. Inzwischen war der Gemahl derselben dem Plane, eine Akademie zu stiften, stets geneigter geworden. Im März 1703 erhielt Leibniz die Einladung, nach Berlin zu kommen, und da sich Sophie Charlotte gerade in Hannover befand, konnte er seine fürst-liche Gönnerin auf der Rückreise begleiten. Im Mai in Berlin angelangt, wurde er daselbst mit aller Auszeichnung aufgenommen. Seine Anwesenheit fiel zusammen mit den glänzenden Festlichkeiten, welche gerade gelegentlich der Ver-mählung der einzigen Tochter des Kurfürsten aus seiner ersten Ehe, die den Kurprinzen von Hessen-Kassel heirathete, gefeiert wurden. Aus jener Zeit besitzen wir eine ebenso interessante wie genaue Schilderung, welche kein Geringerer als Leibniz der Kurfürstin Sophie nach Hannover sandte.

Es handelte sich um ein Maskenfest, welches Sophie Charlotte zu Lützenburg veranstaltete. Leibniz stellte auf demselben einen Astrologen dar und richtete als solcher allerhand glückliche Prophezeiungen an die hohen Persönlichkeiten, welche ihn darum angingen. Die Art und Weise, wie sich der ernste Mann mit diesen Vergnüglichkeiten abfand, die freudige, naive Manier, mit welcher er die Anforderungen derselben über sich ergehen ließ, muthet uns ungemein an, besonders wenn er selbst seinem Berichte die naive Bemerkung anfügt: „Ich führe hier ein Leben, welches Eure kurfürstliche Durchlaucht mit mir ein ‚liederliches Leben‘ nennen mögen.“

Gleichwohl ging der Wunsch des Fürstenpaares, Leibniz an Berlin zu fesseln, nicht so schnell in Erfüllung. Aber er kam beinahe alljährlich dorthin und unterhielt brieflich einen steten Verkehr mit der hohen Frau. Anderseits weilte Sophie Charlotte wiederum häufig in Hannover, an welches sie so enge Bande der Verwandtschaft und Freundschaft fesselten. Auf einer solchen Reise sollte sie auch ihren Tod finden. Auf den dringenden Wunsch ihrer Mutter, der Kurfürstin, machte sich Sophie Charlotte am 12. Januar 1705 auf den Weg, wiewohl ein Halsleiden ihr schon damals Unbehaglichkeiten verursachte. In Magdeburg angekommen, fühlte sie sich so krank, daß sie daselbst mehrere Tage rasten mußte. Als sie schließlich am 18. Januar Hannover erreichte, war ihr Zustand bereits recht bedenklich geworden. Fieber, Beklemmungen und Erstickungsanfälle marterten sie unausgesetzt. Alle Mittel, welche zur Anwendung kamen, alle Sorgfalt, welche man auf sie ver-

wandte, blieben erfolglos. Zu Herrenhausen, wo der Hof von Hannover gerade weilte, also eben dort, wo einst mit solchem Glanz und Gepränge ihre Vermählung erfolgt war, starb sie am 1. Februar 1705. Selbst im Angesicht des Todes, über welchen sie sich von Niemand täuschen ließ, bewahrte sie ihre philosophische Gelassenheit. Wiederum ist es ihr Enkel, Friedrich der Große, welcher uns aus jenen Stunden eine ergreifende Episode überliefert hat. Eine ihrer Damen, welche am Bette der Sterbenden stand, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht," sagte die Königin zu ihr, „denn jetzt werde ich meine Wißbegierde befriedigen über Dinge, die mir Leibniz niemals erklären konnte."

Der Tod Sophie Charlottens erregte eine Bestürzung, welche von der großen Beliebtheit und Verehrung Zeugniß ablegt, die sie genossen. Der König erholte sich nur schwer von diesem Schlage; seine wahrhafte Trauer bewies, wie innig er sie trotz aller Verschiedenheit des Wesens und der Meinung im Grunde dennoch geliebt. Dem Volke in Preußen war seine Wohlthäterin entrissen, der Welt ein großer, emsig grübelnder Geist, der sich selbst an der Lösung der schwierigsten philosophischen Fragen versucht. Niemand betrauerte aber wohl die früh Verstorbene tiefer und anhaltender, als Leibniz. Die langjährige Genossin bei gemeinsamer Geistesarbeit war ihm entrissen worden, die hochherzige Beschützerin, welcher er die Verwirklichung seines Lieblingsplanes, die Gründung der oben erwähnten „Sozietät der Wissenschaften", zu danken hatte. Der gemeinsamen Freundin, dem Fräulein v. Pöllnitz, schrieb er da-

mals: „Ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halte. Der Verlust der Königin scheint mir ein Traum; aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr.“

Man darf in diesen Worten des großen Gelehrten keine Uebertreibung sehen. Der Schmerz, welchen er empfand, entsprach vollkommen der Verehrung, welche er für die Königin gehegt. Für die rein geistigen Beziehungen, wie sie zwischen Beiden existirt hatten, gibt nichts besseren Aufschluß, als ein Brief, welchen Sophie Charlotte einst in Betreff ihres Lehrers an das schon oben erwähnte Fräulein v. Pöllnitz schrieb. „Ich schätze diesen Mann,“ heißt es darin, „aber ich habe Lust, mich darüber zu ärgern, daß er Alles so oberflächlich mit mir treibt. Er setzt Mißtrauen in mein Genie, denn es geschieht selten, daß er mir mit Genauigkeit auf die Stoffe antwortet, welche ich in Anregung bringe.“ Und Leibniz gab ihr einst, als sie ihm ähnliche Vorwürfe machte, die bezeichnende Antwort: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, denn Sie wollen das Warum des Warum wissen.“

Sophie Charlotte ist schon zu Lebzeiten und sofort nach ihrem Tode oft und gern von ihren Zeitgenossen geschildert worden. Unter sämmtlichen Frauen, welche damals Kronen trugen, war sie weitaus die bedeutendste und darum auch die berühmteste. Aber so viel man von ihrer emsigen Geistesarbeit zu berichten weiß, so wenig von ihrem eigentlichen Leben. Entweder sind uns die Einzelheiten desselben verloren gegangen, oder es verfloß wirklich so eintönig, so still, daß keine eigentliche Abwechslung, kein scharf her-

vortretender Zwischenfall zu verzeichnen ist. Die letztere Ansicht ist vielleicht die allein zutreffende.

Das beste Bild von der hohen Frau gewinnen wir wohl aus der Schilderung, welche der Irländer John Toland von ihr entwirft. Er genoß im Winter 1701 die Gastfreundschaft des Hohenzollernhofes, und war entzückt von der Art und Weise, wie man dort die Künste und Wissenschaften pflegte. Die „philosophische Königin" findet sein uneingeschränktes Lob. „Sie bringt," lautet die diesbezügliche Stelle in seiner Schilderung, „ihre meiste Zeit in einem Palaste zu, der bei dem Dorfe Lützenburg an der Spree, eine Meile von Berlin, liegt und noch nicht völlig ausgebaut ist. Von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer ‚Treckschuyte' oder kleinem Kahn zu Wasser fahren. Lützenburg wird in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden, und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der allerschönsten Fürstin ihrer Zeit, die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten, wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Konversation etwas nachgibt. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man bewundert sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche und geschwinde Wissenschaft, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehört, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen oder die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter durchdringen können, als sie. Sie sieht gern, wenn Fremde ihr aufwarten, und von

Allem, was in ihrem Lande merkwürdig ist, Unterricht geben. Was ihre Person anlangt, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare."

Sophie Charlotte schenkte ihrem Gatten nur ein einziges Kind, einen Sohn, den späteren Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Ihre Liebe zu Kunst und Wissenschaft, ihre große Begabung, vor Allem aber ihr philosophischer Geist tauchte dafür um so prächtiger und entschiedener in dem Sohne desselben, Friedrich dem Großen, wieder auf. Das so oft beobachtete Gesetz von der Vererbung der Eigenschaften auf den Enkel mit Uebergehung der Kinder hat sich in diesem Falle also von Neuem bewahrheitet. Der „Philosoph von Sanssouci" und die „philosophische Königin" sind das beste Beispiel dafür.

Der Engländer zu Hause.

Von

Wilh. F. Brand.

Ta, Tata, Ta-tara-tatatah — Klopflaute im verschiedensten Takte und Versmaß, bald leise, bedächtig, bald wirr durcheinander, oder stürmisch, donnernd — das sind die verschiedenartigen Heroldsrufe, mittelst denen man in England Einlaß in ein Haus begehrt.

„An englishman's house is his castle" — eines Engländers Haus ist seine Burg, worin er unumschränkt waltet, frei von den Tücken eines Hauswirths oder Vicewirths, unumschränkt und allein mit seinen Angehörigen. Wie gering die Zahl derselben, wie gering auch seine Mittel sein mögen, das Haus mit einer anderen Familie zu theilen geht nicht an. Selbstverständlich gibt es daher für die unbemittelteren Klassen auch nur ganz winzige Häuschen.

Wie bei uns etwa die Flurthüren der einzelnen Wohnungen, so sind in England naturgemäß die Hausthüren stets verschlossen. Und wer hinein will, muß klingeln oder klopfen. Der Gebrauch der Klingel für diesen Zweck ist verhältnißmäßig neueren Datums. Es befinden sich zwar jetzt schon an den meisten Hausthüren zwei besondere Klingelgriffe, unter denen die Unterschriften „Visitors"

und „Servants“ besagen, daß der eine für „Besucher“, der andere für die „Dienerschaft“ bestimmt ist, doch außerdem ist auf der Thür selbst immer noch ein eiserner „Klopfer“ angebracht, mittelst dessen man auf der Thür herumhämmert, und viele Einlaßbegierige ziehen diesen „knocker“ immer noch vor, der für die Hausbewohner die Annehmlichkeit hat, daß sie aus dem Klopfen selbst mancherlei Schlüsse auf die Persönlichkeit der Klopfenden ziehen können.

Denn ein einfacher „knock“ (Schlag) deutet allemal an, daß der draußen Stehende ein Dienstbote, Milchmann, Fleischer, oder sonst eine Person ist, die nur nach den Dienstboten verlangt.

„Tatá“ ist das ausschließliche Signal des Briefträgers, wenn er seine Briefschaften einfach durch die in der Mitte einer jeden Hausthür angebrachte Oeffnung in den Briefkasten steckt, der sich allemal auf der Innenseite der Thür befindet, und wenn der Bote dann gleich weiter eilt. Bringt er aber einen eingeschriebenen Brief oder irgend etwas, das ein persönliches Abgeben der Sendung verlangt, so hämmert er sein „Tatá“ zweimal.

„Tatá-Tatá“ ist zugleich auch Heroldsruf des Telegraphenboten.

Für alle Besucher schickt es sich unbedingt, ihre Ankunft durch ein Signal, das jedenfalls über diese vier Töne hinausgeht, zu verkünden; und es drückt sich schon in der Art und Weise ihres Klopfens leicht ebenso gut Bescheidenheit, Charakterfestigkeit oder Energie, als rohes Ungestüm oder auch gar eine Befangenheit aus, die das Anmeldesignal im Hause kaum vernehmbar macht.

Ein regelloses Klopfen, wie es auf dem französischen Theater vor Aufziehen des Vorhangs üblich ist, würde englische Hausbewohner sehr in Erstaunen setzen, da sie nicht wüßten, was es bedeuten sollte. Jeder Einlaß Begehrende, sei es wer es sei, klopft eben nach einer gewissen Regel, einem gewissen Rhythmus.

An ein derartiges, regelmäßig in derselben Form wiederkehrendes eigenes Geklapper gewöhnt man sich in England in der That ganz unwillkürlich, es ist eine Art Leitmotiv, das wir, uns selbst mehr oder weniger unbewußt, an den Hausthüren herunterhämmern; und ebenso unwillkürlich rufen dann die Hausbewohner auf das bloße Klopfen hin: „Da macht uns ja Mrs. Robinson das Vergnügen!" oder auch wohl: „Lieber Himmel! Das ist ja Mr. Jones schon wieder!" dem vielleicht ein: „Jane, wir sind nicht zu Hause!" ebenso unwillkürlich nachfolgt.

Musikalisch, wie demnach dieses Klopfsystem in gewissem Sinne ist, gehört es doch noch mehr auf das Gebiet der Poesie oder jedenfalls auf das der Poetik. Denn wie die Minne- und Meistersänger längst vergangener Zeiten für ihre Dichtungen ihre eigene Strophe hatten, so besitzt ja auch jeder Engländer seine eigene Thürklopfer-Strophe.

„Tà-tara-tà-tatata-tam" ist z. B. eine ganz schickliche Strophe. Und Jedermann, der noch ein Neuling in dieser Art Poetik ist, und die Gelegenheit in Aussicht haben sollte, einmal in einem englischen Hause Einlaß begehren zu müssen, sollte sich schleunigst nach einem derartigen Muster eine eigene Strophe erfinden.

Da klopft es. Wie ein schäumender Gießbach rauscht

und ruft die melodische Strophe ein gebieterisches: „Sesam, thue Dich auf!"

Es thut sich auf, und auf der Schwelle erscheint James, der Diener, James mit den engen Kniehosen und buntfarbigen Strümpfen, James mit seinem gepuderten Haar, dem Schulter und Arme bestäubenden untrüglichen Abzeichen eines aristokratischen Hauses. Bis vor wenigen Jahren stand hierauf eine hohe Steuer. Für jeden Diener, der in solcher Weise Staub über sein Haupt auszuschütten hatte, mußte sein Herr jährlich fünf Pfund Sterling bezahlen, eine gar sehr zu billigende Einrichtung, von der man aber doch wieder zurückzukommen für gut befunden hat.

In einem weniger großen Hause öffnet uns Jane, das Hausmädchen, die stets nett und ordentlich gekleidet, Vormittags ein helles Waschkleid, Nachmittags ein schwarzes Gewand trägt mit sauberem weißen Schürzchen und Häubchen.

Klopfen wir aber nicht standesgemäß, vielleicht gar nur einmal, so wird höchst wahrscheinlich Mary Anne, die Köchin, von unten herauf, aus dem Erdgeschoß, nach unserem Begehr fragen. Die Küche ist stets in den Souterrainräumen. Dr. Richardson, ein in England bekannter Hygieniker, möchte dieselbe zwar im alleroberſten Stock des Hauses angebracht wissen, um die Bewohner vor den der Küche entsteigenden verschiedenartigen Düften zu schützen, aber seine Musterwohnungen sind bislang nur in seinem Hirn und auf dem Papier errichtet. Bis heute führt der Weg zur Köchin immer noch in das Erdgeschoß, und Alle, die bei ihr etwas zu thun haben, wie Schlächter und Milchmann, steigen geradeswegs zu ihr die Stufen hinab. Doch,

„no followers allowed“ (kein Anhang gestattet), heißt es gewöhnlich im Miethskontrakt, und um Mary Anne und ihre Genossinnen nicht in Versuchung zu bringen, der Bestimmung zuwider zu handeln, und ihre zahlreichen Vettern nach Kräften aus dem Hause zu halten, ist häufig statt einer Thüre unten nur ein Schiebfensterlein angebracht.

„Die Küche ist Mary Anne's sicheres Burgverließ," könnte man analog dem vorhin erwähnten stolzen Wahrspruch des englischen Hausherrn ausrufen. Hier herrscht sie unumschränkt. In welcher Weise sie aber hier waltet und schafft, darüber vermag ich im Einzelnen nicht zu berichten. Ist es mir doch niemals vergönnt gewesen, in diese Veste meinen Fuß zu setzen. Da es indessen manche ehrsame englische „Hausfrau“ gibt, die vor mir in dieser Hinsicht nichts voraus hat, die sich die Köchin jeden Morgen in ihr Zimmer kommen läßt, und ihr von der Chaiselongue herab ihre Befehle zu ertheilen geruht, so ist das keineswegs zum verwundern.

D'rum schnell zurück aus dem Burggraben die Stufen wieder herauf. Da steht ja James noch am geöffneten Thor.

„Her Ladyship is at home“ (die gnädige Frau ist zu Hause). Vortrefflich, da wollen wir ihr gleich unsere Aufwartung machen. Englische Damen sind nämlich im Allgemeinen nicht so häuslicher Natur wie die unserigen, doch haben sie Alle, bis in die unteren Mittelklassen hin, ihren bestimmten Tag, an dem sie Besuche empfangen. Diese praktische Einrichtung kennt man ja bei uns zu Hause auch; wir nennen das in unserer lieben Muttersprache

„jour fix,“ und meinen damit meistens einen bestimmten Besuchsabend. Ein englischer „at-home-day“ bezieht sich aber gewöhnlich nur auf die Nachmittagsstunden von drei bis fünf, im äußersten Falle bis sechs Uhr. Das sind hier unter allen Umständen die alleinigen Besuchsstunden, es sei denn, daß es sich um eine besondere Einladung handelt. Die Engländer hüten sich also gar wohl, Jemand ihre Aufwartung zu machen, wenn dieser vielleicht gerade sich ankleiden, bei Tisch sitzen, ein Schläfchen halten könnte, und was dergleichen Beschäftigungen mehr sind, bei denen wir uns nicht gern stören lassen, deren Ausübung aber in manchen Gauen unseres Vaterlandes als der besonders geeignete Zeitpunkt erachtet wird, unseren lieben Freunden und hochgestellten Gönnern in's Haus zu fallen.

Doch James möchte ungeduldig werden; folgen wir ihm lieber jetzt unverzüglich. Kaum sind wir ein paar Schritte weit gegangen, da fällt uns ein eigenthümliches Stück Möbel in's Auge. Unmittelbar neben dem Kleiderhalter mit dem silbernen Teller darauf, auf welchem die Briefschaften der Herrschaft hinaufgetragen werden, steht dieses Instrument, halb Glocke, halb Trommel von tönendem Metall. Es ist ein „Gong“, das bei keiner guten englischen Familie fehlen darf, dessen dumpfe Töne die Hausgenossen zur Tafel rufen.

Das Eßzimmer ist regelmäßig zu ebener Erde, schon aus dem einfachen Grunde, weil es hier der Küche zunächst liegt. Daneben befindet sich gewöhnlich nur noch ein kleineres Zimmer, prahlerischer Weise „the library“ (die Bibliothek) genannt, wahrscheinlich weil hier die Schulbücher

der Kinder und vielleicht noch ein paar andere Bände aufgestellt sind, das aber in Ermangelung einer Bibliothek ebenso oft nur als Schulstube oder als Rauchzimmer benützt wird. Denn man muß sich nicht etwa denken, daß ein Engländer in allen Zimmern rauchte oder rauchen dürfte. Wohl ist es jetzt bei Gesellschaften meistens den Herren gestattet, gleich nach dem Essen, nachdem die Damen sich aus dem Speisezimmer entfernt, noch ein Viertelstündchen bei einer Cigarre unter sich zu plaudern; doch für gewöhnlich würde sich das ein Hausherr in England keineswegs herausnehmen. In manchen Häusern darf gar nicht geraucht werden. Im Allgemeinen aber ist das Rauchen auf ein besonderes Zimmer beschränkt, in dem dann oftmals auch noch ein Billard steht. Die Engländer haben indessen nicht nur ein besonderes „smoking room" (Rauchzimmer), sondern ziehen auch noch ein besonderes „smoking jacket" (Rauchjoppe) an, setzen ein „smoking cap" (Rauchmütze) auf den Kopf, wenn sie darauf ausgehen, den Feuerbrand an eine Pfeife Tabak zu legen. Joppe wie Käppchen sind indessen nur leichte, bequeme Haustracht. Auch will ich nicht behaupten, daß ein Engländer nun allemal sich in diesen leichten Harnisch wirft, wenn er rauchen will. Aber der Umstand, daß Hausmütze wie Hausjoppe nach dem Rauchen benannt werden, dürfte zur Genüge darthun, für welch' ein ungeheuerliches Unterfangen das Rauchen in England im Hause erachtet wird.

Außer diesen zwei Zimmern gibt es zu ebener Erde gewöhnlich keine mehr, selbst in den großen Häusern von Belgravia und Mayfair. So hoch wie sie sind, so schmal

sind sie auch — „die reinen Handtücher". Da aber in derselben Straße ein Haus allemal genau so gebaut ist wie das andere, und die einzelnen Häuser stets so unmittelbar aneinander gereiht sind, daß wenn die Treppen und Hausthüren nicht wären, man von außen gar nicht unterscheiden könnte, wo das eine anfängt und das andere aufhört, so fällt dies nicht auf den ersten Blick auf.

James wartet noch immer. Aber wir sind ja Ausländer, und die Engländer sind mit den Fremden ebenso nachsichtig wie — wir mit ihnen sein müssen. Der Diener führt uns die teppichbelegte Treppe hinauf, denn mit Teppichen ist in England Alles bedacht, seien dieselben nun von der besten Brüsseler und türkischen Sorte, oder nur eine einfache Wachstuchart. Die Treppen, die Flure und sämmtliche Zimmer, selbst in den Häusern der unteren Klassen, Alles ist mit Teppichen belegt. Die Fußböden sind aber auch darnach. Parquetböden sind in England in Privathäusern so gut wie unbekannt, und selbst wenn hier ein Ball gegeben wird, so tanzt man auf dem Teppich, über den für diese Gelegenheit höchstens ein strammer Drillich gespannt wird. Uebrigens tanzt sich's darauf doch besser, als die parquet-verwöhnten jungen Leute des Festlandes sich vorstellen mögen.

Der ganze erste Stock besteht selbst in den vornehmsten Stadthäusern in England in der Regel nur aus einem einzigen Zimmer, dem „drawing-room" das vielfach indessen durch eine Flügelthür oder einen Vorhang in zwei Räume, das eigentliche „front-drawing-room" und das „back-drawing-room", getheilt ist. Der Name kommt

von dem Worte „withdraw“ — sich zurückziehen. Dieses ist das Zimmer, wohin die Familie nach Tisch sich zurückzieht, zugleich der Thronsaal der Hausfrau, wo Besuche empfangen, Gesellschaften gegeben werden, die allerbeste Stube und zugleich die eigentliche Wohnstube, kurz der Kernpunkt aller Häuslichkeit. In ganz besonders großen Häusern gibt es dann natürlich wohl noch einige andere Prunkgemächer, aber Familien mit einem Jahreseinkommen bis zu hunderttausend Mark, und selbst darüber noch, begnügen sich in der Stadt fast immer mit den drei Stuben, dem „dining-room“ (Speisezimmer), „library“ und „drawing-room“, denen nur in ganz vereinzelten Fällen noch ein besonderes Boudoir und das „nursery“ oder Kinderzimmer, das stets ganz oben im Hause gelegen, hinzuzurechnen wäre. Jene drei Räume nehmen ja aber auch die beiden ganzen unteren Stockwerke bereits in Anspruch, und sind je nach dem Umfang der einzelnen Häuser zuweilen ganz winzige Zimmer, zuweilen aber auch ganz kolossale Räume; allemal aber nach demselben Schema errichtet. In dem darüber gelegenen Stockwerke, also in dem zweiten und dritten, oder auch wohl vierten und selbst fünften, gibt es außer etwa dem „nursery“ und dem Badezimmer, das selbst in den Häusern der unteren Mittelstände selten fehlt, nur noch Schlafräume.

In das „drawing-room“ werden denn auch wir nun geführt, wo die Herrin des Hauses ihrer Besuche harrt. Neben ihr steht ein Tischlein mit dem Theetopf darauf, aus dem sie eigenhändig ihren Freunden den rühmlichst bekannten Nationaltrank einschenkt, während es auch an

aller Art Kuchen nicht mangelt und selbst nicht an „muffins“ und „crumpets“, jenen weichen Semmeln, die dermaßen in Fett gebadet sind, daß man wohlthun dürfte, sich die Handschuhe auszuziehen, ehe man sie anfaßt.

Um sechs Uhr ist die Besuchszeit unbedingt vorüber. Man muß dann bald an das Anziehen zu Tisch denken. Denn in den sogenannten „guten Häusern“ kommt man — sei es im eigenen oder in fremden Häusern, sei es, daß man Gäste bei sich hat oder „gemüthlich unter sich“ ist — auf keinen Fall ohne vollen Gesellschaftsanzug zu Tische, die Damen in ausgeschnittenen Kleidern, die Herren in Frack, weißer Halsbinde, tief ausgeschnittenen Lackschuhen und seidenen, womöglich knallrothen Strümpfen. „Evening dress“ ist daher auch auf den besseren Plätzen im Theater und Konzert überall Brauch, in der Oper unbedingt Vorschrift, ohne deren strenge Befolgung hier auf vielen Plätzen Niemand zugelassen wird.

Schlimm, wie das Alles klingen mag, gewöhnt man sich indessen auch an solche Sitten nicht allzu schwer. Macht man sich doch auch in Deutschland „zu Tische zurecht“; und ob wir da nun schließlich einen anderen Rock oder den Frack anziehen, macht nur für Diejenigen viel aus, denen der Frack überhaupt verhaßt ist. Und warum ist er das? Auch nur, weil sie nicht daran gewöhnt sind, weil sie ihn vielleicht alle Schaltjahre einmal tragen bei ganz besonderen Gelegenheiten, die sie ohnehin schon vielleicht in eine peinliche Aufregung versetzen. Da sind denn auch wohl die Hemdknöpfe nicht in Ordnung, die weiße Halsbinde ist nicht gerade bei der Hand, und nun wird alle Schuld auf

den Frack geschoben. Wie viel von manchen Seiten auch dagegen geeifert werden mag, er kommt doch so leicht nicht ganz aus der Mode. Verbindet er nicht die leichte Bequemlichkeit einer Jacke mit der Eleganz eines Rockes! Auch die ausgeschnittenen Lackschuhe sind ebenso leicht und bequem wie Hausschuhe; und die rothseidenen Strümpfe sind ja nicht unbedingt erforderlich.

Da hätte ich mich nun in meinem gewiß anerkennenswerthen Streben nach Unparteilichkeit in der Schilderung dieser fremdartigen Gebräuche beinahe in eine begeisterte Vertheidigung des Frackes hineingeredet. Nein, davon möchte ich doch absiehen. Aber was ich hervorheben wollte, ist die Thatsache, daß man an solche Dinge sich viel leichter gewöhnt, als Derjenige, der nicht damit vertraut ist, meinen dürfte. Und wie mit dem „evening-dress“, so geht es mit tausend anderen Dingen, insonderheit auch in Bezug auf die englische Häuslichkeit. Mag nach unseren Begriffen auch Manches daran uns wunderlich vorkommen, ihnen erscheint ebenso viel in unseren häuslichen Einrichtungen befremdend; und keine Nation hält mehr auf die geweihte Stätte, die ihr Heim ausmacht, als die Engländer auf ihr „home“.

Ein unterbrochenes Fest.

Geschichtliche Erinnerung

von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Fürchterliche Brandkatastrophen, insbesondere in Theatern, wobei Hunderte von Menschen plötzlich ihr Leben verloren, haben im letzten Jahrzehnt das Publikum erschreckt, und fast allgemein ist heute noch die Ansicht verbreitet, diese Katastrophen seien eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit und in der Vergangenheit habe man ähnliche Vorfälle nicht zu verzeichnen gehabt.

Dies ist indeß ein Irrthum, wie die nachfolgenden Zeilen beweisen werden.

Am 1. April 1810 hatte sich Napoleon mit der Tochter des Kaisers von Oesterreich, der Erzherzogin Marie Luise, in Paris vermählt, und es begann eine Reihe von Festen, so großartig, wie sie Paris bis dahin nur während der Kaiserkrönung gesehen hatte.

Augenscheinlich war Napoleon in seine junge Gattin aufrichtig verliebt, und er gab sich alle nur mögliche Mühe, ihr seine Aufmerksamkeit auch durch die Entfaltung äußeren Glanzes zu zeigen. Fest folgte auf Fest, Wochen und Monate lang. Den Abschluß aller dieser Vergnü-

gungen aber sollte eine Festlichkeit bilden, welche an Großartigkeit Alles hinter sich lassen sollte, und am 1. Juli 1810 bei dem Fürsten v. Schwarzenberg, dem Gesandten Oesterreich-Ungarns, stattfand.

Der Fürst v. Schwarzenberg bewohnte das ehemalige Hotel Montesson in der Rue de Montblanc, ein ansehnliches, zwischen Hof und Garten belegenes Gebäude, das jedoch, wie auch Varnhagen v. Ense, der als Augenzeuge dem Feste beiwohnte, meldet, für die außerordentliche Festlichkeit nicht genügend schien. Man hatte daher auch das nebenliegende Hotel gemiethet und überall die nöthigen Verbindungen angebracht. Diese weitläufigen Räume waren mit Geschicklichkeit eingetheilt und den verschiedenen Scenerien und Momenten des Festes zugewiesen. Zunächst den Prachtsälen des ersten Hotels hatte man seitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte Mitte hin zu einem großen Teiche führte, mit Balken überlegt, und auf diesen, nach damals in Paris üblicher und auch überhaupt bei den früheren Festen angewandter Sitte, den ungeheuren Hauptsaal von starkem Zimmerwerk aufgeschlagen. Die Decken und die Seitenwände des Saales waren nach außen mit Wachsleinwand überhangen, inwendig mit den prächtigsten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierrath ausgestattet; die Säulenbalken, welche den mittleren Raum von einer gallerieartigen Umfassung absonderten, mit den kostbarsten Stoffen reich umhüllt und durch zahllose Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Mousselin, Gaze und anderen

zarten Geweben verbunden; mächtige Kronleuchter von Krystall schwebten im Innern, luftig getragen von gold- und silberdurchzogenen Blumenketten, durch Draperien und Bänderschleifen mit den übrigen Verzierungen in harmonische Form zusammenfließend. Im Vordergrund des Saales, auf einer mäßig erhöhten, mit Gold durchwirkten teppichbelegten Bühnenstufe, waren zwei prachtvolle Thronsitze aufgestellt, vor ihnen gab der parquetirte und sorgsam geglättete Fußboden dem Tanz freien Raum. Der Saal hatte drei Ausgänge; einer derselben im Hintergrunde, zunächst den Thronsitzen, führte in das Innere des Hotels, und sollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenossen erleichtern; im Vordergrunde nach der Gartenseite hin ging zuerst links eine breite und lange Gallerie ab, welche gleicherweise wie der Saal gebaut und verziert, sich längs des Hotels hinzog, und dessen Gemächern wie dem Garten sich in vielfacher Verbindung anfügte; rechts dieser Gallerie gegenüber, in halber Höhe des Saales, befand sich eine Bühne für die Musiker, zu der aber nur mittelst einer äußeren Treppe zu gelangen war; der Hauptausgang des Saales, ein prächtiges Portal, öffnete sich in der Mitte des Vordergrundes und führte über mehrere breite Stufen in den Garten hinab.

Die Arbeiten zum Aufschlagen dieses Festsaales und zur Dekoration des Botschaftshotels und des Gartens waren meist Nachts vorgenommen worden, weil den Tag über eine so glühende Hitze herrschte, daß die Arbeiter sich kaum bewegen konnten. Schon seit Wochen glühte vom Himmel herab die Sonne, ohne daß sich auch nur eine Spur von

Regen oder Kühlung zeigte. Bäume und Sträucher begannen zu verdorren, alles Holzwerk war ausgetrocknet und die ganze Natur lechzte nach Erfrischung. Dieser Umstand hielt indessen Niemand davon ab, dem großen Feste beizuwohnen.

Die Dienerschaft im Hotel war auf hundert Personen vermehrt worden, welche Alle in den prachtvollsten Livreen prangten, und gegen Abend rückten Abtheilungen der kaiserlichen Garde an, welche die Sicherheitsposten im Park und vor dem Hotel bezogen. Napoleon war damals, und durchaus nicht mit Unrecht, ängstlich und für seine persönliche Sicherheit besorgt. Er wußte, daß nicht nur von Seiten der Bourbonen, sondern auch von anderen Gegnern, die er in Frankreich, ja selbst unter seinen eigenen Generälen besaß, fortwährend Komplotte gegen ihn geschmiedet wurden, welche man zwar bisher immer noch rechtzeitig entdeckt hatte, die aber doch durch ihr fortwährendes Auftreten zur Vorsicht aufforderten.

Am Abend begann die Auffahrt vor dem Portal vor einer zahlreichen Volksmenge, welche die Pracht und den Glanz der erscheinenden Gäste bewunderte. Unter den Gästen befanden sich Könige und Königinnen, die Mitglieder der höchsten Aristokratie nicht nur Frankreichs, sondern auch Oesterreichs, die Botschafter der verschiedenen Großstaaten, welche allen erdenklichen Luxus entfalteten und dem neugierigen Publikum ein Schauspiel boten, welches anzustaunen sich wohl verlohnte.

Unter Begleitung einer ziemlich zahlreichen Eskorte erschienen endlich der Kaiser und die Kaiserin in einem

Prachtwagen. Der Kaiser begab sich zuerst nach dem großen Saal, wo er flüchtig die Anwesenden begrüßte. Dann folgte er der Einladung des Botschafters und begab sich nach dem Garten, welcher feenhaft erleuchtet war und in welchem eine ganze Menge von Ueberraschungen der hohen Gäste harrte.

An verschiedenen Stellen des Parkes waren versteckt Sänger und Musikchöre aufgestellt, welche beim Herannahen des Kaisers ihre Weisen ertönen ließen, bis derselbe mit seiner Gattin vor einem großen Rasenplatze Halt machte, auf welchem die Fest-Aufführungen stattfinden sollten, und auf welchem nur wenige Sessel für den Kaiser und die nächsthöheren Persönlichkeiten standen. Hier wurde die Kaiserin auf das Höchste überrascht, als sie gegenüber ihrem Sitze in natürlicher Größe, auf einem Rasenplatze stehend, das Schloß Laxenburg bei Wien erblickte, welches man hier in einem künstlichen Aufbau nachgeahmt hatte. Auf ein gegebenes Zeichen aber entwickelte sich aus den Büschen, welche den Platz bedeckten, eine große Anzahl von Tänzern und Tänzerinnen in österreichischen National-kostümen, welche österreichische Tänze aufführten. Dann folgte eine Pantomime, durch welche der Kampf zwischen Krieg und Frieden, und der endliche Sieg des letzteren dargestellt wurde, womit man dem Kaiser und seiner jungen Gemahlin neue Huldigungen darbrachte. Dann gab es eine neue Ueberraschung für die Kaiserin. Es erschien nämlich peitschenknallend und in staubbedecktem Anzuge ein Courier, der sich bis zur Kaiserin hindurchdrängte und ihr eine Depesche übergab. Es war dies ein Brief

ihres Vaters, der schon am Morgen angekommen war, und der jetzt, um der Kaiserin eine Freude zu bereiten, in dieser Weise überreicht wurde. Die Kaiserin war sehr erfreut über dieses Zeichen der Aufmerksamkeit und belustigte sich ebenso wie die anderen eingeladenen Herrschaften an dem großen Feuerwerk, das nunmehr im Garten abgebrannt wurde. Dasselbe übertraf an Pracht und Glanz alles bisher Dagewesene und erlitt nur insofern eine Unterbrechung, als durch das Feuerwerk wirkliches Feuer ausbrach. Eines der Holzgerüste nämlich, von welchem aus die Feuerwerkskörper aufflogen, gerieth in Brand, indessen zeigte sich jetzt gerade die vortreffliche Organisation des ganzen Festes. Es rückten nämlich sofort Spritzenleute, welche zur Vorsorge aufgestellt waren, heran und löschten unter dem Beifall der Anwesenden augenblicklich den Brand. Der Kaiser selbst war sehr erfreut über diese Vorsichtsmaßregel und ahnte nicht, daß man durch die Lobsprüche, welche man den Spritzenleuten über die rasche Hilfe zu Theil werden ließ, die Schrecken einer Katastrophe vermehrte, welche bald darauf ausbrechen sollte.

Nachdem nämlich das Feuerwerk abgebrannt war, begab man sich nach dem großen Saal zurück, und der Kaiser und die Kaiserin nahmen auf den Thronsesseln Platz, um dem Tanze zuzusehen, der jetzt sofort begann. Die Königin von Neapel mit dem Fürsten Esterhazy, und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürstin v. Schwarzenberg, der Schwägerin des Botschafters, eröffneten den Ball. Die Kaiserin ergötzte sich an dem Gewühl der

Tanzenden, und der Kaiser machte infolge dessen mit ihr sogar einen Rundgang durch den Saal, um hier und da Persönlichkeiten anzureden und sich auf das Liebenswürdigste zu unterhalten.

Die Kaiserin war schon zu ihrem Sitz zurückgekehrt, der Kaiser stand noch in einer Ecke des großen Saales, als sich plötzlich ein Schreckensschrei hören ließ.

Die Schwüle, welche draußen herrschte, hatte sich in der letzten Zeit bis in's Unerträgliche gesteigert. Fernes Wetterleuchten aber verkündete, daß ein schweres Gewitter heranzog, welches die ersehnte Kühlung für Natur und Menschen bringen sollte. Voraus ging aber diesem Gewitter wie gewöhnlich ein heftiger Sturm, und durch das zum Garten führende geöffnete Portal blies plötzlich der Wind so heftig herein, daß die Flamme einer der tausend Kerzen, welche den Saal erhellten, gegen die leichte Tüllbekleidung einer Säule geweht wurde, wodurch natürlich das leichte Zeug sofort in Brand gerieth. Indeß war Hilfe zur Hand. Einer der Kammerherren des Kaisers kletterte an der Säule in die Höhe, riß den Gazevorhang herunter und trat ihn aus.

Schon glaubte man alle Gefahr beseitigt, als man bemerkte, daß doch ein kleines Flämmchen weiter oben hinauf gezuckt war, sich mit wachsender Schnelligkeit beständig vergrößerte und oben über die Gaze- und Tülldraperie hinlief, welche die Decke des Saales schmückte.

Ein Schreckensschrei erklang, und doch kam sein warnender Ruf fast zu spät. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes verbreitete sich die Flamme über die Draperien

von Tüll und Gaze, über die mit Malerfarben bedeckten Leinwandstücke, die außerordentlich günstiges Brennmaterial boten, und in kürzerer Zeit, als man es beschreiben kann, stand der ganze obere Theil des Saales in Flammen.

Eine fürchterliche Panik brach im Saale aus. Die Musiker, welche zuerst von den Flammen bedroht waren, verließen flüchtend ihre Plätze, und im Saale selbst herrschte eine Bestürzung, welche die Leute um alles klare Denken brachte. Die anwesenden Anhänger des Kaisers vermutheten nichts Anderes, als daß es sich um ein Attentat auf das Staatsoberhaupt handle, und das fürchterliche Geschrei: „Man will den Kaiser ermorden!" tönte durch den Saal. Die Generäle und Würdenträger stürzten sich auf den Thron zu, nach welchem Napoleon sofort zurückgekehrt war, um seine junge Gemahlin zu beruhigen, und zogen die Degen, um ihren Herrscher gegen den unsichtbaren Feind zu vertheidigen.

Napoleon selbst bewahrte seine volle Ruhe und blieb im Saale, bis der Festgeber, Fürst Schwarzenberg, ihn dringend bat, denselben zu verlassen, weil die höchste Gefahr durch ferneres Verbleiben drohe. Jetzt reichte der Kaiser seiner jungen Gattin den Arm und führte sie durch den Saal nach dem Garten hinaus, den er auch ungefährdet erreichte.

So lange der Kaiser im Saale anwesend gewesen, hatten sich die erschreckten Menschen noch einigermaßen im Zaume halten lassen, jetzt aber brach die furchtbarste Verwirrung aus, wie sie bei solchen Katastrophen leider stets auszubrechen pflegt.

Ohne Rücksicht auf Stand und Rang drängte und stieß man sich, und an den Ausgangsthüren wurden Menschen zu Boden gerissen und fast zu Tode getreten, und das Entsetzen vermehrte sich noch, als brennende Fetzen von der Bekleidung der Decke herabfielen, und dadurch die leichten Ballkleider einiger Frauen Feuer fingen. Ein fürchterliches Geschrei ertönte aus dem Saal, in welchem die Lichter zum Theil verlöscht waren, und in dem nur das mehr und mehr um sich greifende Feuer eine grauenhafte Beleuchtung bot.

Die Spritzenleute hatten leider nach dem ersten Lob, das sie erhalten hatten, es für nöthig erachtet, weniger aufmerksam als früher zu sein. Sie kamen erst an, als nicht nur der Saal schon vollständig verloren war, sondern als auch schon die Menschen, die noch im Saal gewesen, durch die anderen Anwesenden mit Mühe und Noth gerettet worden waren. Man sah ohnmächtige und niedergetretene Frauen, die man aus den Flammen herausgetragen, man sah fürchterlich durch das Drängen und durch das Feuer verletzte Großwürdenträger in ihren kostbaren Uniformen auf dem Rasen des Parkes herumliegen, und die ganze entsetzliche Situation wurde noch dadurch verstärkt, daß in diesem Augenblick das Gewitter losbrach welches den ganzen Abend über gedroht hatte. Wie immer aber nach so langer Gewitterpause, waren die elektrischen Entladungen besonders schwer, und ein Regenguß stürzte herab, der Alles hinwegzuschwemmen drohte und doch dem Feuer im Innern des Hauses nicht Einhalt zu thun vermochte.

Der Kaiser that sein Möglichstes, um seine junge Gemahlin zu beruhigen; er brachte sie sofort nach dem Wagen, um mit ihr abzufahren. In den elysäischen Feldern aber schon ließ er halten und seine Gemahlin allein weiter nach Saint-Cloud fahren, weil er zum Feuer zurück wollte.

Sein Erscheinen war dort auch um so nothwendiger, als sich in Paris mit Blitzesschnelle die unsinnigsten Gerüchte verbreiteten. Bald hieß es, das Feuer sei angelegt worden, um ein Attentat gegen den Kaiser zu verüben, bald, der Blitz habe in den Saal eingeschlagen, und es wären dabei der Kaiser und eine große Anzahl Großwürdenträger getödtet worden; dann hieß es wieder, der Kaiser sei in der großen Verwirrung während des Feuers entführt worden — kurzum, es war die höchste Zeit, daß Napoleon erschien, um sich zu zeigen und der herrschenden Verwirrung ein Ende zu machen.

Seinem Eingreifen war es auch zu danken, daß man sich nun energischer mit dem Löschen des Feuers beschäftigte, an das man bei den sonstigen Unglücksfällen, die geschehen waren, bis dahin kaum gedacht hatte, und im Verein mit dem immer noch herabströmenden Regen gelang es auch endlich, des Feuers Herr zu werden.

Es wurde nun Musterung darüber gehalten, ob alle im Saale befindlich gewesenen Personen gerettet seien, und es stellte sich heraus, daß Niemand fehlte, als die Frau des Hauses, die Gemahlin des Botschafters Fürsten Schwarzenberg. Es wurde behauptet, dieselbe habe sich noch einmal in den Saal zurückbegeben, um ihre Tochter zu retten, welche in der That sich in der höchsten Gefahr

befunden hatte, aber, mit Brandwunden bedeckt, kurz vorher mit Mühe und Noth gerettet worden war.

Ein Eindringen in den Saal war indeß nicht mehr möglich, weil in kurzer Zeit der Fußboden zusammenbrechen mußte und in der That auch bald darauf zusammen mit der Decke einstürzte.

Der Kaiser verweilte bis zum Morgen auf der Brandstelle und erkundigte sich beständig nach dem Befinden der Verwundeten. Es stellte sich heraus, daß an dreißig Personen mehr oder minder schwer verletzt worden waren; die einzige Person, die bei der Katastrophe direkt ihren Tod gefunden hatte, war die Fürstin Schwarzenberg.

Das Ablöschen dauerte noch den ganzen Tag über, dann erst war es möglich, in die Brandstelle einzudringen. Varnhagen v. Ense, der Theilnehmer an dem traurigen Feste, schildert dieselbe folgendermaßen:

„Ich betrat die Brandstätte, ein düsteres Angehäuf von Schutt und Wust, verkohlte Balken, zertrümmerte Mauersteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen, in den zufälligen tiefen Lücken schmutzige Wasserpfühle zusammengestockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, gekrümmte Degen, Armbänder und anderen Schmuck, den die Gluth fast unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir stiegen Graf Hulin und Doktor Gall forschend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin stehen, sieht starr vor sich hinab, und ich hörte die halblaut gerufenen Worte: ‚Doktor Gall, kommen Sie hierher, hier ist ein menschlicher Körper!‘ — Ich gedenke noch mit Schaudern des furchtbar eindringenden Tones, den diese Worte hatten;

jeder Nerv wurde erschüttert, die Brust mit Angst erfüllt. Gall trat herzu, ich war der Dritte. Wir mieden jedes Geräusch und suchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewissern; erst nach und nach wurde er unseren Augen deutlich. Von Balken und Kohle halb verdeckt, lag in der Tiefe ein schwarz gebrannter, eingeschrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menschliche Gestalt in ihrer Zerrüttung nur mit Hilfe der Einbildungskraft herauszufinden! Ein Theil der Brust nur, welcher zufällig im angesammelten Wasser zu liegen gekommen war, hatte sich erhalten, und die frische Weiße der Haut stach gräßlich gegen die übrigen mumienhaft schwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt solcher Zerstörungsanblicke, stieß doch dieser meine Augen unwillkürlich zurück. Gall stieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürstin v. Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden sich an dem Körper, sie wurden dem Botschafter gebracht, der unsern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr. Das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder."

Der einzige Trost bei diesem entsetzlichen Unglück war der, daß die arme Fürstin wohl nicht lebend verbrannt war. Es war wohl anzunehmen, daß sie beim Suchen nach der Tochter im Saale erstickt und erst dann dem Feuer zur Beute gefallen war.

Doch sollte die Fürstin Schwarzenberg nicht das einzige Opfer der Katastrophe bleiben. Wenige Tage darauf starb die Fürstin v. Ley, dann die Generalin Touzard und noch mehrere andere Frauen der Aristokratie. Auf den

Tod krank lagen über zwanzig Personen, welche nur langsam genasen, unter ihnen der russische Botschafter Kurakow, welchem, als er ohnmächtig aus dem Saale getragen wurde, sämmtliche Diamantenknöpfe seines Staatsrockes abgeschnitten und gestohlen worden waren.

Durch Diebstahl, durch Abstreifen im Gedränge, durch Zertreten und Verbrennen gingen außerdem für mehr als anderthalb Millionen Franken Schmucksachen, Diamanten und andere Kostbarkeiten verloren. Der Fürst v. Schwarzenberg suchte selbst nach Kräften seinen Gästen den entstandenen Verlust zu ersetzen.

In ganz Paris trauerte man wegen des fürchterlichen Vorfalls, und wie eine böse Ahnung stieg in den Gemüthern die Erinnerung an ein anderes Hochzeitsfest auf, nämlich an das des unglücklichen Königs Ludwig's XVI. mit Marie Antoinette. Als der damalige Dauphin von Frankreich Marie Antoinette, auch eine Oesterreicherin, heirathete, und an einem der Festabende ein großes Feuerwerk abgebrannt werden sollte, explodirten auf dem Carousselplatze, wo eine nach vielen Tausenden zählende Volksmenge, des Schauspiels harrend, stand, die Feuerwerkskörper, und brachten vielen Hunderten den Tod oder schwere Verletzungen. Dieses Unglück wurde damals vom Volke als ein böses Vorzeichen für das hohe Paar betrachtet.

Man erinnerte jetzt an das traurige Geschick Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's, und man fing an zu glauben, daß ein ähnliches Verhängniß auch Napoleon mit seiner jungen Gattin treffen könnte. Wie wir wissen, hatte man mit dieser Ahnung nicht unrecht.

Athmung und Erstickung.

Physiologische Skizze

von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Obgleich der Prozeß des Athmens eine der ersten Thätigkeiten jedes Menschen und eine Funktion ist, die er ununterbrochen von der Wiege bis zum Grabe ausübt, blieb der Prozeß doch bis in die neueste Zeit räthselhaft, und die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen über denselben datiren erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Alten, denen wir sonst doch so Vielerlei verdanken, wußten über diesen Lebensprozeß auch nicht das Allermindeste; sie lebten der kindlichen Vorstellung, daß das Athemholen dazu diene, das Blut abzukühlen, wie die Luft die erhitzten Schläfen. Daß dies seine Bedeutung nicht ist, weiß heute wohl jedes Kind; doch aber hat noch heutzutage die große Menge kaum eine Ahnung davon, daß der Aufenthalt in schlecht gelüfteteten Räumen einer wesentlichen Beeinträchtigung des Lebens gleichkommt, daß eingeathmete Luft, die nicht frisch ist, genau so schlimm auf den Körper einwirkt, wie ein Gift, und ebenso wenig werden die eindringlichen Lehren beachtet, welche die tägliche Erfahrung uns überliefert.

Eine solche Lehre, die trotz ihrer Vergangenheit immer wieder herangezogen zu werden verdient, bietet jenes grausenhafte Ereigniß, das sich im Jahre 1848 an Bord eines Auswandererschiffes infolge der Unwissenheit seines Kapitäns abspielte.

Der zwischen Liverpool und Sligo laufende „Londonderry" ging am 2. Dezember jenes Jahres mit 200 Passagieren in See. Ein Sturm kam auf und der Kapitän befahl, daß Alle unter Deck gehen sollten. Die Kajüte, in welche die Passagiere eingezwängt wurden, war nur 7 Fuß hoch, 11 Fuß breit und 18 Fuß lang. Der besorgte Kapitän ließ obendrein die Luken schließen und über den Eingang der Kajüte einen Gummimantel befestigen. Die Lage der eingesperrten Passagiere, die verurtheilt waren, dieselbe Luft immer wieder von Neuem zu athmen, wurde in kurzer Zeit unerträglich, und die Angst des Erstickens führte zu schaudererregenden Scenen. Jeder drängte mit Gewalt nach den wenigen vorhandenen Luftöffnungen, das Stöhnen der Sterbenden wurde übertönt von den Flüchen der Stärkeren, und als endlich der erste Steuermann öffnete, bot sich seinen entsetzten Blicken ein Schauspiel, wie es fürchterlicher nicht wohl erdacht werden kann: 72 Todte und viele Sterbende lagen erstickt in krampfhaft verzerrten Stellungen am Boden der Kajüte, und den Ueberlebenden war bereits das Blut aus Augen, Nasenlöchern und Ohren getreten.

Es leuchtet Jedem ein, daß dieses furchtbare Unglück nicht geschehen wäre, wenn noch zu rechter Zeit die Schiffsluken hätten geöffnet werden können, um frische Luft ein-

zulassen. Jeder ist nur zu gern bereit, die Urheber solcher und ähnlicher Unglücksfälle auf's Herbste zu verurtheilen und die Opfer derselben zu bedauern; die Allerwenigsten jedoch sind sich klar bewußt, daß sie selbst täglich und stündlich, nur in geringerem Grade, sich derselben Fahrlässigkeit schuldig machen, wie jener Kapitän, indem sie ihre Wohn-, Arbeits- und Schlafräume nicht gehörig lüften. Wie wichtig aber das Einathmen stets frischer Luft für Leben und Gesundheit ist, werden wir in den folgenden Zeilen klarstellen.

Die Atmosphäre oder Lufthülle, welche unsere Erde in einer Höhe von etwa zwölf Meilen umgibt, sich mit ihr um ihre Achse dreht und sie auf ihrer Bahn um die Sonne begleitet, ist, trotzdem sie unserem Auge nicht wahrnehmbar ist, ein sehr „stofflicher" Körper. Wir stopfen Kissen (Luft-Kissen) damit, und ihr Druck vermag bekanntlich unter Umständen sogar Mauern umzuwerfen. Sie besteht aus einem Gasgemisch, führt eine Menge verschiedener Substanzen in ihren ruhelosen Strömungen mit sich, behält aber stets, unbeeinträchtigt von denselben, eine nahezu gleichbleibende eigene Zusammensetzung, und zwar enthalten 100 Theile Luft 20,96 Theile Sauerstoff, 79 Theile Stickstoff und 0,04 Theile Kohlensäure, also etwa ein Fünftel Sauerstoff, vier Fünftel Stickstoff und selbst in der reinsten atmosphärischen Luft einen Bruchtheil von jenem farblosen Gas, das wir im Champagner oder im Sodawasser aufbrausen sehen.

Abgesehen von unwesentlichen Mengen anderer Gase, wie Ammoniak, Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff und Wasser-

stoff, sowie von Wasserdampf und Staub, die überall in der Atmosphäre vorhanden sind, haben nun jene drei Hauptbestandtheile der Luft die größte Bedeutung für alles Leben auf der Erde, wobei insbesondere das Verhältniß von Sauerstoff und Kohlensäure in Betracht kommt. Denn der Sauerstoff ist die Lebensluft aller thierischen Wesen, deren Athmungsprozeß darin besteht, daß sie bei jedem Athemzuge Sauerstoff ein- und dagegen Kohlensäure ausathmen. Kohlensäure ist aber in größerer Menge direkt lebensfeindlich, und so trägt also jeder Athemzug aller thierischen Wesen dazu bei, die Luft zu verderben.

Daß diese Verschlechterung der Luft nur für geschlossene Räume und nicht unter freiem Himmel in Betracht kommt, liegt auf der Hand. Von der gänzlich bedeutungslosen Rolle, welche alle Menschen und Thiere als Verderber des unendlichen Luftmeeres spielen, gibt der berühmte Chemiker Dumas uns eine Vorstellung. Er berechnete, daß aller Sauerstoff, der von sämmtlichen lebenden Wesen an der Oberfläche unserer Erde während hundert Jahren verbraucht wird, nicht mehr als ein Achttausendstel des in der Atmosphäre enthaltenen beträgt, und daß derart tausend Jahre vergehen müßten, ehe diese Verminderung des Sauerstoffes, selbst wenn er sich nicht wieder ergänzte, für die bisher erfundenen Instrumente irgendwie nachweisbar würde.

Während nun der Kohlensäuregehalt unter freiem Himmel sehr gering ist, ist das Verhältniß von Sauerstoff und Kohlensäure, das die Gesundheit und das Wohlbefinden der athmenden Wesen bedingt, in geschlossenen und bewohnten

Räumen fortwährend den größten Schwankungen unterworfen. Jedes Athmen, wie auch jede Feuerung, jedes Brennen von Lichtern oder Lampen hat unter allen Umständen stets die schlimme Wirkung, daß die Luft ihres Sauerstoffes beraubt und dagegen mit Kohlensäure überladen wird; ohne diese Wirkungen kann weder ein Athmen, noch ein Brennen je von Statten gehen. Der bekannte englische Physiker Dalton untersuchte die Luft eines Saales, in dem während zwei Stunden 50 Lichter gebrannt und 500 Personen geathmet hatten, und fand, daß die Kohlensäure, anstatt in dem normalen Verhältniß von 2 Theilen auf 5000 Theile Luft vorhanden zu sein, in solcher Menge erzeugt worden war, daß auf je 100 Theile Luft 1 Theil oder auf 5000 je 50 Theile Kohlensäure vorhanden waren. Diese Luft würde sehr bald unathembar geworden sein. Im Allgemeinen ist ermittelt, daß die Luft schon schlecht zu werden beginnt, wenn sie anstatt 20,96 Prozent Sauerstoff nur 20,60 Prozent enthält, also nur etwa $^4/_{10}$ Theile Sauerstoff auf 100 Theile Luft weniger, als unter freiem Himmel, besitzt. Unter diesem Gesichtspunkte sind folgende vergleichende Zahlen von besonderem Interesse: An der Meeresküste und auf offenem Haideland enthalten 100 Theile Luft 21 Theile Sauerstoff, in großen Bergwerksräumen 20,77, im Schlafzimmer Morgens und im Parterre eines Theaters nach der Vorstellung 20,74, im Zimmer einer Elementarschule 20,65, in geschlossenem Stall 20,39, in Sümpfen 20,14 Theile. Bei nur noch 18,50 Prozent Sauerstoff in der Luft verlöschen Kerzen, und bei 17,20 Prozent endlich ist die äußerste Grenze eines Luftgemenges

erreicht, in dem es ein Mensch — aber auch nur für einige Minuten — noch aushalten kann.

Was nun die Organe und den Vorgang des Athmens selbst anbetrifft, so stehen beide in so innigem und unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Blute unseres Leibes und dessen Kreislauf, daß wir nicht umhin können, diesem „Strom des Lebens" eine eingehendere Berücksichtigung zu widmen. Auf die einfachsten Ausdrücke zurückgeführt, ist nämlich die Athmung nichts weiter als ein Austausch von Kohlensäure und Sauerstoff, welcher mit Hilfe unserer Lunge zwischen dem Blute und der Atmosphäre stattfindet.

Das Blut ist der Hauptvermittler unserer Ernährung, denn nur aus dem Blute werden alle abgenützten Organe ergänzt, und alle Nahrung muß erst zu Blut werden, ehe sie dem Organismus irgendwie zu Gute kommen kann. Nun ist es aber im höchsten Grade bemerkenswerth, daß die ernährende Thätigkeit des Blutes durchaus von dem in ihm enthaltenen Sauerstoff abhängt, und zwar in dem Maße, daß eine mangelhafte Ernährung oder ein theilweiser Stillstand des Lebens stattfindet, sobald die vorhandene Menge von Sauerstoff im Blute zu gering ist, der Tod aber eintritt, sobald der Sauerstoff dem Blute dauernd fehlt.

Alle lebenden Wesen vermögen diesen nöthigen Sauerstoff aber nur aus dem Wasser oder aus der Atmosphäre aufzunehmen, und haben zu dem Zwecke besondere Organe. Bei den Fischen dienen als solche die Kiemen, deren zarte Oberfläche den im Wasser enthaltenen Sauerstoff auffaugt, bei den Landthieren und beim Menschen ist das Organ

zur Aufnahme des Sauerstoffs die so gefäßreiche, im Brustkorbe liegende Lunge.

Der Eintritt der Luft durch die Athmung in die Lunge erfolgt bekanntermaßen durch die Luftröhre, und diese könnte man recht wohl als den Stamm der Lunge auffassen; denn sie spaltet und theilt sich baumförmig in eine Anzahl von dünneren Bronchialröhren, die sich wiederum in zartere Verästelungen theilen, deren feinste Zweige endlich in eine Unzahl mikroskopisch kleiner, bläschenartigen Ausstülpungen endigen, die man beim Menschen auf nicht weniger als 600 Millionen Stück berechnet hat. Diese elastischen Lungenbläschen oder Luftzellen der beiden halbkegelförmigen, schwammigen Lungenflügel in beiden Hälften der Brusthöhle enthalten nun aber ein dichtes Netzwerk von blutführenden Haarröhrchen (feinste Verästelungen der Schlag- und Blutadern), welche direkt aus dem Herzen gespeist werden; und nach diesen Darlegungen ist es, um den eigentlichen, gerade in diesen Lungenbläschen vor sich gehenden Athmungsprozeß klar zu durchschauen, an der Zeit, noch einen Blick auf den Blutkreislauf zu werfen. Der Blutstrom des Körpers geht nämlich nicht direkt vom Herzen aus zu den Körpertheilen, sondern passirt vorher die Lunge in all' ihren zahllosen Verästelungen, so daß man den großen oder Körperkreislauf, welcher die gesammte Blutbahn von der linken Herzhälfte durch den ganzen Körper hindurch bis zur rechten Herzkammer umfaßt, von dem kleinen oder Lungenkreislauf, der die Bahn von der rechten Herzhälfte durch die Lungen zur linken Herzhälfte in sich schließt, unterscheidet; freilich in ungenauer Auffassung, denn das Blut macht nur einen

Kreislauf, und hat diesen erst dann wirklich beschrieben, wenn es nach seiner Wanderung durch den ganzen Körper wieder an seinem Ausgangspunkt eingetroffen ist. Unter den hier obwaltenden Gesichtspunkten bildet das Herz auf der Bahn dieses Gesammtkreislaufes sogar nur eine Zwischenstation; ihm fällt als einer Art Doppelpumpe die Verrichtung zu, das Blut durch die Adern zu treiben, und zwar treibt die Druckbewegung der rechten Herzhälfte das Blut durch die Lungen in die linke Herzhälfte, und die Druckbewegung dieser letzteren das Blut durch den ganzen Körper in die rechte Herzhälfte zurück. Als die beiden Endstationen der Gesammtbahn aber sind füglich die Haarröhrchen des Körpers einerseits zu betrachten, wo der Stoffwechsel vor sich geht, andererseits die Bläschen der Lunge, in deren Haarröhrchen die Sauerstoffaufnahme stattfindet.

Infolge seiner Abgabe von Nährstoffen an die Gewebe und Aufnahme der Zerfallsprodukte aus denselben ändert das kreisende Blut nämlich ununterbrochen seine Zusammensetzung und seine physikalischen und chemischen Eigenschaften, so daß es kaum zwei Stellen im Körper gibt, wo das Blut von genau der gleichen Beschaffenheit wäre; seine Hauptveränderung jedoch erleidet das Blut eben nur an jenen beiden „Endstationen" des Kreislaufes, und diese Veränderung ist eine so wesentliche, daß man geradezu zwei Arten von Blut im menschlichen Organismus unterscheidet. In seinem Laufe von den Haarröhrchen des Körpers bis zur Lunge ist das Blut dunkelroth und enthält auf 100 Theile nur 7 Theile Sauerstoff, dagegen fast 36 Theile

Kohlensäure; in seinem Laufe aber vom Austritt aus den Lungen an bis zu den Haarröhrchen des Körpers ist es scharlachroth und enthält bei nur rund 30 Theilen Kohlensäure fast 15 Theile Sauerstoff auf 100 Theile. Jenes Blut heißt „venös", das letztere „arteriell". Der tiefgreifende Unterschied beider beruht vornehmlich auf der relativen, durch jene Zahlen ausgedrückten Verschiedenheit des Gehaltes an Sauerstoff und Kohlensäure. Das von den Lungen in den Körper strömende arterielle Blut enthält bei viel geringerem Kohlensäuregehalt mehr als das Doppelte an Sauerstoff, als das venöse Blut.

In den Lungen also gibt das Blut Kohlensäure ab und nimmt dagegen Sauerstoff auf, und dieser Gasaustausch nun ist der spezielle Zweck der Athmung.

Bei jedem Athemzuge dringt die uns umgebende Luft durch die Luftröhre in jene Lungenbläschen, woselbst eine große Menge Blut mittelst eines in diesen Bläschen verbreiteten Netzwerks von Gefäßen der Luft ausgesetzt wird, aus derselben gierig Sauerstoff auffaugt und dagegen im Tausche Kohlensäure abgibt. Daß bei diesem zweifachen Vorgange der Athmung, dem Aushauchen von Kohlensäure einerseits und der Aufnahme von Sauerstoff andererseits, der letztere aus der Atmosphäre stammt, und die Kohlensäure aus dem Blute, steht fest; ein tiefes Dunkel jedoch liegt noch über der Frage nach dem Ursprung der Kohlensäure im menschlichen Organismus, und wodurch die Umwandlung des arteriellen Blutes in venöses (sauerstoffarmes) erfolgt. Aller Wahrscheinlichkeit nach gibt das Blut während seiner ernährenden Thätigkeit Sauerstoff ab

und nimmt Kohlensäure auf. Wie dem nun aber auch sein möge, so viel steht unter allen Umständen fest, daß die Gegenwart von Sauerstoff im Blut die unerläßliche Bedingung der Ernährung und des Lebens ist, daß das Blut beständig durch die Athmung mit Sauerstoff aus der Luft versorgt werden muß, weil, wenn das durch unsere Lungen strömende Blut in diesem nicht eine Zufuhr von Sauerstoff antrifft, der Strom anstatt arterielles, venöses Blut zu den Geweben führen würde, was unfehlbar ein Aufhören jedes lebendigen Stoffwechsels und damit den Tod zur Folge hätte.

Die Bedeutung des durch die Erneuerung der Luft in den Lungenbläschen infolge der Ein- und Ausathmung bewirkten Gasaustausches ist man recht zu würdigen in der Lage, wenn man bedenkt, daß ein erwachsener Mensch in guter Luft innerhalb 24 Stunden etwa 520,600 Kubikcentimeter Sauerstoff aufnimmt und dagegen etwa 440,000 Kubikcentimeter Kohlensäure ausscheidet. Die Menge der durch einen gewöhnlichen Athemzug ein- und ausgeathmeten Luft beträgt etwa 500 Kubikcentimeter, oder zwischen 20 und 25 Kubikzoll, wobei circa 3000 Kubikzoll in den Lungen zurückbleiben, während ein ungewöhnlich tiefer Athemzug an 4000 Kubikcentimeter Luft den Lungen zuzuführen vermag. Niemals aber werden sie durch die Ausathmung leer, mindestens 1200 Kubikcentimeter Luft bleiben immer in ihnen zurück. Es liegt auf der Hand, daß diese „Tiefathmung“ in frischer Luft für Alle, die den größten Theil ihres Lebens in geschlossenen Räumen verbringen, von ganz besonderem Nutzen wäre, und in der

That ist schon mancher dieser „Luftarmen“ durch eine tagtäglich vorgenommene „Lungengymnastik“, die darin besteht, daß man einige Male täglich abwechselnd den einen Arm hinter den Kopf gelegt und den anderen in die Seite gestemmt, etwa zehn möglichst tiefe und lang angehaltene Athemzüge thut, von lästigen Brustbeschwerden oder Athmungsstörungen befreit worden.

Man hat die Gesammtoberfläche der Lunge mit ihren millionenfachen zellenartigen Ausstülpungen auf nicht weniger als 2642 Quadratfuß berechnet, und auf dieser ganzen Fläche wird das Blut stetig der Einwirkung der Luft ausgesetzt. „Ist es nicht wundervoll,“ ruft ein Forscher begeistert aus, „wenn man überlegt, daß im Laufe eines einzigen Jahres von jedem Menschen 100,000 Kubikfuß Luft eingezogen und wieder ausgestoßen werden durch ungefähr 9, respektive 18 Millionen Athemzüge, um derart mehr als 3500 Tonnen Blut mit Luft zu versorgen?“

Und diese Zahlen werden erst in die rechte Beleuchtung gerückt, wenn man bedenkt, daß die ausgeathmete Luft allemal etwa ein Fünftel Sauerstoff weniger, dagegen aber über hundertmal mehr Kohlensäure enthält, als die eingeathmete Luft, wobei bemerkenswerth sein dürfte, daß die Männer im Allgemeinen viel mehr Kohlensäure ausathmen als die Frauen, im Alter von 16 bis 40 Jahren sogar fast doppelt so viel.

Nach alledem und in Erinnerung dessen besonders, daß die Luft sich um so mehr verschlechtert und zur Athmung untauglicher wird, je höher ihr Gehalt an Kohlensäure steigt, ist kaum noch ein Wort über die dringende Noth-

wendigkeit einer gehörigen Lüftung bewohnter Räume zu verlieren. Wenn nämlich eine starke Anhäufung von Kohlensäure in der Luft vorhanden ist, so wird ihre Aushauchung aus dem Blute theilweise oder gänzlich verhindert, das Blut hört auf, arteriell zu werden, und die Lebensthätigkeiten werden insgesammt aufgehalten; vergebens enthält die Luft noch eine Menge lebenbringenden Sauerstoff, das Blut vermag ihn nicht aufzunehmen, weil es seine Kohlensäure nicht abgeben kann. So kamen im Dubliner Krankenhause im Laufe von vier Jahren unter 7658 Geburten 2944 Todesfälle neugeborener Kinder im Alter von 1 bis 15 Tagen vor, während diese Zahl plötzlich auf 279, auf den zehnten Theil also innerhalb einer gleichen Periode vermindert wurde, nachdem ein neues System der Ventilation eingeführt worden war. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man „Mangel an Ventilation" als langsamen Mord oder Selbstmord auffaßt. Denn wenn es auch wahr ist, daß der wunderbar elastische Organismus des Leibes sich an schlechte Luft bis zu einem gewissen Grade gewöhnt, so geschieht es doch stets unter einem allmähligen Niedergange aller Lebensthätigkeiten.

Die längere Unterbrechung des Athmungsprozesses aber führt jene schrecklichen Erscheinungen herbei, die unter dem Namen der Erstickung zusammengefaßt werden. Ein Verschluß der Luftwege hat statt beim Ertrinken, Erdrosseln und Erwürgen, von welchen Todesarten das Ertrinken die sanfteste sein soll, wie denn Sir Benjamin Brodin von einem dem Wassertode Entrissenen erzählt, daß das letzte, dessen er sich unter Wasser bewußt wurde, die That-

sache war, daß er ruhig die Kiesel auf dem Seegrunde zählte. Erstickung im eigentlichen Sinne erfolgt aber durch Einathmen sauerstoffarmer Luft oder giftiger Gase, welche gleicherweise die Aushauchung der Kohlensäure aus dem Blute verhindern, überdies das Blut tödtlich verändern. In letzterer Beziehung kommt vor Allem das giftige Kohlenoxydgas in Betracht, das Jedem an der blauen Flamme, die über glühenden Kohlen schwebt, bekannt ist. Absichtliche oder unabsichtliche Todesfälle aus dieser Ursache sind ja an der Tagesordnung. Mit welchen Qualen eine solche Erstickung jedoch zuweilen verbunden ist, lehrt ein Fall, der sich in Paris ereignete, und mit dessen Darstellung wir diese Skizze beschließen wollen.

Ein junger Franzose, Namens Déal, dessen Bestrebungen, in der Welt eine Rolle zu spielen, scheiterten, beschloß zu sterben, nicht jedoch, ohne wenigstens im Tode Sensation zu machen. Er hinterließ über seine letzten Augenblicke folgenden schriftlichen Bericht: „Im Interesse der Wissenschaft habe ich es für nützlich gehalten, die Wirkungen des Kohlendampfes auf den Menschen bekannt zu machen. Ich stelle ein Licht, eine Lampe und eine Uhr vor mich hin auf den Tisch, und beginne die Feierlichkeit. Es ist 15 Minuten nach 10 Uhr, eben zündete ich den Ofen an, die Kohle brennt. — 20 Minuten nach 10: Der Puls ist ruhig wie gewöhnlich. — 30 Minuten nach 10: Ein dichter Dampf füllt nach und nach das Zimmer, das Licht ist beinahe verlöscht; ich fange an, heftiges Kopfweh zu spüren; Thränen treten mir in die Augen; ich empfinde ein allgemeines Unbehagen; der Puls ist aufgeregt. —

40 Minuten nach 10: Das Licht ist verlöscht, die Lampe brennt noch; die Adern an meinen Schläfen schlagen zum Bersten; ich werde sehr schläferig; im Magen fühle ich furchtbare Schmerzen; mein Puls rast. — 50 Minuten nach 10: Ich ersticke fast; seltsame Ideen befallen mich; ich kann kaum athmen; ich werde es nicht lange mehr treiben; Symptome von Wahnsinn stellen sich ein. — 58 Minuten nach 10: Ich kann kaum noch schreiben; ich sehe nicht mehr recht; die Lampe ist am Verlöschen; ich dachte nicht, daß es einen solchen Kampf kosten würde, zu sterben . . . . Elf . . . .“

Hier folgten noch einige unleserliche Schriftzüge. Am folgenden Morgen fand man ihn todt am Boden liegen. —

Wenn aber hinfort die freundlichen Leser dieser Skizze sich veranlaßt sehen sollten, ihrer regelrechten Athmung und der Lüftung ihrer Räume die nöthige Sorgfalt zuzuwenden, so wäre die Absicht des Verfassers erreicht.

Frauenschönheit.

Von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

„Geld regiert die Welt," lautet ein altes Sprichwort, das gewiß Niemand wird anfechten wollen. Aber einen Rivalen hat das rollende Metall, das mindestens ebenso mächtig ist und zu allen Zeiten war, das ist die Frauenschönheit. Wir Alle wissen, was sie im täglichen Leben zu bedeuten hat, wie sie tausendfältig den Knoten sozialer Verwickelungen schürzt und Glück und Unglück herbeiführt, und ebenso in der Weltgeschichte spielt sie bekanntlich seit Menschengedenken eine der wichtigsten Rollen als direkte oder indirekte Ursache der weitgreifendsten Tagesereignisse. Wie viele unermeßliche Reichthümer, wie viele Menschenleben sind ihr geopfert worden, wie oft sind Throne, ja ganze Reiche und große Staaten durch sie in's Schwanken gekommen und in Verfall gerathen! Der Franzose gibt dieser Erfahrung einen sprichwörtlichen Ausdruck, indem er bei jeder Aufsehen erregenden befremdlichen oder sonst erstaunlichen Begebenheit die stereotype Frage aufwirft: „Où est la femme — welche Frau steckt dahinter?"

Durch Schönheit und Anmuth zu wirken ist die Naturbestimmung des Weibes, und nichts macht die Töchter Eva's

glücklicher, als wenn sie sich im Stande fühlen, mit dieser Seite ihres Wesens Eindruck zu machen. Ehre und Ruhm, Reichthum und Macht, Alles tritt dahinter zurück, und selbst die Fürstin denkt in erster Linie daran, ob sie gefällt. Wie viel ist auch für sie an diese Bedingung gebunden! „Ueber das Lebensglück unzähliger Mädchen," sagt Arthur Schopenhauer, „hat eine kleine Biegung der Nase nach unten oder nach oben entschieden." Man verzeiht einer Dame so leicht und so viel, wenn sie schön ist.

Was versteht man denn aber unter Frauenschönheit?

Die Frage scheint eigentlich überflüssig, denn Jeder glaubt das zu wissen. Und doch gehen dabei die Ansichten wie in allen Geschmackssachen vielfach auseinander. Gleichwohl können gewisse Bedingungen hierbei als unerläßlich gelten. Künstler und Schriftsteller alter und neuer Zeit haben sich zur Genüge darüber ausgesprochen, und es dürfte nicht uninteressant sein, ihre Aufstellungen einmal zu überblicken.

Was verstand man z. B. im Mittelalter unter einem schönen Weibe? Wie nahm sich damals das Ideal der Frauenschönheit aus? Darüber können wir ziemlich genauen Aufschluß geben, denn die Dichter jener Zeit befassen sich viel und eingehend damit. So namentlich in den Liedern und Heldengedichten des 13. Jahrhunderts. Schlank und rund, von weißer und rosiger Hautfarbe, auf kleinen schmalen Füßchen mit feinen Knöcheln, unten so gehöhlt, daß „ein Vogel durchschlüpfen könnte," und in den zart geschwungenen Hüften leicht und elastisch sich bewegend, mit gerundeten Armen vom rechten Maß, langen,

schlanken Fingern, rosigen Nägeln, gewölbter Büste, mit reichen, langen, seidenweichen Haaren, blühenden Wangen, einem kleinen roth und kußlich schwellenden Mund, einem feinen Grübchenkinn, kleinen weißen, ovalen Ohren, Zähnen von schneeweißem Schmelz und dichter Fügung ausgestattet, feurig und doch züchtig jung und frisch — so mußte die Schöne sein, die einen Helden oder Dichter des Mittelalters begeistern sollte.

Im südlichen Frankreich war bekanntlich weibliche Schönheit und Anmuth zuerst als Urquell aller geselligen Freude anerkannt worden, und die provenzalischen Troubadours hatten daraufhin eine förmliche Symbolik und Wissenschaft der Liebe ausgebildet. Beiläufig sei bemerkt, daß im späteren Mittelalter in Frankreich die deutschen Männer und die Frauen aus Flandern als die schönsten ihres Geschlechts berühmt waren, während in Deutschland viele Jahrhunderte lang bis auf die Gegenwart im Volke gereimte und ungereimte Sprüche in Umlauf waren, in denen die Weiber verschiedener Landschaften gepriesen wurden.

Das germanische Blond, das schon die Römerinnen theils durch Färbung, theils durch Perrücken sich anzueignen suchten, erhielt sich auch das ganze Mittelalter hindurch in Ansehen. Namentlich war krausgelocktes Haar bei den Frauen im 12. und 13. Jahrhundert sehr beliebt, außerdem schätzte man lange, schön geflochtene Zöpfe. Auch die blauen Augen waren bevorzugt.

Während eine rosige Gesichtsfarbe allgemein als unerläßlicher Bestandtheil der Frauenschönheit galt, machten die Engländerinnen des 12. und 13. Jahrhunderts eine

Ausnahme und brachten die Blässe in Mode, die sie durch Weißschminken und Pudern zu erlangen bemüht waren. Auf die Dauer aber fand das keinen Anklang.

Die Augenbrauen liebte man geschwungen, schmal und scharf wie mit dem Pinsel gezogen; zwischen den Brauen aber mußte ein freier Raum sein; zusammenstoßende galten für häßlich. Die Stirn verlangte man gewölbt und weiß, die Nase mäßig lang, nicht breit, nicht höckerig, sondern gerade, höchstens ein wenig gebogen, das Kinn rund, weiß wie Elfenbein, Schnee oder Lilien und, wie schon erwähnt, mit einem Grübchen geschmückt, den Hals rund, nicht zu lang und nicht zu voll, von so weißer Haut, daß man — phantasirten die Dichter — den rothen Wein, den die Schöne trinke, durch die Haut schimmern sähe.

Man sieht, auch das Mittelalter verstand sich auf Frauenschönheit, und im Wesentlichen ist der herrschende Geschmack noch heute derselbe geblieben. Wollten wir das weibliche Schönheitsideal aus modernen Dichtern zusammenstellen, es würde im Ganzen und Großen auf dasselbe hinauslaufen. Die moderne Aesthetik geht aber noch mehr in's Einzelne. Da soll z. B. die Stirn doppelt so breit als hoch sein, die Haut hell leuchtend, aber nicht von todter Blässe, die Brauen dunkel, seidenweich, in der Mitte am stärksten und gegen Nase und Ohr abnehmend, das Weiße im Auge mit einem bläulichen Schimmer. Die Nase, welche wesentlich die Schönheit des Profils bestimmt, muß nach oben sehr sanft und gleichmäßig abnehmen; wo der Knorpel aufhört, darf eine winzige Erhöhung sein, doch nicht so, daß daraus eine Adlernase würde, die an

Frauen nicht gefällt; der untere Theil muß sanfter gefärbt sein, als die Ohren. Der Mund wird klein verlangt, doch weder gespitzt noch platt, die Lippen nicht zu dünn und symmetrisch auf einander passend, so daß beim zufälligen Oeffnen (d. h. ohne Lachen oder Reden) höchstens sechs Oberzähne sichtbar werden. Und so geht das bis in's Einzelnste fort; wir wollen das Reglement, dem in allen Punkten wohl noch nie ein Mensch entsprochen hat, hier nicht weiter verfolgen.

Groß ist die Macht der Frauenschönheit, und die Geschichte weiß manches merkwürdige Beispiel davon zu erzählen.

Wir brauchen dabei noch nicht an den seltsamen Fall mit der bekannten Französin Ninon de Lenclos zu erinnern, die noch im Greisenalter so reizend war, daß ein junger Mann sich aus unglücklicher Liebe zu ihr das Leben nahm. Die Annalen der Menschheit enthalten noch genug Beispiele, die, ohne in's Uebernatürliche zu spielen, uns die ganze Macht der Weiblichkeit vor Augen führen. So wissen wir von Philippine Welser, daß sie durch ihre holdselige Schönheit nicht allein das Herz ihres nachmaligen Gatten, des Erzherzogs Ferdinand, im Sturm eroberte, sondern auch den Zorn ihres stolzen Schwiegervaters besänftigte, als sie sich unerkannt ihm zu Füßen warf und seine Verzeihung erbat. Und wer möchte hier nicht der schönen Baderstochter von Augsburg, Agnes Bernauer, gedenken, die wegen ihrer Schönheit vom Volke „der Engel von Augsburg“ genannt wurde, und die Herzog Albrecht von Bayern heimlich zu seiner Gemahlin

erhob, ein Schritt, der freilich bald nachher die Ursache ihres traurigen Endes wurde. — Die braunschweigische Geschichte bewahrt einen ähnlichen Fall des Sieges weiblicher Schönheit, der indeß einen durchaus glücklichen Ausgang hatte. Herzog Rudolph August von Braunschweig-Lüneburg gewann nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Barbierstochter aus Minden, Elisabeth Rosina Mende, so lieb, daß er unbedenklich die Schranke des Herkommens durchbrach und dem ebenso schönen als sittsamen Mädchen seine Hand bot. „Ihr sollt nicht meine linke, sondern meine rechte Gemahlin sein und bleiben," sagte der Fürst zu ihr, als er sich im Juli 1681 auf dem Landhause Hedwigsburg mit ihr trauen ließ. Als sie nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe mit ihm starb, setzte er ihr auf's Grab: Vixit in praeclarum modestiae et pietatis exemplum.*)

Ein Muster von Frauenschönheit war auch Dorothea Sibylla, die Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, welche sich 1610 mit dem Herzog Johann Christian von Liegnitz und Brieg vermählte. Sie galt allgemein als die holdseligste und schönste Frau im Lande. Ueber die Züge ihres edlen Antlitzes lag ein ungemeiner Liebreiz ausgebreitet und ihre bloße Erscheinung hatte etwas außerordentlich Gewinnendes.

Sie hatte eine leicht gebogene Nase, braune Augen und volles braunes Haar, das sie meist gescheitelt trug und so, daß es am Hinterhaupt in zwei Locken auslief. Man be-

---

*) Sie lebte als ein vortreffliches Muster der Bescheidenheit und Frömmigkeit.

wunderte aber auch ihre kleinen Hände und Füße, ihren zierlichen feinen Mund, ihre ganze zartgebaute Gestalt. Die höhere Verklärung erhielten jedoch diese reizenden Körperformen durch ihr Wesen, das im höchsten Grade liebenswürdig und anziehend war, wie auch ihr Charakter die höchste Achtung verdiente.

Die Frauenschönheit, welche die Männer von feinfühliger Empfindung wie mit einem Zauberbann umstrickt hält, ist jedoch keineswegs an eine vollendete Harmonie der äußeren Form gebunden. Wir erleben es täglich, daß Frauen von keineswegs vollendeter äußerer Schönheit Triumphe feiern, und die Geschichte kennt eine ganze Gallerie von weiblichen Wesen, die, ohne von Gesicht eigentlich schön zu sein, den mächtigsten Einfluß auf Männer ausübten, und zwar auf Männer, denen bei ihrer Wahl die Welt offen stand.

Schon im germanischen Alterthum finden wir Beispiele, daß Vorzüge des Charakters, des Geistes und der Seele den Sieg über bloße Schönheit des Körpers bei Frauen davontrugen. Der longobardische Herzog Bemmo in Forum Julii hatte eine Gemahlin, Radberg mit Namen, die ein treffliches Weib war, der jedoch die äußere Anmuth abging. Dies bekümmerte sie oft, und sie ging den Mann schließlich selbst darum an, daß er sich von ihr scheide und eine schönere heirathe. Allein Bemmo war verständig genug, die Demuth, die Züchtigkeit und das vortreffliche Herz höher zu achten, als äußeren Liebreiz, und die Ehe blieb eine glückliche.

Claude de France, die Königin von Frankreich,

welche anfangs zur Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl V. bestimmt war, sich aber 1514 mit Franz v. Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählte, war durchaus nicht schön von Gesicht, wußte aber durch die Vorzüge des Geistes und Herzens dauernd ihren Gemahl zu fesseln und ebenso die Liebe des Volkes zu erwerben, das sie nur „die gute Königin“ nannte.

Welch' ein leidenschaftlicher Freund des weiblichen Geschlechts Ludwig XIV. war, ist bekannt. Aber die Damen, die sich vorwiegend und auf längere Zeit seiner Gunst erfreuten, konnten durchaus keinen Anspruch auf die Bezeichnung von augenfälligen Schönheiten machen. Louise de la Vallière, die er am längsten und wahrsten liebte, war nicht schön, sondern, wie ihre Zeitgenossen übereinstimmend berichten, von kleiner Figur, dabei mager, etwas lahm und pockennarbig. Dabei hatte sie schönes blondes Haar und schmachtende braune Augen. Mehr aber als durch diese nicht besonders seltenen Vorzüge bezauberte sie Alles durch ihre Einfachheit, ihr sanftes, mildes Wesen, ihre Bescheidenheit und Herzensgüte.

Eine andere Dame am Hofe Ludwig's, die Prinzessin Henriette von England, Gemahlin des Herzogs von Orleans, war entsetzlich mager. Dies trat namentlich vor ihrer Vermählung so hervor, daß der Herzog wegen seiner „knochigen Liebschaft“ von seinem Bruder, dem König, viel Spötteleien zu hören bekam. Sie war sogar ein wenig verwachsen. Und doch gefiel sie mehr, als die schönsten Damen des Hofes. Ihr ganzes Wesen und Sichgeben, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Bewegungen, ihr Lachen und

Weinen schien sie den Grazien selbst abgelauscht zu haben. Wer nur kurze Zeit in ihrer Nähe weilte, vergaß das Gebrechen ihres Körpers über dem Liebreiz ihrer Erscheinung, und wurde nicht müde, sie zu betrachten.

Auch von einer Zeitgenossin von ihr, der Herzogin de Bourgogne, Adelaide von Savoyen, erzählen die Chronisten, daß alle Mängel ihrer Gestalt und Gesichtsbildung durch eine unendliche Fülle von Grazie verklärt worden seien. Ein französischer Geschichtschreiber entwirft folgendes Bild von ihr: Sie war körperlich sehr häßlich, hatte hängende Backen, eine weit hervortretende Stirn, eine unbedeutende Nase und große aufgeworfene Lippen. Ihr Hals war lang und durch einen Ansatz von Kropf verunstaltet. Nur ihr kastanienbraunes Haar zeigte eine üppige Fülle und ihre Augen mußten schön genannt werden, auch ihre Haut war zart und rein. Allein so kärglich sie die Natur mit äußerlichen Reizen ausgestattet hatte, so reich war sie an bezaubernder Grazie. Sie trug den Kopf mit unnachahmlicher Majestät, ihr Lächeln war unbeschreiblich holdselig, ihr Gang wie der Gang einer Göttin auf Wolken. Grazien sproßten unter ihren Schritten, aus ihren Manieren, aus ihren gewöhnlichen Unterhaltungen hervor. Sie gefiel in der That Allen im höchsten Grade. Der härteste Zwang, den sie sich anthun mußte, schien ihr nicht die mindeste Unbequemlichkeit zu verursachen. Ihre Gefälligkeit war natürlich und so unerschöpflich, daß sie für den ganzen Hof genug hatte. Ihre jugendliche Heiterkeit verscheuchte die Wolken des Trübsinns von Allen, denen sie sich näherte, und ihre Beweglichkeit führte sie umher wie

einen Zephyr, der viele Orte zugleich erfüllt und allenthalben Kühle fächelt. So kam es, daß sie die Zierde aller Schauspiele, die Seele aller Feste, der Mittelpunkt aller Vergnügungen war, und wenn ihre Füße im Tanze kaum den Boden berührten, zog sie unwillkürlich das Augenmerk aller Zuschauer auf sich. Selbst bei dem Könige stand sie in so hoher Gunst, daß sie sowohl ihm als der Frau v. Maintenon Dinge sagen durfte, die Niemand sonst hätte unbestraft aussprechen dürfen. In ihrem Munde freilich schien auch die bitterste Wahrheit den süßen Beigeschmack einer Schmeichelei zu erhalten.

Marie Therese Geoffrin (gest. 1777), war eine Frau, deren Umgang und Freundschaft von den hervorragendsten Künstlern und Gelehrten ihrer Zeit gesucht wurde. Männer wie Montesquieu, Marmontel, Morellet, Thomas, Stanislaus Poniatowski ꝛc. fand man beständig in ihrer Gesellschaft. Ja, der Letztere war ihr so ergeben, daß er ihr seine Erhebung auf den polnischen Königsthron mit den Worten meldete: „Mama, Ihr Sohn ist König," und nicht ruhte, als bis sie ihn 1766 in Warschau besuchte, wo er ihr die größte Aufmerksamkeit widmete. Auch Kaiser Joseph II. gehörte zu ihren Verehrern. Und doch war es keineswegs der Reiz der äußeren Erscheinung, mit dem sie hätte auf Eroberungen ausgehen können; ihr Geist und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens übten den Zauber allein aus. Dasselbe gilt von einer anderen Salonberühmtheit des vorigen Jahrhunderts, Mlle. Julie Jeanne Eleonore de l'Espinasse, die ebenfalls beständig von großen Männern umschwärmt war, denen ihr Witz und ihre

ungewöhnliche Bildung imponirte, ohne daß sie zugleich mit körperlichen Reizen geblendet hätte.

Frau v. Staël, die so viel über die Männer vermochte und selbst auf Napoleon Bonaparte einen so mächtigen Eindruck machte, daß sie von ihm die Ausstreichung ihres Vaters aus der Liste der Verbannten bewirkte, konnte ihrem Aeußeren nach viel eher für häßlich als für schön gelten.

Die Gesichtszüge der George Sand ferner waren den Gesetzen der weiblichen Schönheit so zuwiderlaufend, daß man sagte, „sie ähnle einem Hammel," und doch wurden Männer wie Alfred de Musset und Chopin von ihr förmlich bezaubert.

Frau v. Stein, welche noch als Mutter von sieben Kindern Goethe's Herz in helle Flammen setzte und den Dichter Jahre lang gefesselt hielt, mochte eine zarte, ätherische Erscheinung genannt werden, aber schön im gewöhnlichen Sinne des Wortes war sie nicht, und Christiane Vulpius, mit welcher sich der Altmeister schließlich vermählte, war weder durch Schönheit noch durch Geist, noch durch Bildung ausgezeichnet.

So ließe sich dieses Kapitel noch lange fortsetzen. Wir ersehen aus all' den angeführten Beispielen, daß es die Schönheit der körperlichen Formen nicht ist, welche dem Weibe einzig und allein seinen Reiz, seine Liebenswürdigkeit, seine Gewalt über das andere Geschlecht verleiht. Grazie und Anmuth kann in höchster Fülle über ein Weib ausgegossen sein, ohne daß sie eigentlich schön ist, ebenso wie es kalte und leere Schönheiten gibt, die auf den ersten

Blick das Auge fesseln, aber ohne den höheren Liebreiz sind, welchen erst Seele und Geist der Frau einhauchen.

Die wahre Frauenschönheit aber, bei der die Wohlgefälligkeit der Körperformen durch innerliche Vorzüge ihren Adel erhält, wird allezeit eine der ersten Großmächte im menschlichen Leben bleiben.

Mannigfaltiges.

Zu rechter Zeit. — Der gegenwärtig weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte spanische Dichter Trueba, dessen „Buch der Lieder“ das Entzücken aller Spanier ist, hatte in seiner Jugend vielfach mit Entbehrungen zu kämpfen. Nachdem er die Stellung als Commis, die er längere Zeit in einer Eisenhandlung einnahm, durch den Bankerott seines Herrn verloren hatte, gelang es ihm, eine Anstellung bei dem Madrider Stadtrath zu erhalten, und infolge des guten Rufes, den er sich hier erwarb, unter die Vertrauensmänner gewählt zu werden, welche die Arbeit der Soldatenaushebung zu leiten hatten. Trotz der Verantwortlichkeit dieser Stellung betrug sein Gehalt monatlich nur zehn Realen, während er trotz aller Einschränkung dreizehn Realen bedurfte. Dieses monatliche Defizit von drei Realen brachte ihn allmählig in eine Lage, die um so verzweiflungsvoller für ihn war, als sein Ehrgefühl ihm nicht erlaubte, die Gefälligkeit seiner Freunde in Anspruch zu nehmen.

Vollständig niedergeschlagen und hoffnungslos ging er eines Sonntags aus seinem Hause, als ein Landmann ihn plötzlich anhielt und ihn ehrerbietig frug, ob er das Glück habe, mit Don Trueba zu sprechen. Als der Dichter die Frage bejahte, zog der Landmann ihn mit sich unter ein benachbartes Portal.

„Sennor," begann er dort ernsthaft, „ich sehe, daß Sie sich meiner nicht mehr erinnern. Ich dagegen erinnere mich Ihrer sehr wohl. Ich bin der Vater eines Burschen, den man bei der vorjährigen Soldatenaushebung unrechtmäßiger Weise zum Dienst behalten wollte, damit der Sohn eines Reichen, welcher die Kommissäre bestochen hatte, frei würde. Ich wußte Niemand, an den ich mich in meiner Noth hätte wenden können, aber Ihr Aeußeres flößte mir Vertrauen ein. Ich trat zu Ihrem Tische und berichtete Ihnen vertrauensvoll die ganze Sache. Sie wurden sehr aufgebracht und versprachen, mir zu meinem Rechte zu verhelfen; und Sie hielten Ihr Versprechen. Nach wenigen Tagen kehrte ich mit meinem Sohne in unser Dorf zurück, und der Sohn des Reichen wurde Soldat. Erinnern Sie sich dessen nicht?"

Trueba drückte schweigend die Hand des Alten. Dieser fuhr fort:

„Als wir in's Dorf kamen, sagte ich meinem Sohne: Dieser Herr, der nicht einmal nach dem Orte, woher wir sind, fragte, hat Dir acht Jahre der Arbeit an der Seite Deiner Eltern geschenkt, es ist nur billig, wenn wir ihm dafür die Arbeit wenigstens eines Jahres schenken. Ich werde Dich dieses ganze Jahr erhalten, aber unter der Bedingung, daß das, was Du in dieser Zeit verdienst, in einen Beutel gethan wird, dessen Inhalt unserem Wohlthäter gehört. — Heute nun, Sennor, bringe ich Ihnen dieses Geld. Es ist der Schweiß eines Jahres, für sieben Jahre bleiben wir Ihnen verschuldet."

Mit diesen Worten legte der Landmann einen Beutel mit Geld in die Hand Trueba's, und ehe dieser noch von seinem Staunen zu sich kam, hatte er sich schon entfernt. Die Summe war groß genug, um Trueba nicht nur seiner augenblicklichen Verlegenheit zu entreißen, sondern ihn auch noch für die nächste Zeit der dringendsten Sorgen zu entheben.

Wenn der kindlich-religiöse Dichter diese Begebenheit erzählt, pflegt er zu sagen, daß er noch jetzt nicht wisse, ob jener Alte wirklich der Vater eines Rekruten gewesen sei und nicht vielmehr ein Abgesandter Gottes, der sich seiner Noth erbarmt.

H. St—l.

Eine russische Gerichtsscene. — Der „Prыjaciel Ludu" brachte im Jahre 1870 in seiner 38. Nummer einen Fall russischer Rechtspflege, welchen wir hier in wortgetreuer Uebersetzung folgen lassen.

Ein Bauer brachte eine Kuhhaut zu Markte. Es stellte sich bald ein Jude als Käufer ein und erhandelte die Haut für zweieinhalb Rubel, ging aber, da er kein Geld bei sich hatte, noch einmal nach Hause, um solches zu holen, und versprach, sogleich zurückzukehren. Inzwischen stellte sich ein zweiter Käufer ein, bezahlte für die Haut drei Rubel, und der Bauer überließ sie diesem um so lieber, weil er auf die Rückkehr des ersten Käufers bis jetzt vergeblich gewartet hatte. Das Unglück aber wollte, daß dieser gerade in dem Augenblicke zurückkehrte, als der zweite Käufer die Haut mit sich nehmen wollte. Es entspinnt sich ein Streit zwischen ihnen, Keiner will dem Anderen nachgeben, bis sie sich endlich entschließen, die Sache vor das Gericht zu bringen.

Der Richter läßt sich Alles genau erzählen und sagt dann zu dem ersten Käufer: „Du hast also die Haut zuerst erhandelt?"

„Ja."

„Für wieviel?"

„Für zweieinhalb Rubel.“

„Und wo ist das Geld? Hast Du's?“

„Hier ist es, in meiner Hand.“

„Lege es dort auf den Tisch!“

Der Jude legt das Geld auf den Tisch und der Richter spricht zu dem zweiten Käufer: „Du hast nach diesem die Haut gekauft und schon bezahlt?“

„So ist es.“

„Wieviel hast Du bezahlt?“

„Drei Rubel.“

„Und bist Du jetzt im Besitz der Haut?“

„Ich habe sie.“

„Wo ist sie?“

„Ich habe sie in den Hausflur der Kanzlei gelegt.“

„Hole sie und lege sie dort in den Winkel.“

Der Zweite geht, holt die Haut und legt sie in den bezeichneten Winkel. Darauf wendet der Richter sich zu dem Bauer: „Und Du hast Dich mit dem Ersten auf zweieinhalb Rubel geeinigt, da dieser aber nicht mit dem Gelde zurückkam, hast Du die Haut einem Anderen verkauft und drei Rubel erhalten. Hast Du sie?“

„Ich habe sie.“

„Lege sie dort zu dem anderen Gelde.“

Das geschah und der Richter fällte nun folgenden Spruch: „Du Erster handle nichts ohne Geld und beunruhige nicht die Stadt; Du Zweiter hintergehe Andere nicht und mache keine Theuerung; und Du, Bauer, gib Dich nicht mit solchen ab, die kein Geld haben. Und jetzt vor die Thüre mit Euch allen Dreien, Marsch!“

Er ließ sie alle Drei hinauswerfen, als sie nicht sofort Miene machten, seinem Befehle zu gehorchen. Die Haut aber und das Geld behielt er für seinen vortrefflichen Richterspruch. C. T.

Die Panamahüte werden aus den fächerähnlichen Blättern der Cardulovica palmata hergestellt. Die Blätter werden den Fasern entlang in mehr oder weniger zarte Streifen getheilt, die zweckdienlich geflochten werden. Die kostbarsten Hüte bestehen aus einem einzigen Blatte, und da die Anfertigung bisweilen zwei bis drei Monate dauert, so kann ein solcher Hut sehr theuer werden. Die steifen Paralleladern werden aus den Blättern entfernt, letztere in siedendes Wasser eine kurze Zeit eingeweicht und an der Sonne gebleicht. Die besten Hüte werden in der Republik Ecuador fabrizirt, sie sind so leicht, schmiegsam und elastisch, daß sie gar nicht zu verwüsten sind. Man kann sie waschen wie ein Taschentuch, sie verdorren an der Sonne nicht, sie lassen sich nach Belieben zusammenrollen, man kann auf ihnen sitzen, sie in unerhörter Weise schlecht behandeln, sie brechen, zerreißen nicht und verlieren nicht ihre Form. Hüte dieser Art sind sehr theuer, und 1000 Mark für einen ist noch gar kein erstaunlicher Preis, jedoch kann man geringere Sorten schon für 40 Mark haben.

R.

Eine altrömische Zeitung. — Obwohl das Zeitungswesen eine spezifisch moderne Institution, die überhaupt erst durch die Erfindung der Buchdruckerkunst möglich geworden ist, so findet man doch ein, wenn auch unvollkommenes Vorbild dafür schon im alten Rom, namentlich zur Kaiserzeit, wo die sogenannten Acta diurna (Tagesereignisse) demselben Zwecke dienten, wie unsere heutige Tagesliteratur. Dieselben waren aber kein Privatunternehmen, sondern ein offizielles Journal, welches, wie schon der Name lehrt, täglich erschien und vor Allem die Hofnachrichten enthielt, wie Geburten und Todesfälle in der kaiserlichen Familie, Berichte über Reisen und Festlichkeiten, Verordnungen der Regierungsbehörden, Senatsbeschlüsse und Reden, Gerichtsverhandlungen und die kleinen Nachrichten über Kunstausstellungen, Thierhetzen, Theater, Neubauten, Feuersbrünste

oder andere Unglücksfälle, für welche das mannigfach bewegte Leben und Treiben der Hauptstadt eine nie versiegende Quelle bildete. Auch Familiennachrichten von Privatpersonen wurden darin mitgetheilt, namentlich Geburten und Ehescheidungen, da letztere erst durch diese Veröffentlichung völlige Giltigkeit erlangten und hinsichtlich der Geburten seit der Lex Papia Poppaea der Grundsatz galt, daß nur nach einer solchen öffentlichen Bekanntmachung die Belohnungen, die das erwähnte Gesetz für jeden Familienzuwachs in Aussicht stellte, zuerkannt wurden. Demnach weisen die Acta diurna, mit Ausnahme des Leitartikels und Feuilletons, so ziemlich dieselben Rubriken auf, wie unsere heutigen Blätter, von den amtlichen Kundmachungen und Hofnachrichten angefangen bis zu den vermischten Tagesneuigkeiten und standesamtlichen Inseraten. Korrespondenzen aus den Provinzen waren nur selten darin enthalten, und es mußten ganz besondere Vorfälle sein, wie etwa ein gefährlicher Aufstand oder ein Erdbeben von zerstörender Wirksamkeit, wenn man dieselben für hinlänglich interessant halten sollte, um sie dem Publikum der Hauptstadt mitzutheilen. Ueber die Redaktion dieses altrömischen Intelligenzblattes herrscht großes Dunkel; doch waren es jedenfalls höhere Staatsbeamte, wie Quästoren und selbst Prätoren, welche die oberste Leitung hatten und über eine große Anzahl von Schreibern und Reportern die Aufsicht führten. War das Blatt vollendet, so wurde es einige Zeit auf einem öffentlichen Platze ausgestellt, wo es Jeder lesen und auch kopiren konnte. Ja, manche Schreiber machten ein eigenes Geschäft daraus, indem sie für eine Anzahl von Abonnenten Kopien oder kürzere Auszüge anfertigten. Solche Abschriften wurden dann bis in die entferntesten Provinzen des Reiches versendet, und Cicero schreibt z. B. einmal aus Cilicien an seinen Freund Atticus, daß er die Acta diurna bis zu den Nonen des März erhalten habe. War die Zeit, während welcher diese Blätter

ausgestellt zu werden pflegten, abgelaufen, so wanderten sie in das Staatsarchiv, wo manche von den römischen Historikern sich diese Quelle bei der Abfassung ihrer Geschichtswerke zu Nutze machten. Als die Hauptstadt des Reiches nach Konstantinopel verlegt wurde, scheinen die Acta aufgehört zu haben, da von dieser Zeit an wichtige Begebenheiten durch eigens dazu ernannte Kommissäre in den Provinzen bekannt gemacht wurden, die für diese Funktion werthvolle Geschenke zu beziehen pflegten. Ueber die äußere Form der Acta diurna sind wir bei dem gänzlichen Mangel an Ueberresten oder darauf bezüglichen Notizen nicht unterrichtet. Denn die angeblichen Fragmente davon, welche Pighius und Heinrich Dodwell in den Jahren 1615 und 1692 veröffentlichten, haben sich nicht als unzweifelhaft echt herausgestellt. Da dieselben jedoch sicherlich im Charakter der echten Acta diurna abgefaßt sind, so möge hier ein Beispiel folgen. Eines dieser Fragmente lautet: „Am vierten Tage vor den Kalenden des April (29. März). Es hat geblitzt und gedonnert und kurz nach Mittag schlug der Blitz in eine Eiche auf dem Gipfel der Velia. — Im unteren Theil der Janusstraße fand in einer Taverne eine Balgerei statt, bei welcher der Wirth vom behelmten Bären schwer verletzt wurde. — Der Volksädil C. Titinius hat eine Geldstrafe über die Fleischer verhängt, welche dem Volke nicht inspizirtes Fleisch verkauft haben. Mit dem Gelde soll eine Kapelle beim Tempel der Tellus erbaut werden."

B—y.

Wie Blücher zu den Preußen kam. — Blücher lebte mit seinem Bruder bei seiner Tante Krackwitz auf der damals noch schwedischen Insel Rügen, als diese im siebenjährigen Kriege mit schwedischen Soldaten sich anfüllte. Hier kam die soldatische Neigung der beiden Brüder zum Ausbruch. Sie wollten unter die Husaren gehen, und als sich Oheim und Tante dagegen stemmten, gingen sie eines Tages davon, stracks zu den schwedischen

Husaren. Es ist denkwürdig, daß der siebenzehnjährige Lebrecht v. Blücher gegen die Preußen Reiterdienst nahm, deren Führer und Retter er später werden sollte, und ebenso denkwürdig ist, daß er wie ein junges Füllen für die Preußen eingefangen werden mußte. Die schwedischen Reiter, bei denen Blücher eingetreten war, stießen auf einem Streifzug gegen die brandenburgische Grenze, bei dem mecklenburgischen Dorfe Galenbeck, auf preußische Husaren unter Führung des Obersten Belling. Das junge Blut, Lebrecht v. Blücher, dringt mit Feuereifer auf die Preußen ein; da trifft eine Kugel sein Pferd, es bäumt sich, es stürzt und mit ihm sein kühner, jugendlicher Reiter. Da sprengt im schnellen Fluge ein Belling-Husar herbei, Gottfried Landeck ist sein Name, ein Schlesier; mit raschem Griff erfaßt er den gestürzten feindlichen Junker, mit kräftiger Faust hebt er ihn schnell auf sein Pferd, das, rasch gewendet, die also gewonnene Beute pfeilschnell in die Mitte der Preußen trägt. Dem Obersten Belling gefiel der waghalsige Junker, er vermittelte seinen Abschied aus schwedischen Diensten, und Blücher trat als Fahnenjunker in das schwarze preußische Husarenregiment ein. Noch heute wird in dem alten Herrenhaus zu Galenbeck das Zimmer gezeigt, in welches der gefangene Junker gebracht wurde. Der Sohn des damaligen Eigenthümers des Herrenhauses, des Kammerherrn Wolfgang v. R., hat nachmals die Stelle der Einfangung Blücher's durch einen Denkstein bezeichnet. Blücher vergaß den Dienst, welchen ihm der Husar Landeck durch seine Gefangennehmung geleistet, in seinem Leben nicht, er hat ihn stets dankbar geehrt, und Landeck folgte seiner „Kriegsbeute“ noch in manchen kühnen Husarenstrauß. Landeck's alte Tage wurden durch Zulagen seines hohen Gönners erleichtert, und als er im Jahre 1808, also 48 Jahre nach seiner kühnen That, an der Rega erschien, wo Blücher sein Standquartier hatte, wurde er von demselben zur Tafel gezogen und ihm der Ehrenplatz an seiner Seite angewiesen. Der König

aber gab dem alten Landeck vom Jahre 1814 an eine monatliche Pension und bewilligte, als er im Jahre 1821 starb, auch seiner Wittwe bis zu ihrem Tode einen monatlichen Gnadengehalt.
C. T.

Edler Stolz. — Jean Paul erschien einst sehr spät in einer Gesellschaft des Präsidenten v. Schlichtegroll in München, welcher dieselbe nur des gepriesenen Dichters halber eingeladen hatte. Man erkundigte sich von allen Seiten sehr theilnehmend nach der Ursache seines langen Ausbleibens. Er sei in Nymphenburg gewesen und habe den König gesprochen, war die lakonische Antwort. — „War Seine Majestät gnädig zu Ihnen?" fragte ein besternter Herr. — „Warum hätte er denn gnädig zu mir sein sollen?" entgegnete Jean Paul, „bin ich denn ein Verbrecher?"
J. St.

Bedenkliche Folgen. — Einem türkischen Beamten in Beirut wurde wegen bewiesener Nachlässigkeit seine Absetzung verkündigt.

„Das kann vielen Menschen das Leben kosten!" rief er, nachdem er die unwillkommene Kunde vernommen.

Man verhaftete ihn sofort und führte ihn vor den Kadi, der Aufschluß über die bedenkliche Aeußerung forderte.

„Je nun," erklärte er, „ich habe vor fünfzehn Jahren als Arzt praktizirt; da ich nun ohne Amt bin, muß ich den damals aufgegebenen Beruf wieder fortsetzen und da —"

„Dann freilich," unterbrach ihn rasch der Kadi, „wirst Du in Deinem bisherigen Amte unschädlicher sein!" Und er erwirkte in der That die Wiederanstellung des „gefährlichen" Mannes.
—dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0483

